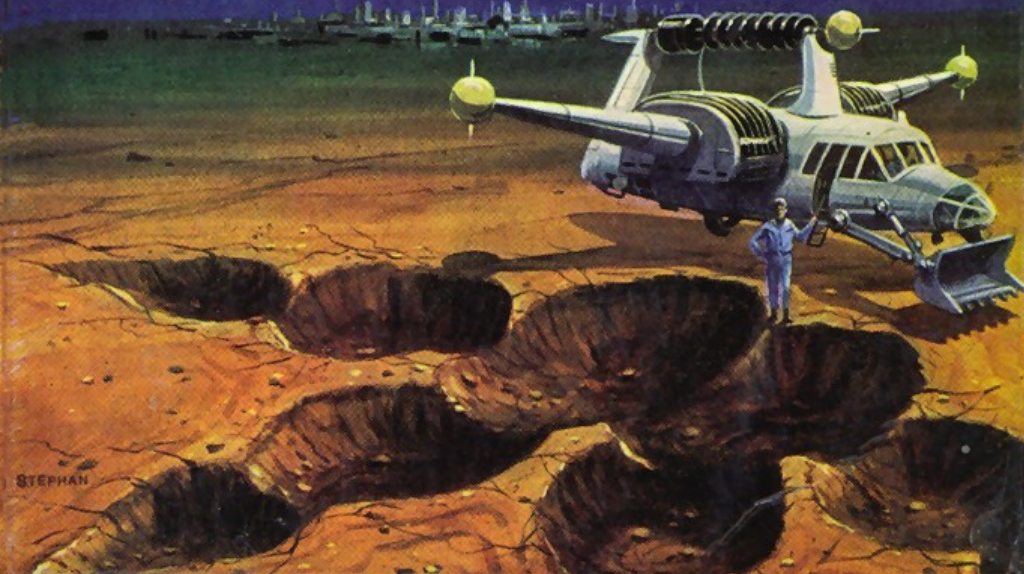


DAS ULTIMATUM VON DEN STERNEN

(THE STARS BEAST)

Ein Weltraumforscher
brachte LummoX als Souvenir zur Erde. Er ahnte nicht,
wer das „Biest von den Sternen“
in Wirklichkeit war

ROBERT A. HEINLEIN



John Thomas Stuart VII bringt LummoX zur Erde — als Souvenir von einer fremden Welt.

LummoX, das „Biest von den Sternen“, wird seitdem in der Familie Stuart als Haustier gehalten. John Thomas XI ist sein augenblicklicher Besitzer.

LummoX jedoch, der seit seiner Ankunft auf Terra etliche Tonnen Stahl verzehrt hat und zur Größe eines respektablen Dinosauriers herangewachsen ist, scheint die Besitzverhältnisse von einer anderen Warte aus zu sehen.



Wer aber ist LummoX in Wirklichkeit? Diese Frage wird schließlich zur Existenzfrage der Menschheit selbst.

Wie kein anderer SF-Autor beherrscht Robert A. Heinlein die Kunst des Erzählens. Mit Humor und Menschenkenntnis schildert er seine Mitmenschen — betrachtet aus dem Blickwinkel außerirdischer Lebewesen.

Eine Mischung aus Satire und Abenteuer.

In der TERRA-Sonderreihe
erschieden bisher:

Hans Kneifel

Der Traum der Maschine (Band 100)

E. F. Rüssel

Die große Explosion (Band 101)

John Brunner

Die Wächter der Sternstation (Band 102)

Poul Anderson

Die Zeit und die Sterne (Band 103)

A. E. van Vogt

200 Millionen Jahre später (Band 104)

Andre Norton

Das große Abenteuer des Mutanten (Band 105)

Richard Matheson

Der dritte Planet (Band 106)

James White

Gefängnis im All (Band 107)

Harry Harrison

Die Pest kam von den Sternen (Band 108)

Isaac Asimov

Unendlichkeit x 5 (Band 109)

Kenneth Bulmer

Im Reich der Dämonen (Band 110)

Keith Laumer

Im Banne der Zeitmaschine (Band 111)

Robert Silverberg

Menschen für den Mars (Band 112)

Clifford D. Simak

Planet zu verkaufen (Band 113)

Terra

Sonderreihe

114

Das Ultimatum von den Sternen

von

ROBERT A. HEINLEIN

Deutsche Erstveröffentlichung

MOEWIG-VERLAG MÜNCHEN

Titel des amerikanischen Originals:
THE STAR BEAST
Ins Deutsche übertragen von Birgit Bohusch

Copyright © 1954 by Robert A. Heinlein
Printed in Germany 1960
Scan by Brrazo 10/2006
Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Mühlberger, Augsburg

Lummox hatte Hunger und langweilte sich. Ersteres war ein Dauerzustand. Geschöpfe seiner Art pflegten auch nach einer kräftigen Mahlzeit noch Appetit auf einen kleinen Imbiß zu verspüren. Daß Lummox hingegen Langeweile verspürte, war schon weniger alltäglich und rührte von der Tatsache her, daß sein Freund und Begleiter, John Thomas Stuart, den ganzen Tag mit dieser Betty verbrachte.

Ein Nachmittag war zwar ein pures Nichts. So lange konnte Lummox den Atem anhalten. Aber er wußte, was diese Anzeichen bedeuteten. John Thomas hatte die Größe und das Alter erreicht, in dem er mehr und mehr seiner Zeit mit Betty und immer weniger Zeit mit seinem Freund Lummox verbringen würde. Schließlich würde die Periode folgen, in der sich John Thomas praktisch überhaupt nicht um ihn kümmerte. Aber danach würde ein neuer, kleiner John Thomas da sein, der sich in ein paar Jahren zu einem unterhaltenden Spielgefährten entwickeln würde.

Aus Erfahrung wußte Lummox, daß dieser Kreislauf notwendig und unvermeidbar war. Dennoch empfand er die Aussichten als sehr betrüblich. Er rekelte sich lustlos im Hinterhof des Stuart-Hauses und wartete auf Abwechslung. Da war eine Heuschrecke, ein Rotkehlchen und ein Ameisenhaufen. Eine Zeitlang beobachtete er den Ameisenhaufen. Die Wesen schienen im Umzug begriffen. Eine endlose Reihe schwer arbeitender kleiner Tiere schleppten die weißen Puppen in eine Richtung,

während in der Gegenrichtung eine andere Kolonne marschierte und neue Puppen holte. Über diesen Betrachtungen verging die nächste halbe Stunde.

Als ihm die Ameisen langweilig wurden, begab er sich in sein eigenes Haus. Sein Fuß Nummer Sieben zerdrückte dabei den Ameisenhaufen, aber das merkte LummoX leider nicht. Sein Haus war ihm so eng geworden, daß er sich gerade noch rückwärts hineinschieben konnte. Es war das neueste einer langen Kette von Gebäuden, deren erstes etwa die Größe einer Zwergpudelhütte gehabt hatte.

Vor seiner Hütte lagen sechs Ballen Heu aufgestapelt. LummoX zupfte etwas aus dem einen Ballen und kaute es faul. Eine zweite Portion wagte er nicht zu nehmen, denn das hätte John Thomas bestimmt gemerkt. Was ihn daran hinderte, den ganzen Ballen zu vernaschen, war eigentlich nur das Wissen, daß John Thomas ihn fürchterlich ausschimpfen und sich vielleicht sogar weigern würde, ihn mit dem Gartenrechen zu streicheln. Die Hausordnung besagte nämlich, daß er nur das fressen durfte, was in seiner Futterkrippe lag. Im allgemeinen gehorchte LummoX. Er haßte nämlich Meinungsverschiedenheiten.

Zudem schmeckte ihm das Heu gar nicht. Er hatte gestern zum Mittagessen Heu bekommen und würde heute abend und morgen abend wieder Heu bekommen. LummoX hätte gern etwas Herzhafteres gehabt. Er schlenderte zu dem niedrigen Zaun hinüber, der ihn von Mrs. Stuarts eigentlichem Garten trennte, und warf einen sehnsüchtigen Blick auf ihre Rosen. Der Zaun war lediglich ein Symbol, daß er diesen Teil des Gartens nicht betreten

durfte. Einmal, vor Jahren, hatte ihn LummoX betreten und ein bißchen von den Rosenbüschen gekostet ... nur ein winziges Häppchen. Aber Mrs. Stuart hatte solchen Lärm geschlagen, daß er jetzt noch nicht gern daran zurückdachte. Hastig zog er sich vom Zaun zurück.

Aber da gab es doch noch ein paar Rosenbüsche, die nicht Mrs. Stuart – und demnach niemandem – gehörten. Sie standen weiter links, im Garten der Donahues. Erst vor kurzem hatte sich LummoX einen Weg ausgedacht, der vielleicht zu diesen besitzerlosen Rosen führen konnte.

Das Grundstück der Stuarts war von einer drei Meter hohen Betonmauer umgeben. Aber in der Rückwand, da wo der Abzugsraben für die Abwässer das Grundstück überquerte, befand sich ein Loch. Dieses Loch wurde zwar von einem massiven Balkengitter ausgefüllt, dessen Längsbalken fest in den Boden des Grabenbetts gerammt worden waren. Der Hersteller hatte Mrs. Stuart versichert, daß es eine ganze Herde von Elefanten und LummoX dazu aufhalten würde.

LummoX wußte zwar, daß der Hersteller nicht recht hatte, aber man hatte ihn nicht um seine Meinung gefragt, und er hatte sie auch nicht geäußert. Auch John Thomas hatte seine Meinung nicht geäußert, obwohl er die Wahrheit zu ahnen schien. Denn er befahl LummoX strikt, dieses Gitter auf keinen Fall niederzureißen.

LummoX hatte gehorcht. Er hatte das Holz zwar probeweise angeknabbert, aber es war mit irgendeiner ekli- gen Flüssigkeit getränkt, die ihm jeden Geschmack nahm. So ließ er es in Ruhe.

Doch für die Naturgewalten fühlte sich LummoX nicht

verantwortlich. Er hatte vor einem Vierteljahr festgestellt, daß die Frühjahrsregen das Bachbett so ausgewaschen hatten, daß zwei der senkrechten Pfosten nur noch ganz leicht im ausgetrockneten Schlamm steckten. LummoX hatte wochenlang über diese Tatsache nachgedacht und war zu der Entscheidung gekommen, daß ein ganz kleiner Schubs die Pfosten vielleicht zum Einstürzen brachte, ohne gleich das ganze Gitter zu beschädigen. Und die entstehende Öffnung würde gerade groß genug sein ...

LummoX schlenderte hinüber und sah sich die Sache noch einmal an. Der letzte Regen hatte noch ein Stückchen mehr freigelegt. LummoX lächelte und schob den Kopf zwischen die beiden lockeren Pfähle.

Über sich hörte er ein Splittern. Der Druck ließ nach. Erschreckt sah LummoX nach oben. Der obere Bolzen des Pfostens hatte der Belastung nicht standgehalten. Jetzt drehte sich der Pfahl nur noch um einen einzigen Nagel. LummoX sprach sich selbst Mut zu. Dumm ... aber was konnte man dagegen machen? John Thomas würde ihn natürlich schelten. Doch LummoX war nicht der Typ, der sich um einmal Geschehenes Sorgen machte. Was sein mußte, mußte eben sein. Er senkte den Kopf und schob sich im langsamen Gang durch die Lücke. Die Nägel und das Holz quietschten protestierend, aber das hörte LummoX schon nicht mehr. Er war jetzt auf der anderen Seite, aller Fesseln ledig.

Er hielt an und hob die Beine Eins, Drei, Zwei und Vier vom Boden ab, um sich aufzurichten. Neugierig sah er sich um. Ein befreiendes Gefühl hier draußen. Er frag-

te sich, warum er nicht schon längst auf die Idee gekommen war. John Thomas hatte ihn schon lange nicht mehr auf einen Spaziergang mitgenommen.

Er schnüffelte noch immer die fremde, freie Luft ein, als ihn ein unfreundlicher Patron wütend anklaffte. LummoX erkannte das Tier, eine übergroße Bulldogge, die sich herrenlos in der Nachbarschaft herumtrieb. Sie hatten sich schon oft über den Zaun hinweg beschimpft. LummoX hatte nichts gegen Hunde. Im Laufe seines Verkehrs mit den Stuarts hatte er mit einigen Exemplaren dieser Sorte Freundschaft geschlossen. Sie waren gut gegen Langeweile, wenn John Thomas keine Zeit für ihn hatte. Aber diese Bulldogge war ein anderes Kapitel. Sie spielte sich auf, als wäre sie etwas Besseres, stritt mit anderen Hunden und terrorisierte die Katzen. Und sie war wiederholt an den Zaun gekommen und hatte LummoX aufgefordert, wie ein echter Hund zu kämpfen.

Dennoch lächelte ihn LummoX an, gähnte ein wenig und gab ihm in seiner lispelnden Kleinmädchenstimme einen sehr häßlichen Schimpfnamen. Der Hund knurrte. Vermutlich verstand er nicht, was LummoX gesagt hatte, aber er wußte, daß es eine Beleidigung gewesen war. Er bellte und japste zornig und stimmte einen derart jämmerlichen Krawall an, daß es LummoX allmählich lästig wurde. Außerdem versuchte er, nach seinen Beinen zu schnappen.

LummoX blieb aufgerichtet und beobachtete den Hund, aber er bewegte sich nicht. Er fügte seiner vorigen Bemerkung eine wahrheitsgemäße Feststellung über die Vorfahren und die Manieren der Bulldogge bei. Das trug

dazu bei, daß der Hund zu einem wahren Berserker wurde. Bei seiner siebenten Runde um LummoX kam er dessen vorderem Beinpaar bedenklich nahe. LummoX senkte den Kopf und schnappte nach dem Hund, wie ein Frosch nach einer Fliege schnappt. Die Bulldogge verschwand in seinem scheunentorgroßen Rachen.

Nicht schlecht, stellte LummoX genießerisch kauend fest. Wirklich nicht schlecht ... Knochen waren seine Leibspeise. Sie krachten so angenehm. Er überlegte, ob er nach diesem kleinen Imbiß nicht doch besser zurückkehren sollte. Vielleicht merkte John Thomas gar nicht, daß er fort gewesen war. Aber diese frei herumstehenden Rosenbüsche ... John Thomas würde das Gitter sicher wieder flicken. Er schlenderte an der Einfassungsmauer des Stuartschen Grundstücks entlang und kam schließlich auf das Gebiet der Donahues.

*

John Thomas Stuart der Elfte kam kurz vor dem Abendessen heim, nachdem er Betty Sorensen bereits abgesetzt hatte. Er sah zwar bei seiner Landung nichts von LummoX, aber er nahm an, daß sein Liebling sich in den Stall zurückgezogen hatte. Seine Gedanken waren auch nicht bei LummoX, sondern bei der Frage, warum Frauen so unlogisch dachten und handelten.

Er wollte sich an der Technischen Hochschule einschreiben, während Betty wollte, daß er sich in die Staatsuniversität eintrug. Er hatte ihr klargelegt, daß es die Kurse, die er belegen wollte, auf der Staatsuniversität

nicht gab, woraufhin sie darauf bestanden hatte, daß es sie gab. Dabei hatte sie ihm das Vorlesungsverzeichnis unter die Nase gehalten. Er hatte sich damit verteidigt, daß man nicht nach dem Namen der Vorlesung sondern nach dem Namen des Professors gehen müßte. Die restliche Diskussion war daran gescheitert, daß sie behauptet hatte, er verstehe nichts von Universitäten.

Geistesabwesend schnallte er das Geschirr seines Ein-Mann-Hubschraubers ab und betrat den Hausflur, als seine Mutter herzlos seine Gedankenwege unterbrach: »John Thomas! Wo warst du?«

Er überlegte schnell, was er angestellt haben konnte. Wenn sie ihn »John Thomas« nannte, war irgend etwas faul. »John« oder »Johnnie« oder gar »Johnnie Boy« – das war etwas anderes. Aber »John Thomas« bedeutete zumeist, daß er angeklagt und in Abwesenheit verurteilt worden war. »Aber das sagte ich dir doch beim Mittagessen, Mama. Ein bißchen bei Betty. Wir flogen nach ...«

»Ach, das ist mir egal. Weißt du auch, was das *Ungeheuer* angerichtet hat?«

Da hatte er es. LummoX. Er hoffte nur, es war diesmal nicht Mamas Garten. Vielleicht hatte er nur wieder seinen eigenen Stall umgeworfen. Dann würde sich Mama bald beruhigen. Er mußte sich doch bald daran machen, ein etwas größeres Gebäude aufzustellen. »Was denn?« fragte er vorsichtig.

»Was denn? Frage lieber, was er nicht angestellt hat! John Thomas, diesmal bestehe ich darauf, daß du ihn wegbringst. So etwas geht zu weit.«

»Aber Mama, du bist ein wenig aufgeregt«, wider-

sprach er hastig. »Du hast doch Daddy versprochen, ihn zu behalten.«

Sie gab keine direkte Antwort. »Alle zehn Minuten ruft die Polizei an, und dieses Riesenbaby rennt frei draußen hemm ...«

»Was? Einen Augenblick, Mama. Du weißt doch, daß Lummox sanft wie ein Lamm ist. Was ist denn eigentlich vorgefallen?«

»Alles!«

Allmählich entlockte er ihr ein paar Einzelheiten. Lummox hatte selbständig einen Spaziergang unternommen. Soviel stand fest. John Thomas hoffte nur, daß er nicht an Eisen oder Stahl geriet, während er draußen war. Eisen hatte so eine schreckliche Wirkung auf seinen Stoffwechsel. Er dachte daran, wie Lummox seinen alten Buick gefressen hatte ...

Wieder unterbrach seine Mutter seine Gedanken.

»... und Mistreß Donahue ist ganz aus dem Häuschen. Ich kann sie aber auch verstehen ... ihre prämierten Rosen.«

O lala, das war schlimm. Er überlegte, wieviel er noch auf seinem Sparkonto hatte. Und entschuldigen würde er sich bei der alten Schachtel auch noch müssen. Na, Lummox würde mit der Axt eines hinter die Ohren bekommen. Er wußte genau, daß er nicht an Rosen durfte.

»Wirklich Mama, ich verstehe dich ja, das ist fürchterlich. Ich gehe gleich einmal hinaus und werde ihm etwas Vernunft in seinen dicken Schädel schlagen. Warte nur, der wagt in den nächsten Wochen nicht mal ohne Erlaubnis zu nießen.« John Thomas wollte sich an ihr vor-

bei ins Freie drücken.

»Wohin gehst du?« fragte sie.

»Häh? Nun, ich werde mir natürlich Lummie vorknöpfen ...«

»Sei doch nicht albern. Er ist nicht hier.«

»Wo denn sonst?« John Thomas stieß einen zweiten Stoßseufzer aus, daß Lummie kein Eisen gefunden hatte. Für den Buick konnte er ja wirklich nichts und außerdem hatte er ihm selbst gehört, aber ...

»Ich weiß nicht, wo er im Augenblick ist. Kommandant Dreiser sagte ...«

»Was? Die *Polizei* ist hinter Lummie her?«

»Das kannst du dir doch denken, Junge. Eine ganze Sicherheitspatrouille hat man ihm nachgeschickt. Mister Dreiser wollte, daß ich in die Stadt käme und ihn nach Hause holte, aber ich sagte ihm, daß nur du mit dem Biest umgehen könntest.«

»Aber Mutter, LummoX hätte dir doch gehorcht. Das tut er immer. Warum nahm ihn dieser Dreiser überhaupt in die Stadt mit? Er weiß, daß der Lärm meinen armen Lummie nur nervös macht. Das Baby ist so schreckhaft.«

»Armes Baby! Es hat ihn gar niemand mitgenommen.«

»Aber du sagtest doch ...«

»Ich sagte nicht. Wenn du jetzt einen Augenblick still sein könntest, erzählte ich dir die ganze Sache.«

Offensichtlich hatte Mrs. Donahue LummoX entdeckt, als er erst vier oder fünf ihrer Rosenbüsche gefressen hatte. Mit viel Mut und wenig Verstand hatte sie versucht, ihn mittels eines Besens und viel Geschrei zu verscheuchen. Gott sei Dank hatte sie nicht den gleichen

Weg wie die Bulldogge angetreten, obwohl LummoX durchaus noch Appetit hatte. Aber er hatte einen gesunden Sinn für Besitzverhältnisse. Menschen aß man einfach nicht. Denn im Durchschnitt waren sie ihm freundlich gesinnt.

Aber diese Menschin hatte seine Gefühle verletzt. Schmollend trollte er sich.

Der nächste Bericht über LummoX kam von einer zwei Meilen entfernten Stelle. Die Stuarts lebten in einem Vorort von Westville. Offenes Land trennte sie von der Stadt selbst. In diesem Grünstreifen besaß Mister Ito eine kleine Gemüsefarm, in der er Kohl und Rüben für die Feinschmecker in der Stadt anbaute. Mister Ito hatte offensichtlich nicht erkannt, wer ihm da seinen Kohl wegfraß. Er war ein verschlossener Mann und hatte sich nie um seine Nachbarn gekümmert. So wußte er auch über LummoX' Gewohnheiten nicht Bescheid.

Doch er zögerte ebenso wenig wie vorher Mrs. Donahue. Mit einem alten Gewehr – ein Erinnerungsstück an seinen Großvater selig, der es im Vierten Weltkrieg benutzt und liebevoll ›Panzerkiller‹ genannt hatte – ging er auf LummoX los.

Mister Ito lud durch und zielte auf das, was man vielleicht am ehesten mit Lummies Hinterteil bezeichnen konnte. Der Krach erschreckte Mister Ito, und der Mündungsblitz blendete ihn einen Moment. Als er sich von seinem Schreck erholt hatte, war das Ding fort.

Doch er wußte genau, in welcher Richtung es geflohen war. Dieses Zusammentreffen hatte LummoX nicht so sehr gekränkt, sondern eher entsetzt. Als ihn die Kugeln

kitzelten und das Geräusch der Explosion schmerzhaft laut an seine Ohren drang, stellte er seinen schnellsten Gang ein und rannte auf die Gewächshäuser zu. Gewöhnlich betrug die Zündfolge seiner Beine 1, 4, 5, 8, 2 3, 6, 7, ein Gang, den er vom leichten Trab bis zum Pferdegalopp beibehalten konnte. Aber jetzt lief er vom Start weg im doppelbeinigen Galopp, wobei er zuerst die Beine 1, 2, 5 und 6 und dann 3, 4, 7 und 8 benutzte.

Lummox hatte die drei Gewächshäuser durchquert, bevor er es selbst recht merkte. Hinter sich ließ er Löcher von der Größe mittlerer Lastwagen im Glas zurück. Drei Meilen weiter vorn lag Westville. Wahrscheinlich wäre es besser gewesen, wenn er in die entgegengesetzte Richtung auf die Berge zugesteuert wäre.

John Thomas Stuart hörte sich den verwirrten Bericht seiner Mutter mit steigender Beunruhigung an. Als er von Mister Itos Gewächshäusern hörte, ließ er den Gedanken an seine Ersparnisse fallen und beschäftigte sich mit der Frage, was von seinen Besitztümern er in Bargeld umsetzen konnte.

Die weiteren Berichte waren unzusammenhängend. Lummox schien über die Felder gebummelt zu sein, bis er die Hauptstraße nach Westville erreichte. Ein Transkontinental-Lastwagenfahrer hatte sich bei einem Verkehrspolizisten darüber beklagt, daß er einen vielfüßigen Roboterlaster gesehen hätte, der keinerlei Lizenzschilder mit sich führte und den Verkehr nicht im geringsten beachtete. Der Verkehrspolizist hatte Lummox nicht gesehen, und da es ihm schien, als habe der Fahrer ein Vorurteil gegen Roboterlaster, war er der Sache auch nicht

weiter nachgegangen, sondern hatte nur routinemäßig an den Funkwagen telefoniert.

Die Verkehrszentrale in Westville schenkte dem Bericht keinerlei Beachtung, denn sie war voll und ganz mit einem ungewöhnlichen Fall von Auflehnung gegen die Ordnung beschäftigt.

John Thomas unterbrach seine Mutter: »Wurde jemand verletzt?«

»Verletzt? Ich weiß nicht. Wahrscheinlich. John Thomas, du mußt mir dieses Ungeheuer vom Halse schaffen.«

Er ignorierte diese Feststellung. Im Augenblick war es wohl das Beste. »Und was geschah sonst noch?«

Mrs. Stuart kannte die Einzelheiten nicht. LummoX war irgendwo mitten in der Stadt aufgetaucht. Er bewegte sich langsam und zögernd. Der Lärm verwirrte ihn. Ein hölzerner Gehsteig krachte unter seinem Gewicht zusammen. Frauen kreischten, Kinder und Hunde steigerten noch die allgemeine Verwirrung. Sicherheitspolizisten versuchten, die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, und der arme LummoX, der doch nichts Böses im Sinn hatte, machte einen nur zu natürlichen Fehler ... Die großen Schaufenster des Supermarktes schienen ihm Zuflucht zu gewähren. Es hieß zwar, daß das Duraglas unzerbrechlich sei, doch der Architekt hatte natürlich nicht damit gerechnet, daß Lummie es für Luft halten würde. LummoX betrat also auf diesem etwas ungewöhnlichen Weg das Kaufhaus und versuchte sich in der Schlafzimerabteilung zu verstecken. Er hatte wenig Erfolg damit.

John Thomas nächste Frage wurde von einem dumpfen Aufprall auf das Hausdach unterbrochen. »Wer kann

das sein?« fragte er seine Mutter.

»Wahrscheinlich die Polizei.«

»Du liebe Güte.«

»Bleib hier. Sie wollen mit dir sprechen.«

»Ich wollte ja gar nicht weg«, sagte er und öffnete mit einem Knopfdruck die Dachluke.

Ein Sicherheitssergeant und sein Begleiter traten ins Wohnzimmer. »Mistreß Stuart?« begann der Sergeant formell. »Wir ...« Er erblickte John Thomas, was dieser gerade hatte vermeiden wollen. »Sind Sie John T. Stuart?«

John schluckte. »Ja, Sir.«

»Dann kommen Sie bitte sofort mit. Entschuldigen Sie uns Madam. Oder möchten Sie auch mitkommen?«

»Ich? Aber nein, ich würde nur im Wege sein.«

Der Sergeant nickte erleichtert. »Gut, Madam. Kommen Sie, junger Mann. Es geht um Minuten.« Er nahm Johnnie am Arm.

John Thomas Stuart wagte keine Einwände.

Während der drei Minuten, die das Patrouillenauto brauchte, um in die Stadt zu fliegen, versuchte John Thomas, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen. »Äh, Mister Patrouillenwachtmeister? Es wurde doch niemand verletzt?«

»Sergeant Mendoza«, antwortete der Sergeant. »Ich weiß nicht. Ich hoffe nicht.«

John konnte mit dieser spärlichen Antwort nicht viel anfangen. »Ist ... ist LummoX immer noch im Supermarkt?«

»LummoX heißt er also? Ein viel zu sanfter Name. Nein, von dort haben wir ihn herausgeholt. Er ist jetzt

unter dem West-Arroyo-Viadukt. Hoffentlich.«

Eine komische Antwort. »Was meinen Sie mit ›hoffentlich‹?«

»Nun, zuerst haben wir die Hauptstraße und die Hamiltonstraße abgesperrt. Dann jagten wir das Biest mit Feuerlöschern aus dem Laden. Das war das einzige Mittel, mit dem wir es zum Gehen brachten. Sagen Sie, was hat das Ding eigentlich für eine Haut? Stahl?«

»Hm, nicht ganz.« Sergeant Mendozas grimmiger Scherz kam der Wahrheit näher als John zugeben wollte. Er betete immer noch darum, daß Lummie kein Eisen erwischt hatte. Nach dem Mißgeschick mit dem Buick war Lummo von Nilpferdgröße zu seinen jetzigen Dimensionen gewachsen. Und das in zwei Wochen. Seit dieser Zeit hatte John Thomas alles getan, um ihn nur ja von Eisen fernzuhalten, obwohl sein Vater und Großvater oft genug ein bißchen Schrott ins Essen gemischt hatten.

»Also, auf alle Fälle vertrieben ihn die Feuerlöcher. Wir wollten ihn die Hamiltonstraße entlang ins offene Land hinaustreiben, wo er nicht so viel Schaden anrichten konnte. Es ging ganz gut, bis auf einen geknickten Laternenpfahl und die beiden Männer, die umgeworfen wurden, als er nieste. Aber dann entkam er uns, durchbrach das Schutzgitter des Viadukts und – nun, da sind wir ja.«

Ein halbes Dutzend Polizeiautos schwebten über dem Viadukt. Sie versuchten die vielen Privatautos auf Distanz zu halten. Ein paar hundert Neugierige mit Einmann-Hubschraubern flatterten wie Fledermäuse hin und her und machten die Aufgabe der Polizei nur schwerer.

Verkehrspolizisten leiteten die Autos um. Mendozas Fahrer pflügte sich einen Weg durch die anderen Luftautos. Er sprach in sein Mikrophon. Das rote Kommandoauto von Polizeichef Dreiser löste sich von den parkenden Fahrzeugen und schwebte näher.

John Thomas konnte die Riesenlücke im Geländer des Viadukts sehen, aber LummoX selbst entdeckte er nirgends. Die Tür des Kommandowagens öffnete sich. Polizeichef Dreiser beugte sich heraus. Seine Glatze war mit Schweiß bedeckt. »Sagen Sie dem jungen Stuart, er soll mal herhören.«

John Thomas kurbelte das Fenster herunter. »Ja, Sir?«

»Junge, können Sie mit dem Vieh umgehen?«

»Natürlich, Sir.«

»Hoffentlich. Mendoza! Lassen Sie ihn aussteigen.«

»Jawohl, Boss.« Mendoza sprach mit dem Fahrer, der das Auto nahe an den Viadukt steuerte. Jetzt wurde LummoX sichtbar. Er hatte sich so klein wie möglich gemacht und preßte sich eng an den Brückenpfeiler. »Lummie! Komm her! Komm zu Papa!«

LummoX bewegte sich, und das Brückenende bewegte sich mit ihm. Etwa drei Meter seines Oberkörpers schoben sich unter der Brücke hervor. Er richtete sich auf und sah angstvoll umher.

»Hier bin ich, Lummie! Hier oben.«

LummoX hatte seinen Freund erspäht und grinste. »Zieh die Kiste ‘runter«, fauchte Mendoza seinem Fahrer zu. »Ich bin froh, wenn wir die Sache hinter uns haben.«

Der Fahrer steuerte ein bißchen tiefer und sah den Sergeanten ängstlich an. »Tiefer gehe ich nicht, Boss. Ich

habe gesehen, wie sich das Vieh vorhin aufgerichtet hat.«

»Schon gut.« Mendoza öffnete die Tür und ließ eine Strickleiter in die Tiefe gleiten. »Können Sie da hinuntersteigen?« wandte er sich an John Thomas.

»Klar.« Mit Mendozas Hilfe ließ sich John ins Freie gleiten und tastete sich vorsichtig die Leiter hinunter. Schließlich kam er an den Punkt, wo die Leiter aufhörte. Er befand sich immer noch zwei Meter über Lummies Kopf. »Kopf hoch, Baby«, rief er. »Hol mich ‘runter.«

Lummox hob ein weiteres Beinpaar vom Boden und plazierte seinen breiten Schädel vorsichtig unter John Thomas. Der stieg ihm auf die Schnauze und ließ sich an seinem Hals zu Boden gleiten.

John warf einen kritischen Blick auf LummoX. Verletzt war er wenigstens nicht. Das war schon eine Erleichterung.

Lummox stupste seine Beine an und schnurrte einschmeichelnd. John blieb streng. »Böser Lummie! Böser, böser Lummie! Du bist schrecklich.«

Lummox sah ihn verlegen an. »Aber ich habe es doch nicht mit Absicht getan«, protestierte er in seiner Kleint mädchenstimme.

»Natürlich nicht! Nein, das tust du nie. Ich lasse dich zur Strafe deine eigenen Vorderpfoten fressen. Windelweich sollte ich dich hauen. Und heute bekommst du kein Abendessen! Nicht mit Absicht ... da hört sich doch alles auf!«

Das knallrote Auto des Polizeichefs kam näher. »Alles in Ordnung?« fragte Dreiser.

»Ja.«

»Gut, dann eskortieren wir euch beide nach Hause. Verstanden?«

»Jawohl.«

Erst jetzt sah John Thomas, daß rings um den Viadukt eine Sperre errichtet worden war. Schwere Traktoren mit Panzerwänden standen da. Diese Ausrüstung war seit den 91er Aufständen für jede Sicherheitspolizei vorgeschrieben. Aber er konnte sich nicht erinnern, daß sie in Westville je benutzt worden war. Man würde diesen Tag wohl nicht so schnell vergessen.

Und doch war er froh, daß LummoX zu ängstlich gewesen war, die Stahlplatten anzuknabbern. »Also los. Setze deinen häßlichen Kadaver in Bewegung. Es geht in Richtung Heimat.«

LummoX gehorchte eifrig. Wieder erzitterte der Viadukt, als er gegen die Pfeiler stieß. »Mach mir einen Sattel«, befahl John.

Lummies mittlere Beine knickten ein. Er dachte einen Augenblick nach, und dann formte sich auf seinem Rücken ein stuhlähnliches Gebilde heraus. »Stillhalten«, befahl John. »Ich habe keine Lust, mir von dir die Finger zerquetschen zu lassen.« LummoX gehorchte, und John Thomas zog sich an den Falten seiner harten Haut nach oben.

»So. Und geh langsam. Nein, du Dummkopf, in die andere Richtung natürlich.«

Geduldig drehte sich LummoX um und schlenderte heim.

Zwei Patrouillenfahrzeuge führten den Zug an, zwei weitere bildeten den Schluß. Das tomatenrote Fahrzeug

von Polizeichef Dreiser schnurrte in sicherer Entfernung über ihnen. John Thomas lehnte sich zurück und dachte nach. Erstens, was er LummoX sagen würde und zweitens, was er seiner Mutter sagen würde. Wobei erstere Aufgabe entschieden leichter war. Und jedesmal, wenn er bei der zweiten Rede steckenblieb, fiel ihm ein neues, herrliches Adjektiv für die erste ein.

Sie hatten schon die Hälfte Wegs zurückgelegt, als sich ein einzelner Flieger näherte. Er ignorierte das rote Warnlicht, das von Dreisers Wagen ausging und steuerte geradewegs auf das Riesenbiest zu. John Thomas glaubte, Bettys fahrigem Flugstil zu erkennen. Er hatte sich nicht getäuscht. Er fing sie auf, als sie den Motor abschaltete.

Polizeichef Dreiser kurbelte sein Fenster herunter und streckte den Kopf heraus. Er holte gerade Atem, als Betty abwinkte. »Hallo, Mister Dreiser! Mächtig unbequem, aus dieser Entfernung schreien zu müssen.«

Er hielt sein Fahrzeug an und sah sie genauer an. »Aber das ist doch Betty Sorensen?«

»Natürlich. Und ich muß sagen, daß Sie damals in der Sonntagsschule eine bessere Selbstbeherrschung hatten. Ich glaube ...«

»Mein liebes Fräulein, du hältst besser den Mund.«

»Ich? Aber ...«

»Still. Ich kann heute nichts mehr hören. Du verschwindest von hier. Schließlich ist das hier eine Dienstangelegenheit.«

Sie blinzelte John Thomas zu und setzte ein engelhaft unschuldiges Gesicht auf. »Aber ich kann doch nicht.«

»Häh? Und warum nicht?«

»Kein Saft mehr. Es war eine Notlandung.«

»Betty, hör endlich auf, mich hochzunehmen.«

»Ich? Sie hochnehmen? Aber Diakon Dreiser!«

»Ich gebe dir gleich einen Diakon! Wenn dein Tank leer ist, dann geh' zu Fuß nach Hause. Aber mach, daß du von diesem Vieh herunterkommst. Es ist gefährlich.«

»Lummie gefährlich? Der tut doch keiner Fliege was zuleide. Und Sie werden doch nicht zulassen, daß ich allein heimgehe. Auf einem Feldweg! Wo es dunkel ist. Ich bin wirklich erstaunt ...«

Betty streifte das Geschirr ihres Hubschraubers ab und setzte sich in den Sitz, den Lummie wortlos für sie geschaffen hatte. John sah sie an. »Hallo, Fräulein Doktor.«

»Hallo, Dickschädel.«

»Ich wußte gar nicht, daß du den Polizeichef kennst.«

»Ich wußte gar nicht, daß du nicht weißt, daß ich jeden kenne. Und jetzt sei still. Ich habe alle Strapazen des Anflugs auf mich genommen, als ich von deinem Pech hörte. Denn ich weiß, daß ihr beide zu unbeholfen seid, um euch aus diesem Schlamassel zu befreien. Und nun erzähl mal Mama deinen Kummer.«

»Pfui, du neunmalkluges Kind.«

»Für Komplimente hast du später noch Zeit. Das hier ist vielleicht unsere letzte Chance, ungestört miteinander zu sprechen.«

»Du hältst dich wohl für einen Rechtsanwalt, was?«

»O nein. So weit würde ich mich nie erniedrigen. Ein Anwalt hat nichts als seine faden Paragraphen im Kopf. Ich hingegen kann sie schöpferisch auswerten.«

»Na ja ...« Eigentlich war ihm jetzt bedeutend wohler. Er stand nicht mehr allein mit LummoX gegen diese häßliche Welt. Sie hörte nüchtern zu, während er die ganze Geschichte erzählte.

»Jemand verletzt?« fragte sie schließlich.

»Ich glaube nicht. Jedenfalls hat es niemand erwähnt.«

»Du kannst dich drauf verlassen, daß sie es getan hätten.« Sie richtete sich auf. »Dann ist die Sache nicht so tragisch.«

»Sag mal, was verstehst du eigentlich unter tragisch?«

»Menschenopfer zum Beispiel. Aber das bißchen Schaden, das er angerichtet hat, läßt sich schon wieder einrenken. Vielleicht wird Lummie einen Offenbarungseid leisten müssen.«

»Sei doch nicht albern.«

»Du warst wohl noch nie in einem Gerichtssaal?«

»Und du?«

»Weich mir nicht immer aus. Schließlich wurde LummoX mit einer tödlichen Waffe angegriffen.«

»Die Schüsse haben ihn kaum gestreift.«

»Das steht nicht zur Debatte. Der Angriff hat ihn zweifellos in große seelische Nöte versetzt. Deshalb ist er für seine folgenden Taten nicht voll verantwortlich. Rede nicht viel, ich muß nachdenken.«

Die Prozession bewegte sich schweigend auf das Haus der Stuarts zu. Bevor sie anhielten, gab ihm Betty noch einen Rat: »Gib nichts zu. Überhaupt nichts, verstanden? Und unterschreibe nichts. Du weißt, wo ich zu finden bin, wenn du mich brauchst.«

Mrs. Stuart kam nicht heraus, um sie zu begrüßen. Po-

lizeichef Dreiser untersuchte mit John Thomas das Loch in dem Gitter, während LummoX neugierig über ihre Schultern sah. Schweigend beobachtete der Polizeichef, wie John eine Schnur spannte.

»So! Jetzt kann er nicht mehr hinaus.«

Dreiser nagte an seiner Unterlippe. »Junge, Sie haben nicht alle Tassen im Schrank.«

»Sie verstehen nicht, Sir. Das Gitter würde ihn auch nicht aufhalten, wenn wir es reparierten ... nicht wenn er wirklich hinaus möchte. LummoX, komm her!«

»Was ist, Johnnie?«

»Siehst du diese Schnur?«

»Ja, Johnnie.«

»Wenn du diese Schnur kaputt machst, schlage ich dir den einfältigen Schädel ein. Verstanden?«

»Ja, Johnnie.«

»Du wirst nie wieder aus dem Hof gehen, wenn ich es dir nicht erlaube.«

»Schon gut, Johnny.«

»Du versprichst es mir? Drei Pfoten aufs Herz?«

»Drei Pfoten aufs Herz.«

»Eigentlich hat er ja kein Herz«, meinte Johnnie. »Er hat ein offenes Kreislaufsystem. Es ist wie ...«

»Spar dir die Einzelheiten. Sag mir lieber, ob er wirklich hierbleiben wird.«

»Sicher. Den Schwur ›Drei Pfoten aufs Herz‹ hat er bisher noch nie gebrochen, auch wenn er keines besitzt.«

Dreiser kaute seine Fingernägel. »Gut. Ich lasse heute nacht einen Mann mit einem Tragtelefon hier draußen. Und morgen ersetzen wir diese Holzstäbe durch ein paar

starke Doppel-T-Balken aus Stahl.«

John wollte schon sagen: »Um Himmels willen, keinen Stahl!« – aber dann überlegte er es sich doch.

»Was ist los?« wollte Dreiser wissen.

»Äh, nichts.«

»Halte du auch deine Augen offen.«

»Er flieht bestimmt nicht.«

»Ich würde es ihm auch nicht raten. Dir ist doch klar, daß ihr beide unter Arrest steht? Aber ich habe keine Ahnung, wo ich dieses Ungeheuer ausbruchsicher unterbringen soll.«

John Thomas gab keine Antwort. Er hatte bisher gar nicht an die Folgen von Lummies Streich gedacht. Dreiser fuhr mit süßer Stimme fort: »Mach dir keine Sorgen. Du bist ein netter Junge, und dein Vater war ein ehrenwerter Mann. Aber jetzt muß ich noch ein paar Worte mit deiner Mutter sprechen. Bleib lieber hier, bis der Posten ankommt ... und vielleicht könntest du ihn diesem Ding da vorstellen.«

Der Polizeichef ging auf das Haus zu. Jetzt war es Zeit, Lummie die verdiente Tracht Prügel mit der Axt zu geben. Aber plötzlich fühlte er Mitleid mit ihm.

2

John Thomas Stuart dem Elften schien der Kummer, den ihm LummoX verursacht hatte, untragbar. Aber er stand doch nicht allein da. Mister Ito zum Beispiel litt an Altersschwäche, die ihn bald töten würde. Hinter unzähligen verschlossenen Türen spielten sich verzweifelte

Dramen ab, von denen niemand etwas ahnte. Es ging um Geld, Gesundheit oder die Familie.

Oder weiter weg, in der Hauptstadt, starrte der Gouverneur hilflos auf ein Bündel Akten – wahrheitsgemäße Berichte, die seinen besten Freund und Vertrauten schwer belasteten. Noch weiter weg, auf dem Mars, verließ ein Prospektor hoffnungslos sein Sandmobil, um sich auf den langen Rückweg zu machen. Er würde es nie schaffen.

Unvorstellbar weit weg, in mehr als siebenundzwanzig Lichtjahren Entfernung, reiste das Sternenschiff *Bolivar* im Raum. Ein Fehler in einem winzigen Relais würde bewirken, daß die *Bolivar* jahre-, jahrelang zwischen den Sternen umherirrte ...

Und noch viel, viel weiter weg, inmitten einer Sternenwolke, wurde eine Krebsrasse langsam aber sicher von einer jüngeren, aggressiven Amphibienrasse verdrängt. Es würden noch mehrere tausend Erdenjahre vergehen, bis es soweit war, aber der Ausgang stand jetzt schon fest.

Doch wieder zurück zur Erde. In der Bundeshauptstadt machte sich seine Exzellenz Henry Gladstone Kiku, M. A. Dr. phil. h. c, Staatssekretär für Weltraumangelegenheiten, nicht die geringsten Sorgen über jene Krebstiere. Denn er würde sie nie kennenlernen. Er machte sich auch noch keine Sorgen über die *Bolivar*, denn die würden später von selbst kommen. Besonders der Verlust eines Passagiers der *Bolivar* würde Mister Kiku und seinem Stab im kommenden Jahr viele Kopfschmerzen bereiten.

Alles, was sich außerhalb der Ionosphäre zutrug, gehörte zu Mister Kikus Verantwortungsbereich. Ebenso

alles, was die Beziehungen der Erde zu irgendeinem Teil des erforschten Universums betraf. Selbst Dinge, die oberflächlich gesehen eigentlich nur die Erde betrafen, wurden für ihn von Interesse, wenn sie irgendwie mit außerirdischen Dingen in Verbindung standen oder gebraucht wurden. Eine wahrhaft große Last, die auf seinen Schultern ruhte.

Mister Kiku hatte natürlich einen außerordentlich großen Stab, auf den er einen Teil der Lasten manchmal abschob. Und selbstverständlich half ihm auch der Minister. Der Minister hielt Reden, empfing bedeutende Persönlichkeiten, gab Interviews und erleichterte in mancher Weise das Los seines Staatssekretärs. Mister Kiku wäre der letzte, der das nicht zugegeben hätte. Solange sich der jeweilige Minister gut führte, seine eigenen Aufgaben wahrnahm und den Staatssekretär tun ließ, was er wollte – solange hatte er Mister Kikus Zustimmung. Freilich, wenn er versagte, dann fand Mister Kiku schon Wege, ihn loszuwerden. Doch in den letzten fünfzehn Jahren hatte er nie zu so drastischen Maßnahmen greifen müssen. Selbst die größten Klötze wurden unter seiner Hand meist zu politisch brauchbaren Figuren.

Über den jetzigen Minister war sich Mister Kiku noch nicht so ganz im klaren, aber darum ging es im Augenblick auch nicht. Er sah sich gerade die Akten des Projektes Zerberus an, ein Vorschlag zum Aufbau einer Versuchsstation auf Pluto. Ein Licht auf seinem Schreibtisch flammte auf, und der Minister trat fröhlich pfeifend ein.

Er unterbrach sich. »Tag, Henry. Bitte bleiben Sie sitzen.«

Mister Kiku hatte gar nicht die Absicht gehabt aufzustehen. »Hallo, Herr Minister. Was kann ich für Sie tun?«

»Nicht viel, nicht viel.« Er blieb neben Mister Kikus Schreibtisch stehen und sah sich die Akten an. »Aha, Sie brüten gerade über dem Zerberus-Projekt. Henry, das ist doch was für die Ingenieure. Warum sollen wir uns den Kopf darüber zerbrechen?«

»Es gibt gewisse Aspekte«, antwortete Mister Kiku mit hochgezogenen Augenbrauen, »die uns betreffen.«

»Vermutlich. Kosten und so weiter.« Sein Adlerblick blieb auf der fettgedruckten Zeile hängen: VERAN-SCHLAGTE KOSTEN: 3,5 Megadollar und 7,4 Menschenleben. »Was soll denn das? Ich kann mich doch nicht vor die Versammlung stellen und verlangen, daß sie das genehmigt. Es ist unglaublich.«

Mister Kiku behielt die Ruhe. »Der erste Kostenvoranschlag betrug acht Megadollar und mehr als hundert Menschenleben.«

»Ach, das Geld, das ist mir egal. Aber das andere. Sie glauben doch nicht im Ernst, daß Ihnen die Versammlung ein Todesurteil für 7,4 Menschen unterschreibt. Das wäre unmenschlich. Überhaupt, Mann, was sollen den eigentlich diese vier Zehntel? Sie können doch einen Menschen nicht zu vier Zehnteln umbringen.«

»Herr Minister«, antwortete der Staatssekretär geduldig, »jedes Projekt, selbst der Bau eines neuen Schulhauses, kann Menschenopfer kosten. Aber der Unfallfaktor ist klein. Deshalb werden die Männer auf Pluto sicherer sein als hier auf der Erde.«

»Hm.« Der Minister sah auf die Akten. »Und warum

drücken Sie es dann nicht so aus? Man muß doch die Dinge im besten Licht anbieten.«

»Dieser Bericht ist nur für meine Augen ... für unsere Augen bestimmt. Der Bericht an die Versammlung wird selbstverständlich die getroffenen Sicherheitsvorkehrungen betonen und die Opfer nicht erwähnen.«

»Ja, natürlich.« Das Interesse des Ministers schien erloschen.

»Noch etwas, Sir?«

»Ach ja. Henry, mein Guter, kennen Sie diesen komischen Würdenträger von Rargyll, den ich heute empfangen soll?«

»Doktor Ftäml.« Mister Kiku warf einen Blick auf seinen Terminkalender. »In einer Stunde und sieben Minuten ist es soweit.«

»Eben. Ich fürchte, ich muß Sie bitten, mich zu vertreten. Entschuldigen Sie mich bei ihm. Sagen Sie ihm, Staatsgeschäfte hielten mich fest oder sonst irgend etwas.«

»Sir, das halte ich nicht für ratsam. Er erwartet es, von einem Mann Ihres Ranges empfangen zu werden ... diese Leute von Rargyll sind ziemlich empfindlich, was das Protokoll betrifft.«

»Ach was, dieser Kaffer wird doch den Unterschied nicht merken.«

»Ich weiß nicht, Sir.«

»Nun, dann geben Sie sich eben als Minister aus. Aber ich kann nun einmal nicht hier sein. Der Ministerpräsident hat mich zu seinem Ball eingeladen, und Sie wissen, daß eine Einladung von ihm ein glattes ›Muß‹ ist.«

Mister Kiku wußte, daß dem absolut nicht so war, aber er schwieg. »Gut, Sir.«

»Danke, alter Knabe.« Der Minister ging pfeifend hinaus.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, drückte Mister Kiku auf eine Reihe von Knöpfen. Er war offensichtlich wütend. Denn er schloß sich ein. Kein Telefon, keine Videonachricht, kein Selbstschreiber – einfach nichts konnte ihn erreichen. Nur ein Alarmknopf war noch in Betrieb, und den hatte sein Sekretär in den letzten zwölf Jahren nur ein einziges Mal benutzt. Er fuhr sich mit den Fingern durch das Wollhaar.

Dieser Ärger, jener Ärger. Immer nur Ärger ... Und immer mußte ihm so ein Schwachsinniger am Rockzipfel hängen, der zu keiner selbständigen Arbeit fähig war. Warum hatte er nur Afrika verlassen und sich der Politik zugewandt?

Er öffnete eine Schublade und sah sich die Karten mit seinem neuerworbenen Grundbesitz in Kenia an. Nach einer Weile fühlte er sich wieder besser.

Er mußte ja zugeben, daß seine nervöse Reaktion auf die Bitte des Ministers von seiner Angst vor Schlangen herrührte. Jeden anderen als einen Rargyll hätte er mit Freuden empfangen ... aber mußten denn diese Kerle von Medusen abstammen? Natürlich, er *wußte*, daß die Tentakel, die aus dem Kopf der Rargyllier züngelten, keine Schlangen waren. Aber sein Magen wußte es leider nicht. Er hatte nicht einmal mehr die Zeit, sich hypnotisch behandeln zu lassen. Also würde er wieder Pillen schlucken müssen.

Seufzend schaltete er die Knöpfe wieder ein. Sein Korb mit der eingehenden Post füllte sich im Nu. Mitteilungsleuchten flammten auf. Aber da sie nur orange und nicht rot waren, ließ er sie außer acht und beschäftigte sich mit der eingegangenen Post. Die meisten Mitteilungen dienten lediglich zu seiner Information. Ab und zu notierte er einen Namen und eine Nummer und legte das Schriftstück dann in den Ausgangskorb.

Eine Nachricht tanzte aus der Reihe. Sie befaßte sich mit einem extraterrestrischen Geschöpf unbekannter Rasse und Herkunft. Der Vorfall schien ziemlich unbedeutend – irgendein Unsinn, den die Hinterwäldler im Westen verzapft hatten. Doch die Tatsache, daß das Geschöpf nicht von der Erde stammte, ließ den Bericht automatisch zu ihm kommen.

Mister Kiku hatte LummoX nie gesehen, und er hätte auch kein besonderes Interesse für ihn gezeigt. Das Universum war in seiner Vielfältigkeit grenzenlos. Aber man wußte nie ... Deshalb sah Mister Kiku auf seiner Liste nach, welches Opfer wohl dazu bestimmt war, in den Westen zu fahren und sich das unbekannte Wesen anzusehen. Hmm ...

Sergei Greenberg, das war der Richtige. Die Handelsabteilung würde auch einen oder zwei Tage ohne ihren Chef auskommen. Er drückte auf einen Schalter. »Sergei?«

»Ja, Boss?«

»Beschäftigt?«

»Ja und nein. Ich feile gerade meine Nägel und überlege mir, wie ich das Finanzamt dazu bewegen kann, mir einen Teil meiner Steuern wieder auszuzahlen.«

»Ich habe eine Sache da, die Sie sich eigentlich mal ansehen könnten.« Ein paar Sekunden später sah er auf dem Bildschirm, wie Sergei Greenberg die Notiz las.

Er sah auf. »Und was soll das Ganze, Boss?«

»Sehen Sie sich die Sache mal an Ort und Stelle an.«

»Dein Wille geschehe, o Herr. Wetten wir, daß das Biest letzten Endes doch terranischer Herkunft ist oder daß ich es zumindest auf den ersten Blick identifizieren kann?«

»Lieber keine Wetten. Sie würden wahrscheinlich gewinnen. Aber wir dürfen kein Risiko eingehen.«

»Na, mit diesen Bauern werde ich schnell fertigwerden. Wie heißt das Kaff gleich wieder? Westville!«

»Keine Ahnung. Sie haben ja die Notiz vor der Nase.«

Greenberg pfiff durch die Zähne. »Olala! Das liegt ja in den Bergen. Boss, ich glaube, so eine wichtige Angelegenheit läßt sich kaum in einer Woche oder vierzehn Tagen regeln.«

»Wenn Sie länger als drei Tage brauchen, ziehe ich Ihnen den Rest von Ihrem Jahresurlaub ab.« Mister Kiku unterbrach die Verbindung und wandte sich anderen Dingen zu. Nachdem er noch ein Dutzend Telefongespräche geführt hatte, sah er mit Grauen, daß es Zeit wurde, den Rargyllier zu empfangen. Eine Gänsehaut lief ihm über den Rücken, und er schluckte eine der kleinen weißen Pillen, von denen ihm sein Arzt so abgeraten hatte. Kaum hatte er mit einem Schluck Whisky nachgespült, als sein Sekretär ihm Doktor Ftämls Ankunft meldete.

»Führen Sie ihn herein«, sagte Mister Kiku mit einer Handbewegung, die bei seinen Vorfahren eine Beschwö-

rungsgeste gewesen war – gegen Schlangen zum Beispiel.

*

Die Einschaltung des Ministeriums für Weltraumangelegenheiten schob den Fall LummoX nicht auf, sondern beschleunigte ihn eher. Mister Greenberg rief den Distriktrichter an und bat ihn, die streitenden Parteien für den nächsten Tag um zehn Uhr zu bestellen. Selbstverständlich sei das Streitobjekt mitzubringen. Richter Farrel setzte ein zweifelndes Gesicht auf.

»Sie brauchen diese ... Kreatur wirklich?«

Greenberg bejahte die Frage entschieden. Schließlich komme er nur wegen des außerirdischen Lebewesens. »Richter, wir Leute vom Weltraumministerium stochern nicht gern in lokalen Angelegenheiten herum. Wenn ich mir das Ding einmal angesehen und ein paar Fragen gestellt habe, verschwinde ich wieder. Also bringen Sie mir das Tierchen, und ich lasse Sie bald in Ruhe.«

»Hm, aber für den Gerichtssaal ist es zu groß. Könnten Sie ihn nicht vielleicht bei diesem Stuart besichtigen?«

»Nun ja – obwohl ich lieber alles auf einem Fleck versammelt sehe. Wo lebt es denn?«

»In der Vorstadt in einem Schuppen.«

Greenberg dachte nach. Er war zwar ein bescheidener Mann, aber er hatte wie alle anderen Kollegen des Ministeriums die Gewohnheit angenommen, möglichst die anderen für sich laufen zu lassen. »Diese Fahrt aufs Land

hinaus wäre mir, ehrlich gesagt, etwas lästig, da ich mein Schiff gleich auf mich warten lasse. Ein wichtiger Vertrag mit den Marsianern, Sie verstehen.«

Richter O'Farrell verstand. »Dann errichten wir eben einen provisorischen Schuppen neben dem Gerichtsgebäude.«

»Wunderbar. Bis morgen also, Richter. Ich danke Ihnen.«

Als die Sache mit LummoX sich abgespielt hatte, war Richter O'Farrell gerade auf einem Angelausflug unterwegs gewesen. Bei seiner Rückkehr hatte man die Schäden größtenteils schon wieder beseitigt. Und so sah er keinerlei Schwierigkeiten, als er Polizeichef Dreiser anrief, er möge LummoX in die Stadt bringen.

Dreiser ging hoch. »Richter, Sie sind wohl nicht ganz bei Trost?«

»Na, na – wo fehlt es denn, Diakon?«

Dreiser versuchte zu erklären. Der Richter tat seine Einwände mit einer Handbewegung ab. Woraufhin beide den Bürgermeister anriefen. Doch der war mit O'Farrell zusammen beim Angeln gewesen. Deshalb stellte er sich auf seine Seite. Wörtlich sagte er: »Dreiser, Sie erstaunen mich. Wir können doch vor einem hohen Regierungsbeamten nicht den Eindruck erwecken, daß wir Hinterwäldler wären, die mit einem so kleinen Problem nicht fertig werden.«

*

Polizeichef Dreiser beschloß, LummoX noch vor Tages-

anbruch zu übersiedeln, weil zu dieser Zeit die Straßen nicht so bevölkert waren. Aber niemand hatte daran gedacht, John Thomas Stuart zu verständigen. Und so wurde er um vier Uhr morgens unsanft aus dem Schlaf geweckt.

John Thomas war der Typ, der morgens erst nach einem ausgiebigen Frühstück zu sprechen war. Und auf eben diesem Frühstück bestand er jetzt, nachdem ihm die Sachlage erklärt worden war.

Polizeichef Dreiser hatte eine wütende und Mrs. Stuart eine »Mammi-weiß-schon« Miene aufgesetzt. Sie wandte sich an John. »Nun, Liebling, meinst du nicht auch, daß es besser wäre ...«

»Ich brauche jetzt ein Frühstück. Und Lummo auch.«

Dreiser mischte sich ein. »Junger Mann, Sie verschlechtern nur Ihre eigene Lage. Frühstück können Sie noch in der Stadt.«

John Thomas sah ihn bockig an. »John Thomas«, sagte seine Mutter scharf, »ich dulde das nicht. Du bist ebenso stur wie dein Vater.«

Die Erwähnung seines Vaters verbitterte ihn noch mehr. »Warum stellst du dich nicht auf meine Seite, Mama«, fragte er bitter. »Ich weiß vom Staatskundeunterricht, daß man einen Bürger nicht einfach nach Belieben zur Polizei schleppen kann. Aber dir scheint viel daran zu liegen, *ihm* zu helfen.«

Sie sah ihn verblüfft an. Von dieser Seite kannte sie ihn nicht. »John Thomas! Wie sprichst du mit deiner Mutter!«

»Richtig«, nickte Dreiser. »Sei ein bißchen höflicher

zu deiner Mutter, sonst verhaue ich dich eigenhändig. Ich kann nicht ausstehen, wenn Kinder häßlich zu ihren Eltern sind.« Er zog einen zusammengefalteten Bogen aus der Tasche. »Hier ist meine Vollmacht. Kommst du nun freiwillig mit, oder muß ich dich abführen lassen?«

John Thomas nahm ihm das Papier aus der Hand. Dreiser wartete eine Zeitlang. »Nun?«

»Eine gerichtliche Vorladung«, sagte John Thomas, »für Lummo und mich.«

»Gewiß.«

»Aber erst für zehn Uhr. Und es steht nichts darin, daß ich nicht vorher frühstücken dürfte.«

Der Polizeichef lief rot an. Aber er erwiderte nichts.

John Thomas wandte sich an seine Mutter. »Ich mache mir jetzt das Frühstück. Möchtest du auch eine Tasse Kaffee?«

Sie sah von Dreiser auf ihren Sohn und biß sich auf die Lippen. »Laß nur«, sagte sie grimmig. »Ich richte schon etwas her. Darf ich Sie einladen, Mister Dreiser?«

»Hm, sehr freundlich von Ihnen, Madam. Ich bin die ganze Nacht unterwegs gewesen.«

John Thomas sah die beiden an. »Ich sehe schnell nach Lummo.« Er zögerte und fügte dann hinzu. »Es tut mir leid, daß ich grob gewesen bin, Mama.«

»Sprechen wir nicht mehr davon«, erwiderte sie kühl.

Lummo schnarchte leise. Sein Wachauge stand oberhalb des Nackens wie immer, wenn er schlief. Es wandte sich Thomas zu, erkannte ihn aber. Lummo schlief friedlich weiter.

Während des Frühstücks entspannte sich die Atmo-

sphäre. Nach der zweiten Schüssel Haferflocken, drei Eiern und einer Tasse Kakao gestand John Thomas dem Polizeichef sogar zu, daß er nur seine Pflicht getan habe. Umgekehrt gab der Polizeichef zu, daß John Thomas nicht böseartig sei, sondern daß ihm nur die feste Hand des Vaters fehle. Er aß die zweite Portion und seufzte: »Ja, Mistreß Stuart, so eine echte Hausmannskost ist eben eine Wohltat für einen alleinstehenden Witwer ... Aber meine Leute warten jetzt sicher schon auf mich.«

Mrs. Stuart legte die Hand auf den Mund. »Ach, Ihre Männer habe ich ganz vergessen. Ich mache sofort neuen Kaffee. Wie viele sind es denn?«

»Fünf. Aber bemühen Sie sich nicht, Madam. Sie können frühstücken, wenn sie wieder dienstfrei haben.« Er wandte sich an John Thomas. »Fertig, junger Mann?«

»Äh ...« John wandte sich an seine Mutter. »Warum machst du ihnen kein Frühstück, Mama? Ich muß Lummie noch wecken und füttern.«

Als Lummie geweckt und gefüttert und über die bevorstehende Reise aufgeklärt worden war, und als fünf Polizisten bei der zweiten Portion Kaffee angelangt waren, gewann man immer mehr das Gefühl, John Thomas leiste der Einladung zu einer geselligen Veranstaltung Folge. Es war weit nach sieben Uhr, als sich der Zug auf der Straße dahinbewegte.

Gegen neun Uhr befand sich LummoX in seinem provisorischen Käfig neben dem Gerichtsgebäude. LummoX spürte bei dem Geruch von Stahl einen wohligen Kitzel, und er machte sich gleich daran, die Ecken ein bißchen anzuknabbern. Doch John Thomas untersagte es ihm

streng. Ihm war fast das Herz stehengeblieben, als er den schweren Stahlkäfig sah, denn bisher hatte er noch nicht den Mut gefunden, Dreiser zu gestehen, daß Stahl bei LummoX völlig verfehlt war.

Jetzt schien es zu spät, vor allem weil der Polizeichef so stolz auf den Bau war. Nun, dachte John Thomas, ich habe getan, was ich konnte. Ihre Schuld, wenn sie es nicht für nötig hielten, mich zu fragen. So begnügte er sich damit, Lummie das Naschen vom Stahl strikt zu verbieten.

Lummie war unzufrieden. Er erklärte, es sei Unfug, einen hungrigen Jungen inmitten von Kuchenbergen einzusperren und ihm verbieten, davon zu essen.

Einer der Arbeiter, die die letzten Gitter verschweißten, sah auf und schüttelte den Kopf. »Das hörte sich ja an, als würde das Biest reden.«

»Oh«, machte der Arbeiter nur und ging wieder an seine Arbeit.

Jetzt hatte John Thomas auch Zeit, etwas zu untersuchen, was ihm schon lange Sorgen machte. Nach Lummies verhängnisvollem Streifzug in die Stadt hatte er es zum erstenmal bemerkt. Da, wo sich Lummies Schulteransätze befanden, zeigten sich zwei Anschwellungen. Heute waren sie größer als sonst, und das beunruhigte ihn. Hoffentlich hatte sich Lummie damals nicht ernsthaft verletzt. Die Haut an diesen Stellen war dünner und empfindlicher als der übrige Panzer. LummoX war noch nie krank gewesen, soweit er sich erinnern konnte.

Heute abend würde er in den Tagebüchern seines Großvaters nachlesen. Vielleicht hatte er doch etwas

falsch gemacht.

Er drückte mit dem Finger auf eine der Geschwülste. LummoX bewegte sich unruhig. »Tut das weh?« fragte John ängstlich.

»Nein«, antwortete LummoX mit seiner Mädchenstimme. »Es kitzelt.«

Die Antwort trug nicht dazu bei, ihn zu beruhigen. Er wußte, daß LummoX kitzlig war, aber im allgemeinen erst, wenn man ihn mit einem Gartenrechen bearbeitete. Er wollte die Verletzungen gerade noch einmal untersuchen, als ihn jemand anrief.

»John! Johnnie!«

Er drehte sich um. Vor dem Käfig stand Betty Sorensen. »Hallo, Partner«, rief er ihr zu. »Hast du meine Nachricht bekommen?«

»Ja, aber erst nach acht Uhr. Du kennst die Regeln in unserem Internat. Hallo, LummoX. Wie geht's?«

»Danke, gut«, erklärte LummoX.

»Diese Idioten haben mich noch vor Tagesanbruch aus dem Bett geholt«, beschwerte sich John.

»Na, dann hast du wenigstens mal einen Sonnenaufgang erlebt. Aber warum denn plötzlich die Eile? Ich dachte, die Untersuchung sollte erst in ein paar Wochen stattfinden?«

»Dachte ich auch. Aber jetzt kommt so ein hohes Tier aus der Hauptstadt, das sich die Sache ansehen will.«

»Was?«

»Was ist denn los?«

»Da fragst du noch! Ich dachte, wir müßten nur mit Richter O'Farrell fertigwerden. Bei dem weiß ich, wie

ich ihn um den Finger wickeln muß. Aber ein Fremder ... Und außerdem sind mir Ideen gekommen, die ich noch nicht ausarbeiten konnte. Wir müssen einen Aufschub beantragen.«

»Weshalb denn?« wollte John Thomas wissen. »Warum sagen wir nicht einfach die Wahrheit?«

»Johnnie, du bist hoffnungslos. Wenn es so einfach ginge, brauchten wir überhaupt keine Gerichte.«

»Was ich übrigens gar nicht so übel fände.«

»Aber ... Hör mal, Dickkopf, wir dürfen jetzt keine Zeit verschwenden. Wenn wir in einer Stunde vor Gericht erscheinen sollen ...« Sie sah auf die Uhr. »In einer halben Stunde. Wir müssen noch schnell diese Verkaufsangelegenheit regeln.«

»Aber das ist doch Unsinn. Sie werden Lummie nicht als Besitz anerkennen.«

»Weshalb nicht? Kühe, Pferde, Werkzeuge, ja sogar die Garderobe von Schauspielern – das fällt alles unter das Gesetz.«

»Das ist nicht das gleiche. Hör mal, ich habe den gleichen Rechtskurs wie du besucht. Man wird dich auslachen.«

»Keine Widerrede. Teil Zwei hast du nie gehört. Wenn du zum Beispiel Lummie in einer Schaubude ausstellen würdest, wäre er praktisch für deine Berufsausübung nötig. Es liegt an ihnen zu beweisen, daß du es nicht tust. Wir müssen LummoX sofort als unpfändbar registrieren lassen, sonst mußt du für den ganzen Schaden aufkommen.«

»Wenn sie das Geld nicht von mir holen, so holen sie

es von meiner Mutter.«

»Nein. Ich habe das nachgesehen. Da dein Vater sein Geld als Treuhandvermögen angelegt hat, besitzt sie praktisch keinen Cent.«

»Bist du sicher?« fragte er skeptisch.

»Darauf kommt es doch gar nicht an. Man muß nur das Gericht überzeugen können.«

»Betty, du denkst kompliziert.« Er trat durch das Gitter ins Freie. Draußen drehte er sich noch einmal nach LummoX um. »Lummie, ich bin in einer Minute wieder da. Du bleibst hier.«

»Warum?«

»Das ist egal. Du wartest einfach auf mich.«

»Schön.«

Auf dem Rasen vor dem Gerichtsgebäude stand eine Menschenmenge, die LummoX in seinem neuen Verhältnis angaffte. Polizeichef Dreiser hatte rings um den Käfig Seile anbringen lassen, und seine Leute achteten darauf, daß niemand diese Sperrlinie überschritt. Die beiden jungen Leute drängten sich durch die Menge und betraten das Gerichtsgebäude. Das Büro, das sie suchten, befand sich im zweiten Stock. Eine ältliche Jungfer saß am Schreibtisch.

Miß Schreiber hörte Betty ebenso skeptisch zu wie vorher John Thomas. Aber Betty deutete an, daß es nicht Sache des Kreisverwaltungspersonals sei, über die Berechtigung einer solchen Forderung zu entscheiden. Sie erzählte sogar von einem Fall, in dem ein Mann ein dreifaches Echo als unpfändbaren Besitz eingetragen hatte. Miß Schreiber füllte zögernd die Formulare aus, nahm die Gebühr entgegen und überreichte ihnen eine beglau-

bigte Abschrift.

Es war fast zehn Uhr. John Thomas jagte die Treppen hinunter. Er hielt an, als er sah, daß Betty vor einem Wiegeautomaten stehenblieb. »Komm doch, Betty«, rief er. »Dafür haben wir jetzt keine Zeit.«

»Ich will mich ja gar nicht wiegen«, protestierte sie und sah in den kleinen Spiegel, der neben dem Geldschlitz angebracht war.

»Aber ich muß doch sehen, ob mein Make-up in Ordnung ist. Schließlich will ich heute überzeugen.«

»Du siehst prima aus.«

»Ein Kompliment von Johnnie ...?«

»Es war kein Kompliment. Beeil dich. Ich muß noch mit Lummo sprechen.«

»Immer mit der Ruhe.« Sie wischte die Farbe von ihren Augenbrauen und malte statt dessen zwei dünne, nach oben geschwungene Striche. Sie glaubte, daß es sie älter machte.

Auf das Schönheitspflasterchen auf der linken Wange verzichtete sie, weil Johnnie drängte. Sie eilten nach draußen.

Kostbare Sekunden vergingen, bis sie den Polizisten überzeugt hatten, daß es ihr Recht war, die Seilabsperung zu passieren. Johnnie sah zwei Männer neben Lummo Käfig stehen. Er begann zu laufen. »Hallo! Sie beide. Verschwinden Sie von hier.«

Richter O'Farrell drehte sich um und starrte ihn an. »Was wollen Sie denn, junger Mann?« Der andere Fremde drehte sich auch um, aber er schwieg.

»Ich? Ich bin Lummo Besitzer. Er ist nicht an Frem-

de gewöhnt. Deshalb gehen Sie am besten hinter die Seilabspernung zurück.« Er wandte sich an Lummie. »Hallo, Baby, Johnnie ist wieder hier.«

»Wie geht es, Richter?«

»Hallo, Betty!« Der Richter sah sie an, als versuche er herauszubekommen, was sie hier trieb. Dann wandte er sich an Johnnie. »Sie müssen John Thomas Stuart sein. Ich bin Richter O'Farrell.«

»Oh, Verzeihung«, stammelte John Thomas verlegen. »Ich dachte, Sie wollten Lummo nur besichtigen.«

»Irren ist menschlich. Mister Greenberg, das hier ist John Thomas Stuart. Junger Mann, Sie haben die Ehre, mit Sergei Greenberg, dem Sonderbeauftragten des Welt-raum-Ministeriums, zu sprechen.« Er sah sich um. »Ach ja ... das hier ist Betty Sorensen, Mister Greenberg. Betty, wie hast du dich denn angemalt?«

Sie ignorierte seine Frage mit Würde. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Herr Kommissar.«

»Nur ›Mister Greenberg‹ bitte, Miß Sorensen.« Greenberg wandte sich an Johnnie. »Irgendwie mit dem John Thomas Stuart verwandt?«

»Ich bin John Thomas Stuart der Elfte«, antwortete Johnnie schlicht. »Vermutlich meinen Sie meinen Urur-urgroßvater.«

»Wahrscheinlich. Ich kam ein paar Schritt von seiner Statue entfernt auf die Welt. Auf dem Mars natürlich. Ich hatte keine Ahnung, daß es sich um Ihre Familie handeln könnte. Wir können uns ja noch über den Mars unterhalten.«

»Leider war ich noch nie dort«, erklärte Johnnie.

»Na, macht nichts. Sie sind ja noch jung.«

Betty hatte aufmerksam zugehört und kam zu der Meinung, daß dieser Richter noch leichter zu behandeln sein würde als Richter O'Farrell. Komisch, hier in Westville wußte man gar nicht, daß die Stuarts so eine berühmte Familie waren.

Greenberg fuhr fort: »Ihretwegen hätte ich beinahe zwei Wetten verloren, Mister Stuart.«

»Wie meinen Sie das, Sir?«

»Erstens dachte ich, daß sich dieses Wesen als terranisch erweisen würde. Das war falsch. Denn dieses Riesenbaby kommt bestimmt nicht von der Erde. Zweitens war ich sicher, daß ich es im Falle einer außerirdischen Herkunft sofort identifizieren könnte. Ich bin zwar kein Zoologe, aber in meinem Beruf komme ich dauernd mit fremden Lebewesen in Kontakt ... ich kenne sie zumindest von Bildern. Doch hier ist meine Weisheit zu Ende. Was ist er, und woher kommt er?«

»Er heißt LummoX. So nennen wir ihn. Mein Urgroßvater brachte ihn in der *Trail Blazer* mit – von seiner zweiten Reise.«

»Ziemlich lange her. Na ja, das lüftet das Geheimnis ein wenig. Zu jener Zeit hatte man im Ministerium noch keine Akten für solche Fälle angelegt ... wenn es das Ministerium überhaupt schon gab. Aber ich verstehe nicht, warum man von diesem Kerl hier noch nichts gehört hat. Ich kenne die Bücher über die *Trail Blazer* und weiß, welche fremdartigen Wesen sie mitbrachte. Aber LummoX ist darin nicht erwähnt ...«

»Ach so. Wissen Sie, Mister Greenberg, der Kapitän

wußte nichts von Lummies Existenz. Mein Urgroßvater schmuggelte ihn in seinem Gepäck an Bord.«

»In seinem *Gepäck*?« Greenberg sah mit Skepsis auf den Koloß.

»Ja, Sir. Natürlich war Lummie damals kleiner.«

»Das möchte ich auch annehmen.«

»Ich habe Bilder von ihm. Er sah ungefähr wie ein junger Hund aus. Nur hatte er natürlich mehr Beine.«

»Hm, mehr Beine. Frißt er Sie nicht arm?«

»Aber nein. Lummie frißt alles. Nun, fast alles«, setzte er hastig hinzu und warf einen unbehaglichen Blick auf die Stahlkonstruktion. »Und er kann auch lange Zeit ohne Nahrung auskommen. Nicht wahr, Lummie?«

Lummie lag mit ausgestreckten Beinen da und zeigte eine mustergültige Geduld. Er hörte zu, was sein Freund Mister Greenberg erzählte und warf gleichzeitig ein Auge auf Betty und den anderen Mann. Jetzt öffnete er seine breite Schnauze. »Ja, aber ich mag es nicht.«

Mister Greenberg hob die Augenbrauen. »Ich wußte gar nicht, daß er sich verständlich machen kann.«

»Aber ja. Lummie kann sprechen. Er konnte es schon, als mein Vater noch ein Junge war. Irgendwie hat er es aufgeschnappt ... Komm her, Lummie. Ich möchte dir Mister Greenberg vom Weltraum-Ministerium vorstellen.«

Lummox sah Greenberg gleichgültig an und sagte: »Freut mich, Mister Greenberg.«

Die Uhr am Gerichtsgebäude schlug zehn. Richter O'Farrell zupfte Greenberg am Ärmel.

»Ich glaube, wir sollten jetzt anfangen.«

»Immer mit der Ruhe«, meinte Greenberg geistesab-

wesend. »Ohne uns können ja die anderen nicht beginnen. Mister Stuart, welchen Intelligenzgrad besitzt Lummox?«

»Ich weiß es nicht, Sir.«

»Du liebe Güte, hat man denn nie versucht, das herauszufinden?«

»Nein ... das heißt, eigentlich ja, Sir. Zu Großvaters Zeiten hat man ihn einmal untersucht, aber der alte Herr wurde so wütend über die schlechte Behandlung seines Lieblings, daß er die Leute hinauswarf. Seitdem haben wir Fremde von Lummox ferngehalten. Aber er ist klug. Fragen Sie ihn ruhig aus.«

Richter O'Farrell neigte sich zu Greenberg und flüsterte: »Ich sage Ihnen, dieses Vieh ist nicht schlauer als ein Hühnerhund, selbst wenn er die menschliche Sprache nachplappert.«

»Sie haben ein Vorurteil, Herr Richter«, sagte John Thomas gekränkt.

Der Richter wollte schon antworten, aber Betty kam ihm zuvor. »Johnnie! Du weißt, was ich dir gesagt habe: *Ich* führe das Wort!«

Greenberg ignorierte die Unterbrechung. »Hat man versucht, seine Sprache zu lernen?«

»Wie bitte?«

»Hm. Offensichtlich nicht. Und wahrscheinlich konnte er noch gar nicht sprechen, als man ihn hierher brachte. Aber sein Volk muß eine eigene Sprache haben. Denn die Xenologen stimmen darin überein, daß Sprechzentren nur ausgebildet werden, wenn die jeweilige Rasse eine wirkliche Sprache kennt. Ich möchte damit sagen, er hät-

te die menschliche Sprache nicht lernen können, wenn seine Rasse keine eigene Sprache kennen würde. Kann er schreiben?«

»Aber nein, Sir. Er hat keine Hände.«

»Hm. Die Xenologen haben herausgefunden, daß ein Wesen, das in etwa menschliche Intelligenz besitzt, folgende drei Charakterzüge aufweisen muß: Sprechorgane, Greiforgane und die Fähigkeit, Aufzeichnungen irgendeiner Art anzulegen. Haben Sie sich ein bißchen mit Xenologie befaßt, junger Mann?«

»Nicht viel, Sir«, gestand John Thomas schüchtern. »Aber an der Universität möchte ich Xenologie und Biologie als Hauptfächer belegen.«

»Sehr schön. Da haben Sie ein großes Feld von Möglichkeiten vor sich. Sie würden staunen, wie schwer es ist, genügend Xenologen für unser Ministerium zu bekommen. Aber ich habe aus einem anderen Grund gefragt. Sie wissen, daß sich das Ministerium seinetwegen eingemischt hat.« Greenberg deutete auf LummoX. »Es wäre möglich gewesen, daß Ihr Haustier zu einer Rasse gehört, die mit uns Verträge abgeschlossen hat. Es ist, so seltsam es klingen mag, schon ab und zu vorgekommen, daß ein Tourist für ein wildes Tier gehalten wurde. Und das hatte unangenehme Folgen.« Greenberg dachte mit Grauen an die Geschichte mit dem Ihadorischen Botschafter, dessen Familie man ausgestopft im Schaufenster eines Kuriositätenladens gefunden hatte. Glücklicherweise war die Sache nie publik geworden. »Dieser Fall liegt hier nicht vor.«

»Nein, Sir, das glaube ich auch nicht. LummoX ist so-

zusagen ein Mitglied unserer Familie.«

»Ich verstehe.« Der Sonderbeauftragte wandte sich an Richter O'Farrell. »Kann ich Sie einen Augenblick unter vier Augen sprechen, Richter?«

»Natürlich, Sir.«

Die beiden Männer gingen ein Stückchen weiter. Betty kam zu John Thomas. »Ein Pappenstiel«, flüsterte sie, »wenn du keine weiteren Schnitzer mehr machst.«

»Was habe ich denn getan?« protestierte er. »Und weshalb glaubst du, daß wir gewinnen werden?«

»Ganz klar. Er mag dich und Lummo.«

»Deswegen wird er nicht gleich aus eigener Tasche die Schlafzimmer des Supermarkts und die Laternenpfähle bezahlen.«

»Höre auf mich. Du wirst sehen, am Ende bezahlen sie uns für den erlittenen Schaden.«

Ein Stückchen weiter weg sagte Mister Greenberg gerade zu Richter O'Farrell: »Richter, ich glaube, unser Ministerium kann sich aus diesem Fall heraushalten.«

»Weshalb, Sir?«

»Wenn wir die Verhandlung um vierundzwanzig Stunden verschieben, kann ich Ihnen sagen, ob meine Vorgesetzten meinen Schritt billigen. In diesem Fall führen Sie die Verhandlung morgen allein.«

Der Richter preßte die Lippen zusammen. »Ich habe etwas gegen Verschiebungen in letzter Minute. Irgendwie habe ich es immer als ungerecht empfunden, Leute von ihrer Arbeit abzuverlangen und ihnen dann, wenn sie die Unbequemlichkeiten der Unterbrechung auf sich genommen haben, zu erklären, daß sie am nächsten Tag

wiederkommen sollten.«

Greenberg runzelte die Stirn. »Das stimmt. Vielleicht finden wir eine bessere Lösung. Was ich so von dem jungen Stuart hörte, geht der Fall unsere Xenologen nichts an, obwohl ein außerirdisches Wesen im Mittelpunkt des Interesses steht. Wir haben auf der Erde mehr als hunderttausend extraterrestrische Tiere und an die dreißigtausend Nichthumanoide, die in den Staatsverträgen dennoch als ›Menschen‹ bezeichnet werden. Leider ist die Fremdenfeindlichkeit in unserer Zivilisation noch so groß, daß jeder dieser Fremden eine Quelle von Konflikten sein kann.

Andererseits werden Sie auch verstehen, daß wir nicht dazu da sind, unseren fremden Schützlingen sozusagen die Nase zu putzen. Dafür haben wir weder die Zeit noch das Personal. Das Ministerium schaltet sich deshalb nur in äußerst heiklen Fällen ein. So heikel scheint mir dieser Fall nicht zu sein. Unser Freund ›Lummox‹ ist dem Gesetz nach ein Tier ...«

»Bestand denn daran je ein Zweifel?« unterbrach ihn der Richter erstaunt.

»Durchaus. Deshalb kam ich her. Aber trotz seiner begrenzten Sprechfähigkeit würden seine anderen Eigenschaften nicht ausreichen, ihn zu einem zivilisierten Mitglied unserer Gemeinschaft zu machen. Also ist er ein Tier und wird von den Gesetzen als solches behandelt. Und das Ministerium hat eine Arbeit weniger.«

»Ich verstehe. Nun, in meinem Amt war ich noch nie grausam gegen Tiere.«

»Gewiß. Und es gibt noch einen anderen Grund, aus

dem sich das Ministerium nicht um LummoX kümmert. Nehmen wir an, dieses Geschöpf sei ›menschlich‹ in dem Sinne, in dem wir das Wort seit den Verträgen mit den Marsianern gebrauchen.«

»Gut, nehmen wir es an.«

»Richter, kennen Sie die Geschichte der *Trail Blazer*?«

»Vage. Ich habe mich nie besonders um die Raumerforschung gekümmert. Unsere Erde ist mir verwirrend genug.«

»Da haben Sie recht. Nun, die *Trail Blazer* unternahm drei der ersten Flüge in das All – in einer Zeit, in der solche Unternehmen wie ehemals die Fahrten des Kolumbus waren. Sie wußten nicht, wohin sie flogen, und sie hatten nur eine ungefähre Ahnung, wie sie zurückkommen sollten. Und von ihrer dritten Reise kehrte die *Trail Blazer* auch nicht zurück.«

»Ich erinnere mich.«

»Und nun erzählt mir dieser junge Stuart, daß sein plumper Freund mit dem einfältigen Grinsen ein Andenken an die zweite Reise der *Trail Blazer* ist. Mehr brauche ich nicht zu wissen. Wir haben keine Verträge mit Planeten, die sie bereist hat. Deshalb kann LummoX nur nach unseren Haustiergesetzen abgeurteilt werden. Auch das Ministerium dürfte nicht anders vorgehen. Und für diesen Fall sind Sie besser geeignet als ich.«

Richter O'Farrell nickte. »Ich habe nichts dagegen. Gehen wir hinein?«

»Noch einen Augenblick. Ich hatte deshalb um einen Aufschub gebeten, weil der Fall so seltsame Züge auf-

weist. Doch ich ziehe mich in dem Augenblick zurück, in dem Sie mir eines versichern können: Stimmt es, daß das Tier gemeingefährlich ist?»

O'Farrell nickte. »Ich habe es gehört ... inoffiziell natürlich.«

»Und ist ein Antrag eingegangen, es zu töten?«

»Nun«, antwortete der Richter langsam, »wiederum weiß ich inoffiziell, daß ein solcher Antrag vorliegt. Unser Polizeichef wird es als Maßnahme für die öffentliche Sicherheit verlangen. Auch von privater Seite erwarte ich dahingehende Anträge.«

Mister Greenberg sah ihn beunruhigt an. »So schlimm? Nun, Richter, was würden Sie sagen? Muß das Tier getötet werden?«

»Sir, das ist eine unangebrachte Frage«, erwiderte der Richter.

Greenberg wurde rot. »Verzeihung. Aber ich muß Ihre Meinung wissen. Sind Sie sich auch im klaren darüber, daß dieses Exemplar einmalig ist? Ungeachtet dessen, was es verbrochen haben mag und wie gefährlich es sein mag, sollte man doch bedenken, was es für einen wissenschaftlichen Schatz darstellt. Können Sie mir nicht das Versprechen geben, daß Sie es nicht umbringen lassen?«

»Junger Mann, Sie versuchen mein Urteil zu beeinflussen. Ich finde Ihre Haltung unpassend.«

Polizeichef Dreiser wählte diesen ungünstigen Augenblick, um das Gespräch zu unterbrechen. »Richter, ich suche Sie überall. Soll die Verhandlung noch stattfinden? Ich habe sieben Männer ...«

O'Farrell unterbrach ihn. »Mister Dreiser, darf ich Ih-

nen Mister Greenberg vom Weltraum-Ministerium vorstellen? Mister Greenberg, das hier ist unser Polizeichef.«

»Angenehm. Meine Herren, ich wollte wegen der Untersuchung ...«

»Mister Dreiser«, unterbrach ihn der Richter brüsk, »bestellen Sie meinem Gerichtsdienner, er möchte alles bereithalten. Ich habe noch etwas Privates mit Mister Greenberg zu besprechen.«

»Aber ...« Der Polizeichef sprach den Satz nicht zu Ende, sondern zog sich zurück und redete auf einen Polizisten ein.

Während der kurzen Unterbrechung hatte sich Greenberg selbst zur Ordnung gerufen. Er durfte keine persönlichen Gefühle zeigen. Nun sagte er: »Ich nehme meine Frage zurück, Richter. Es war nicht meine Absicht, gegen das Gesetz zu verstoßen.« Er grinste. »Sonst werde ich noch wegen Nichtachtung des Gerichts bestraft.«

O'Farrell brachte ein Lächeln zustande. »Schon möglich.«

»Haben Sie ein hübsches Gefängnis? Mir steht noch mehr als ein halbes Jahr Urlaub zu, den ich bisher einfach nicht nehmen konnte.«

»Sie sollten sich nicht überarbeiten, junger Mann. Ich finde immer noch Zeit für meinen Angelsport, ganz gleich, was sich auf meinem Schreibtisch anhäuft.«

»Eine lobenswerte Einstellung. Aber ich bin immer noch nicht fertig. Sie wissen, daß ich auf einer Verschiebung bestehen könnte, um mir neue Anweisungen zu holen?«

»Gewiß, und ich bitte Sie, Ihre Entscheidung nicht von

meiner persönlichen Meinung abhängig zu machen.«

»Nein, aber Sie haben schon recht. Verschiebungen in letzter Minute sind unangenehm.« Außerdem wußte er ziemlich genau, was ihm Mister Kiku erzählen würde, wenn er das Problem nicht selbständig löste. Greenberg hatte sich entschieden. »Ich glaube, es ist doch das Beste, wenn ich mir die Untersuchung ansehe.«

O'Farrell grinste breit. »Das hatte ich gehofft. Man erzählt, daß die Herren vom Ministerium oft ganz neuartige Methoden anwenden.«

»Wirklich? Und ich glaubte immer der Harvard-Universität zum Stolz zu gereichen.«

»Harvard? Na, dann sind wir ja Kommilitonen. Ist Reinhardt immer noch so gefragt?«

»Als ich dort war, ja.«

»Wie klein ist doch die Welt. Es ist schade, daß ich einem Studienkollegen diesen Fall aufhalsen muß.«

Sie gingen gemeinsam auf das Gerichtsgebäude zu. Dreiser, der wütend in einiger Entfernung wartete, sah, daß ihn der Richter völlig vergessen hatte. Er wollte ihm schon folgen, als ihm einfiel, daß dieser Stuart und Betty Sorensen immer noch um den Käfig von LummoX herumstrichen. Sie steckten die Köpfe zusammen und merkten gar nicht, daß der Richter und Greenberg schon gegangen waren. Dreiser trat näher.

»Hallo! Es wird Zeit, Johnnie Stuart! Es hat schon vor einer halben Stunde zehn Uhr geschlagen.«

John Thomas Stuart sah ihn verblüfft an. »Aber ...« Dann bemerkte er, daß die beiden Männer verschwunden waren. »Oh! Nur einen Augenblick, Mister Dreiser ...

ich muß noch mit Lummie sprechen.«

»Du hast jetzt nichts mehr mit dem Biest zu reden. Komm mit.«

Der Polizeichef packte ihn hart am Arm und zog ihn weg. »Sie benehmen sich aber gemein, Diakon Dreiser«, rief ihm Betty nach.

»Kein Wort mehr, junges Fräulein«, erwiderte Dreiser. Er ging mit John Thomas im Schlepptau auf das Gerichtsgebäude zu. Betty folgte ihnen.

John Thomas ergab sich in das Unvermeidliche. Er hatte LummoX noch einmal ermahnen wollen, ja nichts von den Stahlgittern zu kosten. Aber Dreiser hatte nicht auf ihn gehört. Überhaupt, fand John Thomas, verbrachten die meisten älteren Leute ihre Zeit damit, *nicht* zuzuhören.

LummoX war der Abmarsch nicht entgangen. Er erhob sich und sah John Thomas nach. Die Stangen quietschten leicht, als er ein wenig dagegen stieß. Was sollte er tun? Betty hatte noch einen Blick zurückgeworfen und gesagt: »LummoX, warte hier! Wir kommen wieder zurück.«

LummoX blieb stehen, starrte ihnen nach und überlegte hin und her. Ein Befehl von Betty war eigentlich kein Befehl. Oder doch? Er dachte an die Präzedenzfälle der Vergangenheit.

Langsam legte er sich hin.

4

Als O'Farrell und Greenberg eintraten, rief der Gerichtsdienner: »Ruhe im Gerichtssaal!« Das Gemurmel ver-

stummte, und die Zuschauer suchten nach freien Plätzen. Ein junger Mann mit Hut und einer umfangreichen Filmausrüstung trat den beiden Beamten in den Weg. »Einen Augenblick«, rief er und knipste. »Noch eines, und lächeln Sie bitte, Herr Richter, als ob der Ministerialbeauftragte Ihnen einen Witz erzählt hätte.«

»Eines reicht. Und nehmen Sie den Hut ab.« O'Farrell ging an dem Mann vorbei. Der zuckte die Achseln, behielt aber seinen Hut auf.

Der Gerichtsschreiber sah bei ihrer Ankunft mit rotem, schweißbedecktem Gesicht auf. Er hatte auf dem Richterpodium eine Unmenge Werkzeuge ausgebreitet. »Tut mir leid, meine Herren«, murmelte er, »ich bin gleich fertig.« Er beugte sich über ein Mikrofon. »Achtung ... eins, zwei, drei ...« Er sah auf. »Schon wieder mal Ärger mit den Verstärkern.«

»Sie hätten sie eher untersuchen sollen.«

»Wenn Sie jemanden wissen, der sie repariert, wäre ich Ihnen dankbar, Herr Richter.«

»Schon gut«, sagte O'Farrell hoheitsvoll. »Räumen Sie Ihr Werkzeug von meinem Tisch.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht«, unterbrach Greenberg hastig, »benutzen wir den Richtertisch gar nicht. Wir setzen uns einfach gemeinsam um einen großen Tisch, wie es bei den Gerichtsverhandlungen auf dem Mars üblich ist. Ich finde, es vereinfacht die Dinge ein bißchen.«

O'Farrell schien nicht gerade glücklich. »Ich habe mich bisher immer an die alten Formalitäten gehalten. Es lohnt sich.«

»Wahrscheinlich. Ich muß gestehen, daß wir vom Ministerium nachlässige Manieren angenommen haben, weil wir unsere Nase in die verschiedensten Gerichtsverhandlungen stecken müssen.« Er lachte. »Denken Sie an Minatare. Es wäre schrecklich, wenn man nach den dortigen Gepflogenheiten verhandeln müßte. Sie erwarten von einem Richter, daß er vor dem Urteilsspruch ein Bad nimmt. Außerdem darf er bis zur Entscheidung weder etwas essen noch etwas trinken. Ehrlich gesagt, das könnte ich nicht. Sie vielleicht?«

Richter O'Farrell fühlte sich gekränkt, daß dieser aalglatte junge Mann einen Vergleich zwischen den ehrwürdigen Gepflogenheiten seines Gerichtshofs und solchen Heidenmanieren zog. Er versuchte den Gedanken an sein eigenes Frühstück beiseite zu schieben. »Nun«, meinte er säuerlich, »andere Länder, andere Sitten.«

»Genau. Ich danke Ihnen für Ihre Nachsicht.« Greenberg winkte den Gerichtsdienner herbei. Sie stellten einige Tische so zusammen, daß ein einziger großer Verhandlungstisch entstand. O'Farrell kam gar nicht mehr dazu, zu bemerken, daß er mit seinem Sprichwort genau das Gegenteil hatte erreichen wollen. Kurz danach saßen etwa fünfzehn Leute um den großen Tisch, und Greenberg hatte den Gerichtsdienner um Aschenbecher fortgeschickt. Er wandte sich an den Techniker, der sich mit wichtiger Miene die Hörer über die Ohren gestreift hatte. »Alles fertig?«

Der Techniker schnalzte mit Daumen und Zeigefinger. »Die Sache kann losgehen.«

»Schön. Die Verhandlung ist hiermit eröffnet.«

Der Beamte sprach in sein Mikrophon. Er nannte die Zeit, den Tag, die Namen der Richter – wobei er Greenbergs Vornamen erst nach mehreren Versuchen richtig über die Lippen brachte – und die Namen der Kläger und Angeklagten. Der Gerichtsdiener stürmte herein, in jeder Hand ein paar Aschenbecher, und begann hastig: »Hört! Hört! Die Verhandlung ist eröffnet. Mögen sich alle Parteien ...«

»Schon gut«, unterbrach ihn Greenberg, »vielen Dank für die Aschenbecher. Das Gericht befaßt sich nun in einer Voruntersuchung mit allen Anträgen, die betreffs der am vorigen Montag von dem außerirdischen Geschöpf namens ›Lummox‹ begangenen Straftaten eingeleitet wurden. Gerichtsdiener, legen Sie bitte ein Bild von Lummox in den Projektionsapparat.«

»Sofort, Euer Ehren.«

»Das Gericht möchte darauf hinweisen, daß diese Voruntersuchung gegebenenfalls zu einer Hauptverhandlung gemacht werden kann. In anderen Worten, sagen Sie am besten gleich alles, was Sie sagen möchten, denn es könnte sein, daß Sie ein zweites Mal nicht mehr zu Wort kommen. Ach ja ... das Gericht nimmt neben den Anklagen auch Bittschriften in Empfang.«

»Eine Frage, Euer Ehren.«

»Ja?«

»Äh – mein Klient und ich haben keine Einwände, wenn die Voruntersuchung in dieser Form stattfindet. Aber werden wir zu der althergebrachten Form zurückkehren, wenn wir uns der Hauptverhandlung zuwenden?«

»Dieses Gericht, das von der Föderation einberufen

wurde und in dem das Sittengesetz des Universums zur Anwendung gebracht wird, ist an keinerlei lokale Formalitäten gebunden, es sei denn, es verstößt dabei gegen ein ausgeprägtes rasse- oder religionsbedingtes Empfinden. Doch das Gericht wird Formalitäten nicht beachten, wo sie zu einem reinen Zeremoniell geworden sind und die Entwicklung der Verhandlung nur hinauszögern. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Hmpfr. Ja, Sir. Für den Augenblick habe ich keine Einsprüche.« Der magere, ältliche Sprecher schien verlegen.

»Jeder ist berechtigt, jederzeit Einwände vorzubringen. Man wird ihn anhören.« Greenberg grinste. »Aber meistens habe ich das Glück, daß meine Entscheidungen gebilligt werden.«

Der Mann setzte sich steif.

»Also, fangen wir an.« Greenberg nahm ein Aktenbündel in die Hand. »Hier haben wir eine Zivilklage Supermarkt-Handelsgesellschaft gegen ›Lummox‹, John Thomas Stuart und Marie Bradley Stuart und eine ähnliche Klage seitens der Western-Versicherungsgesellschaft, bei der die Supermarkt-Handelsgesellschaft versichert ist. Ferner gegen dieselben Beklagten eine Klage von Mister Ito und seiner Versicherungsgesellschaft, eine Klage der Stadt Westville ... und eine Klage von Mistreß Isabelle Donahue. Dann wartet eine Anzeige der Polizei wegen Haltens eines gefährlichen Tieres und Vernachlässigung der Aufsichtspflicht und eine weitere Anzeige wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses.«

John Thomas war immer blasser geworden. Greenberg

warf ihm einen Blick zu und meinte: »Sie haben nicht viel gegessen, mein Junge, nicht wahr? Nur nicht den Kopf verlieren – vor dem Hängen bekommt der Verurteilte immer noch eine kräftige Mahlzeit.« John Thomas grinste schief, während ihm Betty unter dem Tisch einen beruhigenden Tritt versetzte.

Greenberg war noch nicht am Ende. Er hielt eine Bittschrift des Polizeichefs in Händen, in der um Vernichtung des als gemeingefährlich bekannten Tieres »Lummox« nachgesucht wurde. Greenberg las den Text nicht vor, sondern legte das Blatt einfach zu den anderen Akten. »Und jetzt – wer ist wer? Sie, Sir?«

Der Angeredete war der Rechtsanwalt, der vorhin Einspruch erhoben hatte. Er stellte sich als Alfred Schneider vor, Vertreter der Western Versicherungsgesellschaft und der Supermarkt-Handelsgesellschaft. »Der Herr neben mir ist Monsieur de Grasse, Geschäftsführer der Supermarkt-Gesellschaft in Westville.«

»Gut. Der nächste bitte.« Greenberg stellte fest, daß alle Kläger erschienen waren: Außer ihm, Richter O'Farrell, John Thomas, Betty und Dreiser hatten sich noch folgende Personen eingefunden: Mrs. Donahue mit Rechtsanwalt Beanfield, die Herren Schneider und de Grasse für die Supermarktgesellschaft, Mister Lombard, der rechtliche Vertreter der Stadt Westville, Mister Itos Sohn und der Rechtsanwalt von Mister Itos Versicherungsgesellschaft, die Polizeibeamten Karnes und Mendoza als Zeugen und John Thomas' Mutter mit Mister Postle, dem Familienanwalt.

Greenberg wandte sich an Postle. »Ich nehme an, Sie

vertreten auch Mister Stuart.«

»Keinesfalls«, mischte sich Betty ein. »Ich vertrete Johnnie.«

Greenberg hob die Augenbrauen. »Ich wollte gerade fragen, was Sie hier tun. Sind Sie – äh – Anwalt?«

»Ich bin sein Rechtsbeistand.«

O'Farrell beugte sich vor und flüsterte: »Das ist doch absurd, Herr Kollege. Ich kenne das Mädchen. Ich mag sie ganz gern ... aber ehrlich gesagt, halte ich sie nicht für übermäßig intelligent.« Er fügte laut hinzu: »Betty, du hast hier nichts zu suchen. Geh nach Hause und hör auf, dich zum Gespött der Leute zu machen.«

»Also, Herr Richter ...«

»Einen Augenblick, mein Fräulein«, mischte sich Greenberg ein. »Was berechtigt Sie, als Mister Stuarts Rechtsbeistand zu fungieren?«

»Ganz einfach. Ich bin der Rechtsbeistand, den er sich wünscht.«

»Hmmm, ein starkes Argument. Trotzdem vielleicht nicht ausreichend.« Er wandte sich an John Thomas. »Stimmt das?«

»Äh, jawohl, Sir.«

Richter O'Farrell flüsterte: »Tu es lieber nicht, mein Junge. Man wird deinen Antrag zurückweisen.«

Greenberg sagte leise: »Das fürchte ich auch.« Er wandte sich an Mister Postle: »Sind Sie bereit, Mutter und Sohn zu verteidigen?«

»Ja.«

»Nein!« widersprach Betty.

»Wie? Glauben Sie nicht, daß es besser wäre, wenn

Mister Stuart seine Interessen selbst vertritt?«

John Thomas wurde rot und antwortete: »Ich möchte Mister Postle nicht als Rechtsanwalt.«

»Weshalb?«

John Thomas sah nur trotzig vor sich hin. Betty rief verächtlich: »Weil seine Mutter Lummie nicht leiden kann. Das ist es. Und ...«

»Das ist nicht wahr!« sagte Mrs. Stuart scharf.

»Natürlich ist es wahr. Und dieser alte verknöcherte Kerl steckt mit ihr unter einer Decke. Sie wollen beide Lummo loswerden.«

O'Farrell hüstelte in sein Taschentuch. Postle war knallrot angelaufen. Greenberg sah Betty streng an. »Mein Fräulein, stehen Sie auf und entschuldigen Sie sich bei Mister Postle.«

Betty stand auf, sah an Mister Postle vorbei und sagte: »Verzeihung, Mister Postle, daß Sie ein verknöchertes Kerl sind, ich meine, Verzeihung, daß ich das gesagt habe.«

»Setzen Sie sich«, befahl Greenberg kühl. »Und hüten Sie in Zukunft Ihre Zunge. Mister Stuart, Sie können nicht gezwungen werden, einen Rechtsbeistand gegen Ihren Willen anzunehmen. Aber Sie bringen mich in eine unangenehme Lage. Legal gesehen sind Sie minderjährig. Ihr Rechtsbeistand ist ebenfalls minderjährig. Das wird sich in den Prozeßakten nicht besonders gut ausnehmen.«

»Hmmm ...«

»Ja, Mister Lombard?«

»Das alles erscheint mir ein wenig lächerlich, Sir. Das

Mädchen hat keinerlei Berechtigung vor diesem Gericht. Sie ist kein Mitglied der Anwaltskammer. Sie hat keine Qualifikation als Anwalt. Es ist mir unangenehm, das Hohe Gericht belehren zu müssen, aber die einzig richtige Entscheidung wäre es, das Mädchen von hier zu entfernen und einen ordentlichen Rechtsbeistand zu ernennen.«

»Ist das alles?«

»Ja, Euer Ehren.«

»Dann möchte ich nur hinzufügen, daß es das Hohe Gericht ebenso unangenehm findet, belehrt zu werden und daß es bittet, man möge solche Belehrungen in Zukunft unterlassen.«

»Jawohl, Sir.«

»In einer Verhandlung dieser Art ist es nicht nötig, daß der Rechtsbeistand der Anwaltskammer angehören muß. Wenn Sie diese Regelung ungewöhnlich finden, dann kann ich Ihnen zur Beruhigung sagen, daß die Richter-Priester von Deflai sie noch ungewöhnlicher finden. Aber es ist die einzige Regel, bei der die Mehrheit der Rechtsprechungssysteme innerhalb der Föderation berücksichtigt wird. Wo ist der Pflichtverteidiger?«

»Hier, Euer Ehren. Cyrus Andrews.«

»Danke. Wären Sie bereit, einzuspringen?«

»Ja. Aber ich brauche einen kurzen Aufschub, um mich mit meinem Chef zu besprechen.«

»Natürlich. Nun, Mister Stuart? Soll das Gericht Mister Andrews als Ihren Rechtsbeistand ernennen?«

»Nein!« Das war wieder Betty.

»Ich hatte Mister Stuart gefragt, Miß Sorensen. Nun?«

John Thomas sah Betty an. »Nein, Euer Ehren.«

»Und weshalb nicht?«

»Ich werde Ihre Frage beantworten«, erklärte Betty. »Ich kann schneller sprechen als er, deshalb bin ich auch sein Rechtsbeistand. Wir wollen Mister Andrews nicht, weil der Verteidiger der Stadt Westville gegen Lummo ist. Und der Verteidiger der Stadt Westville ist zugleich der Chef von Mister Andrews. Sie haben gemeinsam eine Praxis und arbeiten zusammen, wenn sie nicht gerade Scheinprozesse gegeneinander führen.«

Greenberg wandte sich an Andrews. »Stimmt das, Sir?«

»Nun ja, Euer Ehren, wir sind Geschäftspartner. Sie müssen verstehen, in einer so kleinen Stadt ...«

»Ich verstehe. Ich verstehe aber auch Miß Sorensens Standpunkt. Danke, Mister Andrews. Wir benötigen Sie nicht mehr.«

»Mister Greenberg?«

»Was gibt es noch, mein Fräulein?«

»Ich dachte mir schon, daß irgendein Übereifriger versuchen würde, mich von hier zu entfernen. Das wollte ich vermeiden. Ich bin zur Hälfte Besitzer von Lummo.«

Greenberg sah sie nur fragend an.

Sie zog ein Schriftstück aus der Tasche und reichte es ihm. »Eine Verkaufsbescheinigung, hier.«

Greenberg studierte das Schriftstück gründlich. »Korrekt ausgestellt, gestriges Datum ... das heißt, daß Sie freiwillig die Verantwortung für Lummo übernehmen. Frühere Verstöße gegen das Gesetz sind nicht Ihre Schuld.«

»Pah! Lummie hat nicht gegen das Gesetz verstoßen.«

»Um das festzustellen, sind wir ja hier. Und sagen Sie bitte nicht »pah!«, das ist kein rechtlich anwendbarer Terminus. Es handelt sich lediglich um die Frage, ob der Unterzeichnete Lummo verkauft durfte. Wem gehört Lummo?«

»Johnnie natürlich! So stand es im Testament seines Vaters.«

»Mister Postle, haben Sie einen Einwand dagegen?«

Mister Postle beriet sich im Flüsterton mit Mrs. Stuart und antwortete dann: »Keine Einwände, Euer Ehren. Das Geschöpf »Lummo« ist Eigentum des minderjährigen John Thomas Stuart. Mistreß Stuart vertritt die Interessen ihres Kindes als Vormund.«

»Gut.« Greenberg händigte die Urkunde dem Protokollbeamten aus. »Diktieren Sie das in Ihr Tonband.«

Betty lehnte sich zurück. »Schön, Euer Ehren – und nun können Sie als Rechtsbeistand ernennen, wen Sie wollen. Solange ich mein Wörtchen mitreden kann, ist es mir gleichgültig.«

Greenberg seufzte. »Ich fürchte, das hätte nicht viel Sinn. Protokollführer, halten Sie ausdrücklich fest, daß die beiden Minderjährigen auch nach eindringlichen Ermahnungen darauf bestehen, keinen Rechtsbeistand zu nehmen.«

»Oh, machen Sie sich keine Sorgen, Mister Greenberg. Wir setzen unser volles Vertrauen in Sie.«

»Das würde ich an Ihrer Stelle nicht«, erklärte Greenberg trocken. »Aber fahren wir fort ... der Herr dort am anderen Ende des Tisches – wer sind Sie?«

»Mein Name ist Horvey, Vertreter der Galaktischen

Presse.«

»Der Protokollbeamte wird eine Pressenotiz herausgeben, wenn es an der Zeit ist. Ich bin später für das übliche Interview zu sprechen. Und ich möchte Sie bitten, keine Bilder von LummoX zu veröffentlichen. Noch mehr Herren von der Presse?«

Zwei weitere Männer erhoben sich. »Der Gerichtsdienner wird Ihnen Plätze außerhalb der Schranken besorgen.«

»Ja, Richter. Aber zunächst ...«

»Außerhalb der Schranken, wenn ich bitten darf.« Greenberg ließ seinen Blick über die Runde schweifen. »Ich glaube, das wäre alles. Halt, der Herr dort drüben ... Wer sind Sie?«

Der Angesprochene erhob sich. Er trug einen Frack und grauweiß gestreifte Shorts. Würdevoll, aber doch befangen stand er da. »Wenn es dem Hohen Gericht beliebt, mein Name ist T. Omar Esklund, Doktor der Philosophie.«

»Gehören Sie zu einer der verhandelnden Parteien?«

»Ja, Sir, ich kam als *amicus curiae*, als Freund des Gerichts.«

Greenberg runzelte die Stirn. »Das Gericht sucht sich seine Freunde selbst aus. Tragen Sie Ihre Belange vor, Doktor.«

»Gern, Sir, wenn Sie es gütigst erlauben. Ich bin der Zweite Vorsitzende der *Liga zur Erhaltung der Erde für die Menschen*.« Greenberg unterdrückte ein Stöhnen, was Esklund nicht bemerkte, weil er soeben auf sein umfangreiches Manuskript blickte. »Uns Menschen wurde die Erde von Gott gegeben. Doch nun wird sie in steigendem

Maße von außerirdischen Kreaturen überschwemmt ... von Bestien zweifelhafter Herkunft. Die entsetzlichen Auswirkungen des Raumverkehrs zeigen sich an jeder ...«

»Doktor Esklund!«

»Sir?«

»Was haben Sie direkt mit dieser Gerichtsverhandlung zu tun?«

»Nun, im weiteren Sinne bin ich ein Anwalt der Menschheit. Die Gesellschaft, deren Zweiter Vorstand ich die Ehre ...«

»Wollen Sie eine Bittschrift einreichen?«

»Ja«, erwiderte Doktor Esklund beleidigt. »Das wollte ich gerade andeuten.«

»Wo ist sie?«

Esklund wühlte in seinem Manuskript und zog die Petition schließlich hervor. Greenberg nahm sie, verschwendete aber keinen Blick darauf. »Und jetzt erklären Sie kurz den Inhalt der Bittschrift, damit sie auf Band aufgenommen werden kann.«

»Nun ... wenn es dem Hohen Gericht beliebt. Die Liga, deren Sprecher zu sein ich die Ehre habe, bittet, nein, ersucht dringend, dieses unmenschliche Wesen, das bereits unter der Bürgerschaft dieses Städtchens gewütet hat, zu vernichten. Eine solche Vernichtung ist gerechtfertigt, ja, erforderlich, wenn man die geheiligten Menschenrechte ...«

»Ist das der Inhalt Ihrer Bittschrift? Sie wollen, daß dieses Gericht die Vernichtung von LummoX vornimmt?«

»Ja, aber nicht nur das, ich habe eine sorgfältig niedergelegte Begründung, eine unwiderlegbare Begrün-

dung, wenn ich so sagen darf ...«

»Einen Augenblick. Wir nehmen Ihre Bittschrift an. Der Protokollbeamte wird sie auf Band aufnehmen. Eine Entscheidung erfolgt später. Nun zu Ihrem Manuskript. Dem Umfang nach schätze ich es auf mindestens zwei Stunden Rededauer.«

»Mindestens, Euer Gnaden«, sagte Esklund etwas besänftigt.

»Gut. Gerichtsdieners!«

»Ja, Sir?«

»Können Sie irgendwo eine Seifenkiste ergattern?«

»Ich glaube ja, Sir.«

»Ausgezeichnet. Stellen Sie sie auf den Rasen vor dem Gerichtsgebäude. Doktor Esklund, jeder von uns hat das Recht der freien Meinungsäußerung ... bedienen Sie sich bitte. Ich stelle Ihnen die Seifenkiste für die nächsten zwei Stunden zur Verfügung.«

Doktor Esklund wurde rot. »Sie werden von mir hören.«

»Zweifellos.«

»Wir kennen Typen Ihrer Art! Verräter an der Menschheit. Deserteure!«

»Entfernen Sie ihn!«

Der Gerichtsdieners kam dem Befehl prompt nach. Einer der Reporter folgte ihnen nach draußen. Greenberg stellte fröhlich fest: »Ich glaube, wir können jetzt mit dem Wesentlichen beginnen. Vor uns liegen mehrere Anklagen, die aber alle das gleiche Vergehen betreffen. Wenn keine Einwände erhoben werden, können die Zeugen gemeinsam vernommen werden.«

Die Anwälte sahen einander an. Schließlich meinte Mister Itos Anwalt: »Euer Ehren, ich halte es für fairer, wenn wir die Parteien einzeln hören.«

»Wahrscheinlich. Aber dann sitzen wir Weihnachten immer noch hier. Mir widerstrebt es, so vielen beschäftigten Leuten die Zeit zu stehlen, nur damit ich drei- oder viermal das gleiche höre. Doch wenn Sie absolut auf Ihrem Wunsch bestehen – bitte. Ich möchte Sie lediglich darauf hinweisen, daß Sie im Falle einer Niederlage die Mehrkosten zu tragen hätten.«

Mister Itos Sohn zupfte den Anwalt am Ärmel und flüsterte ihm etwas zu. Der Anwalt nickte und erklärte: »Mein Klient stimmt einer gemeinsamen Zeugenvernehmung zu.«

»Schön. Noch irgendwelche Einwände?« Niemand rührte sich. »Richter, ist dieser Saal mit Wahrheitsmessern ausgestattet?«

»Wie? Ja, natürlich. Nur benutzen wir sie selten.«

»Ich mag sie gern.« Greenberg wandte sich an die anderen: »Wir werden Wahrheitsmesser anbringen. Niemand wird gezwungen, sie zu benutzen. Doch wird sich das Gericht selbstverständlich seine Gedanken darüber machen, wenn sich jemand weigern sollte.«

John Thomas flüsterte Betty zu: »Hüte deine Zunge, Löwenherz.«

»Werde ich, du Naseweis. Wenn du nur deine eigene hütest.«

Richter O'Farrell wandte sich an Greenberg. »Es wird einige Zeit dauern, bis sie installiert sind. Sollten wir nicht inzwischen einen kleinen Imbiß nehmen?«

»Imbiß, ach ja. Alles herhören ... bei dieser Verhandlung wird keine Mittagspause eingelegt. Der Gerichtsdienner bringt Ihnen Kaffee oder was Sie sonst bestellen, während der Techniker die Wahrheitsmesser anbringt. Inzwischen ...« Er holte sich eine Zigarette aus der Tasche. »... hat vielleicht jemand von Ihnen Feuer?«

Draußen neben dem Gerichtsgebäude überlegte Lummo an der schweren Frage hin und her, ob Betty das Recht hatte, ihm Befehle zu geben. Und er kam zu dem Schluß, daß sie wahrscheinlich unter einem Sonderstatus stand. Jeder John Thomas hatte irgendwann eine Art Betty in sein Leben geholt. Jeder hatte darauf bestanden, daß Lummo sie ehrerbietig behandeln müsse. Da nun John Thomas der Elfte schon einmal mit dieser Betty angefangen hatte, konnte es nicht schaden, ihrem Befehl Folge zu leisten. Natürlich nur, solange die Sache nicht allzu unbequem für ihn war. Er legte sich hin und schlief ein. Nur das Wachauge sah aufmerksam durch die Gegend.

Er schlief unruhig, gequält von dem Geruch des Stahls. Nach einiger Zeit wachte er wieder auf, reckte sich ein bißchen und wartete, bis die Stahlgitter wieder aufhörten zu zittern. Ihm schien, daß John Thomas unnötig lange fortblieb. Außerdem hatte es ihm gar nicht gepaßt, wie dieser zweite Mann mit Johnnie umgesprungen war ... nein, wenn er es nochmals überlegte, es hatte ihm gar nicht gepaßt. Er fragte sich, was er unternehmen sollte. Was würde John Thomas tun, wenn er hier wäre?

Das Problem war sehr verzwickte. Er legte sich hin und schleckte ein bißchen an den Stahlgittern. O nein, er aß sie nicht, er sog nur tief ihren Duft ein. Ein bißchen trok-

ken, entschied er, aber nicht schlecht.

Im Gerichtssaal selbst hatten Polizeichef Dreiser und seine beiden Beamten ihre Zeugenaussagen gemacht. Die Wahrheitsmesser hatten sich nicht gerührt. Mister Itos Rechtsanwalt hatte zugeben müssen, daß Mister Ito auf LummoX geschossen hatte. Mister Itos Sohn zeigte Fotos von den daraus entstandenen Folgen. Nur noch Mrs. Donahues Zeugnis fehlte, um die Aufnahme abzuschließen.

Greenberg wandte sich an ihren Anwalt. »Mister Beanfield, möchten Sie mit Ihrer Klientin beraten, oder können wir fortfahren?«

»Fangen Sie an, Euer Ehren. Vielleicht stelle ich später noch ein paar Fragen.«

»Bitte. Mistreß Donahue, erzählen Sie uns, was geschehen ist.«

»Gewiß. Euer Ehren, liebe Freunde. Ich bin es nicht gewohnt, vor der Öffentlichkeit zu sprechen, dennoch glaube ich, daß ich ...«

»Zur Sache, Mistreß Donahue. Was war letzten Montagnachmittag?«

»Aber das wollte ich doch gerade erzählen.«

»Bitte. Fahren Sie fort. Und beschränken Sie sich auf die Fakten.«

Sie schnaubte. »Nun, ich hatte mich gerade für ein paar Minuten hingelegt ... ich habe so viele Verpflichtungen in Klubs und Wohlfahrtskomitees und Mütter ...«

Greenberg beobachtete den Wahrheitsmesser, der bedenklich in das rote Feld hinüberwackelte, aber noch kein Warnsignal auslöste. Er kam zu der Entscheidung, daß es wenig Sinn hatte, sie zur Vorsicht zu mahnen.

»Plötzlich überkam mich ein namenloser Schreck.«

Mit einem Ruck schwang die Nadel in das rote Feld hinüber, eine Lampe flammte auf, und ein rasselndes Klingeln ertönte. Jemand begann zu kichern. Greenberg rief scharf: »Ruhe im Zuschauerraum. Sonst wird der Gerichtsdienner den Saal räumen lassen.«

Mrs. Donahue hatte zu sprechen aufgehört, als das Klingelzeichen ertönte. Mister Beanfield sah sie wütend an. »Erzählen Sie dem Gericht nur, was für einen Lärm Sie hörten und was Sie daraufhin sahen und taten.«

»Er gibt der Zeugin Ratschläge«, wandte Betty ein.

»Irgend jemand muß es tun«, seufzte Greenberg.

»Aber ...«

»Einspruch nicht stattgegeben. Zeugin, fahren Sie mit Ihrer Aussage fort.«

»Nun, äh ... nun, ich hörte einen Lärm, und ich fragte mich, was in aller Welt das sein könne. So warf ich einen Blick aus dem Fenster, und was sah ich? Ein riesenhaftes Tier, das wild vorstürmte ...«

Wieder dröhnte die Klingel. Ein Dutzend Zuschauer lachten. Wütend rief Mrs. Donahue: »Ich möchte, daß dieses Ding sofort abgeschaltet wird. Wie soll ein Mensch bei diesem Lärm konzentriert aussagen können?«

»Ruhe im Zuhörerraum«, rief Greenberg. Er wandte sich Mrs. Donahue zu. »Wenn ein Zeuge sich entschlossen hat, in Gegenwart des Wahrheitsmessers auszusagen, dann kann er seine Entscheidung nicht mehr rückgängig machen. Die Aussage des Wahrheitsmessers ist für den Richter rein instruktiv. Er muß keine Konsequen-

zen daraus ziehen. Fahren Sie fort.«

»Nun gut. Schließlich habe ich noch nie im Leben gelogen.«

Die Klingel schwieg. Greenberg überlegte, daß sie es wohl selbst ganz fest glaubte, wodurch der Wahrheitsmesser irregeführt wurde. »Ich wollte damit sagen«, fügte er hinzu, »daß sich das Hohe Gericht seine eigene Meinung bildet. Es braucht keine Maschine, die ihm das Denken abnimmt.«

»Mein Vater selig erklärte immer, diese Dinge seien Teufelswerk. Er war der Meinung, daß ein ehrenhafter Geschäftsmann ...«

»Bitte, Mistreß Donahue.«

Mister Beanfield flüsterte ihr etwas zu. Mrs. Donahue fuhr, etwas ruhiger geworden, fort: »Also, es war dieses *Ding*, dieses Riesenbiest, das der Junge von nebenan in seinem Garten hielt. Es fraß meine Rosenbüsche.«

»Und was taten Sie daraufhin?«

»Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Ich packte die erste beste Waffe ... ich glaube, es war ein Besen... und rannte nach draußen. Die Bestie kam auf mich losgestürmt ...«

Drriiing!

»Sollen wir auf die letzte Aussage noch einmal genauer eingehen, Mistreß Donahue?«

»Nun ... auf alle Fälle lief ich dem Ungeheuer entgegen und schlug ihm mit dem Besenstiel auf den Kopf. Es schnappte nach mir. Diese Riesenzähne ...«

Drriiing!

»Und was geschah dann, Mistreß Donahue?«

»Nun, der Feigling lief weg. Ich weiß nicht, wohin. Aber da stand ich nun – mein herrlicher Garten ein einziges Trümmerfeld.« Die Nadel schwankte, aber noch blieb die Klingel ruhig.

Greenberg wandte sich an den Anwalt. »Mister Beanfield, haben Sie den Schaden in Mister Donahues Garten untersucht?«

»Ja, Euer Ehren.«

»Können Sie uns das Ausmaß des Schadens nennen?«

Mister Beanfield kam zu der Ansicht, daß es besser war, eine Klientin zu verlieren, als öffentlich von diesem verrückten Spielzeug blamiert zu werden. »Fünf Büsche waren ganz oder zum großen Teil gefressen, Euer Ehren. Leichter Schaden entstand am Rasen, und der Zierzaun weist ein Loch beträchtlicher Größe auf.«

»Finanzieller Schaden?«

»Den Betrag, den wir vergütet haben wollen, finden Sie in der Klage, Herr Richter.«

»Das ist nicht maßgebend.«

Im Geiste zuckte Mister Beanfield die Achseln und strich Mistreß Donahue von seiner Klientenliste. »Oh, ein paar hundert Dollar, Euer Ehren. Aber das Gericht sollte eine zusätzliche Summe als Schmerzensgeld für den ausgestandenen Schrecken in Betracht ziehen.«

Mrs. Donahue wurde fleckig im Gesicht. »Das ist doch un-er-hört! Meine prämierten Rosen ...!«

Die Nadel machte einen Sprung in das rote Feld und schwang wieder zurück.

»Was für prämierte Rosen, Mistreß Donahue?« fragte Greenberg müde.

Der Anwalt antwortete für sie. »Sie standen direkt neben Mistreß Donahues Preisrosen. Nur durch ihr mutiges Eingreifen blieben die wertvollsten Stöcke verschont.«

»Danke. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?«

»Nein. Halt – hier sind die Fotos, die das Ausmaß des Schadens am deutlichsten zeigen.«

»Danke.«

Mrs. Donahue funkelte ihren Anwalt an. »Aber *ich* habe etwas hinzuzufügen. Ich bestehe darauf, daß dieses Ungeheuer *vernichtet* wird.«

Greenberg wandte sich an Beanfield. »Ist das ein offizieller Antrag? Oder können wir ihn als rein rhetorisch betrachten?«

Der Anwalt sah Greenberg unbehaglich an. »Wir haben einen dementsprechenden Antrag eingebracht, Euer Ehren.«

»Das Gericht wird ihn zur Kenntnis nehmen.«

»Halt, einen Augenblick.« Betty war aufgesprungen. »Nur weil Lummie ein paar von den schäbigen alten Rosen fraß ...«

»Später, Miß Sorensen.«

»Aber ...«

»Später, bitte. Sie werden schon noch zu Wort kommen. Das Gericht ist der Ansicht, daß es jetzt über genügend sachdienliche Mitteilungen verfügt. Hat jemand noch eine Mitteilung zu machen?«

»Wir möchten noch einen Zeugen anmelden«, erklärte Betty.

»Was?«

»Wir möchten einen Zeugen anmelden«, wiederholte

Betty.

»Schön. Wo haben Sie ihn?«

»Draußen, Euer Ehren. Ich meine LummoX.«

Greenberg sah sie nachdenklich an. »Wenn ich Sie recht verstehe, wollen Sie LummoX in eigener Sache aussagen lassen.«

»Und warum nicht? Sprechen kann er.«

Ein Reporter flüsterte seinem Kollegen etwas zu, dann verließen sie beide den Raum. Greenberg kaute an seiner Unterlippe. »Ich weiß«, sagte er. »Ich habe selbst ein paar Worte mit ihm gewechselt. Aber sein Sprechtalent allein genügt nicht, um seine Aussagen zu akzeptieren. Auch Kinder mit zwei Jahren können sprechen, aber es kommt selten vor, daß man einem Kind unter sechs Jahren das Aussagerecht vor Gericht zugesteht. Dem Gericht ist bekannt, daß Mitglieder nichtmenschlicher Rassen vor Gericht aussagen können. Aber wir wissen nicht, inwieweit dieses außerirdische Wesen befähigt ist, eine gültige Aussage zu machen.«

John Thomas beugte sich beunruhigt zu Betty hinüber. »Ist denn bei dir eine Schraube locker? Wir haben keine Ahnung, was LummoX sagen würde.«

»Pscht.« Sie wandte sich an Greenberg. »Sehen Sie, Herr Richter, Sie haben eine ganze Menge schöner Worte gebraucht, aber was soll das? Sie sind im Begriff, LummoX zu verurteilen ... und wollen sich nicht einmal die Mühe machen, ihm eine oder zwei Fragen zu stellen. Sie sagen, er könne nicht als Zeuge auftreten. Nun, ich habe Zeugen in dieser Verhandlung gesehen, die diesen Namen ebenso wenig verdienten. Ich könnte wetten, daß bei

Lummie der Wahrheitsmesser kein einziges Mal klingeln würde. Sicher, er hat Dinge getan, die er besser unterlassen hätte. Er fraß ein paar verlauste Rosensträucher und den Kohl aus Mister Itos Garten. Was ist daran so schrecklich? Haben Sie nie ein Plätzchen gemaust, wenn gerade niemand hersah?«

Sie holte tief Luft. »Stellen Sie sich vor, daß Sie jemand dabei erwischt hat und Ihnen zur Strafe einen Besen um die Ohren schlägt oder mit einem Gewehr nach Ihnen schießt. Wären Sie nicht zu Tode erschrocken? Würden Sie nicht auch davonlaufen? Lummie ist gutartig. Wer das Gegenteil behauptet, handelt unverantwortlicher als Lummie. Hat jemand versucht, vernünftig mit ihm zu sprechen? O nein. Man hat ihm Kugeln nachgeschickt und ihn unter eine Brücke gehetzt. Sie halten Lummo für einen nicht kompetenten Zeugen? Wer ist dann überhaupt kompetent? All diese Leute, die ihn so gemein behandelt haben – oder Lummie? Jetzt wollen sie ihn umbringen. Vermutlich würden sie auch dem kleinen Jungen, der ein Plätzchen oder einen Apfel gemaust hat, den Kopf abschneiden, damit er es nie wieder tut. Diese ganze Verhandlung ist doch nichts als ein schlechter Scherz.«

Sie schwieg. Über ihre Wangen liefen Tränen. Es war ein Talent, das sie schon bei Aufführungen des Schultheaters erfolgreich angewendet hatte. Aber zu ihrer eigenen Überraschung waren diese Tränen echt.

»Sind Sie fertig?« fragte Greenberg.

»Für den Augenblick ja.«

»Ich muß sagen, daß Ihr Plädoyer sehr bewegend war.

Aber das Gericht darf sich nicht von Gefühlen leiten lassen. Sie vertreten also die Theorie, daß der Großteil des angerichteten Schadens – eigentlich alles außer den Rosen und dem Kohl – durch unvernünftiges Verhalten der Menschen entstanden ist und weder LummoX noch seinem Besitzer zur Last gelegt werden kann.«

»Fragen Sie doch LummoX selbst, Sir, wie das Ganze für ihn aussah.«

»Darauf kommen wir noch zu sprechen. Nun zu einer anderen Sache: Ich weiß nicht, ob Ihre Vergleiche stimmen. Wir haben uns schließlich hier nicht mit einem kleinen Jungen, sondern mit einem Tier, zu befassen. Wenn das Gericht anordnen sollte, das Tier zu töten, so nicht aus einem Gefühl der Rache oder als Bestrafung. Denn man geht im allgemeinen von der Voraussetzung aus, daß Tiere solche Werte nicht verstehen. Man würde damit lediglich vermeiden wollen, daß fernerhin eine Gefahr für Leib, Leben und Gut der Menschen dieser Stadt bestünde. Ihr kleiner Junge kann von der Hand seines Kindermädchens zurückgehalten werden – aber bei Lummie handelt es sich um ein Geschöpf von einigen Tonnen Gewicht, das einen Menschen aus Unachtsamkeit mit einem Fuß zertreten kann. Der Vergleich mit Ihrem armen, kleinen Apfeldieb hinkt.«

»Wirklich? Der kleine Junge kann groß werden, und er kann eine ganze Stadt auslöschen, wenn er auf einen harmlos aussehenden Knopf drückt. Deshalb – Kopf ab, bevor er groß wird. Warum er das Plätzchen oder den Apfel genommen hat, fragen Sie ihn überhaupt nicht. Er ist ein böser Junge. Deshalb schneiden Sie ihm den Kopf

ab, und es gibt keinen Ärger mehr.«

Wieder nagte Greenberg an der Unterlippe. »Sie wollen also, daß wir LummoX anhören?«

»Das sagte ich doch schon.«

»Sie sagten viel. Das Gericht wird darüber beraten.«

»Einspruch«, erklärte Mister Lombard. »Wenn dieses außergewöhnlich ...«

»Merken Sie sich Ihren Einspruch für später«, unterbrach ihn Greenberg. »Das Gericht zieht sich für zehn Minuten zurück.« Greenberg stand auf und wollte sich eine Zigarette anzünden. Als er merkte, daß er keine Streichhölzer hatte, steckte er die Packung resigniert wieder in die Tasche.

Dieses verflixte Mädchen! Er hatte schon einen Plan gehabt, wie er mit diesem Fall schnell und reibungslos fertigwerden würde ... das Ministerium zufrieden, alle zufrieden, bis auf den Jungen natürlich, aber das war nicht zu ändern. Greenberg schätzte, daß dieses unmögliche Mädchen John Thomas nicht nur unter die Fittiche, sondern auch unter den Pantoffel genommen hatte.

Er konnte nicht zulassen, daß man dieses einzigartige Exemplar vernichtete. Die Bittschrift der alten GiftheX konnte man ignorieren, weil sie aus reiner Bosheit gestellt worden war. Und was die andere betraf, so würde er dem Polizeichef unter vier Augen erklären, warum er sie vergessen sollte. Der groteske Vertreter der noch groteskeren Liga zur Erhaltung der Welt für die Neandertaler zählte ohnehin nicht. Aber dieses verdammte Mädchen, das immer dann den Mund auftat, wenn es ihn am besten gehalten hätte, brachte ihn in ernsthafte Schwierigkeiten.

Ihre blauen Augen konnten einen verhexen.

Und man würde ihm vorhalten, daß er sich von diesen Augen hatte beeinflussen lassen. Dessen war er sicher. Er stöhnte. Konnte denn der Fratz nicht hausbacken aussehen?

Ob der Junge für den Schaden aufkommen konnte? Greenberg rief sich energisch zur Ordnung. Schließlich war es nicht seine Aufgabe, sich um die finanziellen Verhältnisse des Beklagten zu kümmern.

»Verzeihung, Euer Ehren. Mit solchen Dingen sollten Sie nicht herumspielen.«

Greenberg sah auf. Er war in der Verfassung, dem Nächstbesten den Kopf abzureißen. Der Techniker machte ein verlegenes Gesicht. Erst jetzt merkte Greenberg, daß er nervös an den Übertragungsschaltern herumgefingert hatte.

»Entschuldigung«, murmelte er und zog seine Hände weg.

»Wissen Sie, man kann eine ziemliche Verwirrung mit diesen Schaltern anrichten, wenn man nichts von Technik versteht«, meinte der Techniker linksch.

»Ja, natürlich.« Greenberg wandte sich abrupt um. »Das Gericht tritt wieder zusammen.«

Er setzt sich und sah Miß Sorensen fest an. »Das Gericht hat sich entschlossen, LummoX als Zeugen nicht zuzulassen.«

Betty schluckte. »Herr Richter, Sie sind unfair.«

Greenberg setzte eine grimmige Miene auf. »Mein Fräulein, Sie haben den ganzen Tag versucht, diese Verhandlung durch unpassende Bemerkungen zu stören.

Jetzt halten Sie bitte den Mund.«

»Nein.«

»Wiederholen Sie das bitte.«

Sie sah ihn unsicher an. »Lieber nicht. Sonst kommen Sie mir mit ›Nichtachtung des Gerichts‹.«

»Schön. Aber dann seien Sie jetzt wirklich still. Wenn Sie das überhaupt können. Ich gebe Ihnen später noch genug Gelegenheit zum Sprechen.«

»Ja, Sir.«

Er wandte sich an die anderen: »Das Gericht kündigte zu Beginn an, daß die Vorverhandlung gegebenenfalls in eine Hauptverhandlung umgewandelt wird. Erhebt jemand Einspruch dagegen?«

Die Anwälte rutschten unbehaglich auf ihren Plätzen hin und her und sahen einander auffordernd an. Greenberg wandte sich an Betty. »Sie auch nicht?«

»Ich? Ich dachte, ich müßte den Mund halten?«

»Sollen wir die Verhandlung heute zu Ende bringen?«

Sie sah Johnnie an und murmelte dann: »Kein Einwand.« Dann beugte sie sich zu Johnnie hinüber: »Ach Johnnie, ich habe wirklich alles versucht.«

Er drückte ihr unter dem Tisch die Hand. »Ich weiß.« Greenberg tat, als habe er nichts gehört. Er fuhr mit geschäftsmäßiger Stimme fort: »Dem Gericht liegt eine Petition vor, in der der Tod des extraterrestrischen Lebewesens LummoX wegen Gemeingefährlichkeit verlangt wird. Die Fakten haben den Beweis für diese Behauptung nicht erbracht. Petition abgelehnt.«

Betty schluckte und unterdrückte einen Freudenschrei. John Thomas grinste zum erstenmal seit Beginn der Ver-

handlung über das ganze Gesicht. »Ich bitte um Ruhe«, sagte der Richter. »Es liegen zwei weitere Petitionen vor, die die gleichen Forderungen stellen, aber aus anderen Gründen.« Er hob das Manuskript der Liga hoch. »Das Gericht sieht sich außerstande, den Begründungen dieser Petition zu folgen. Abgelehnt.

Des weiteren habe ich hier vier Verstöße gegen das Gesetz, die ich nicht anerkennen kann ...«

Der Vertreter der Stadt sah ihn erstaunt an. »Euer Ehren ...«

»Würden Sie sich Ihren Einwand bitte für später merken? Die Vergehen lassen keinerlei Absicht erkennen, und daher kann man sie nicht als Verbrechen im eigentlichen Sinn betrachten. Doch da auch diese unabsichtlich begangenen Taten großen Schaden für die Gemeinschaft nach sich zogen, müssen wir uns näher damit befassen. Es geht vor allem um die Frage, ob der Besitzer seine Aufsichtspflicht erfüllt hat.« Er wandte sich an John Thomas. »Sie kannten die Gewohnheiten von LummoX, und Ihre bisherigen Sicherheitsvorkehrungen hatten sich als wirksam erwiesen ... bis zum letzten Montag. Ich will damit sagen, daß Sie den ›Seitensprung‹ von LummoX nicht voraussehen konnten und daher auch nicht für den entstandenen Schaden haftbar gemacht werden können. Aber jetzt sind Sie im Bild. Und wenn sich das Tierlein noch einmal selbständig macht, geht es Ihnen schlecht.« Johnnie schluckte. »Ja, Sir.«

»Bleiben noch die Zivilansprüche. Hier liegen die Dinge anders. Der gesetzliche Vertreter haftet für den Minderjährigen und der Besitzer für seine Tiere. Denn es

wäre nicht gerecht, unschuldige Dritte leiden zu lassen. Wenn man einen Punkt außer acht läßt, auf den ich später noch zurückkommen werde, fällt LummoX unter diese Regelungen. Doch da das Ministerium für Weltrauman-gelegenheiten sich im öffentlichen Interesse eingeschaltet hat, wird es auch die entstandenen Kosten tragen.«

Betty flüsterte John Thomas hinter vorgehaltener Hand zu: »Ein Glück, daß wir ihn als ›Besitz‹ eingetragen haben. Sieh nur, wie diese Geier von den Versicherungen grinsen.«

Greenberg fuhr fort: »Und nun noch zu dem Punkt, den wir vorher außer acht ließen. Indirekt hat sich die Frage erhoben, ob LummoX überhaupt ein ›Tier‹ und damit ›Besitz‹ ist. Er könnte ebensogut ein vernunftbe-gabtes Wesen – und damit sein eigener Herr sein.« Greenberg zögerte. »Wir haben die Sklaverei seit langem abgeschafft. Daher darf ein vernunftbegabtes Wesen nicht als Besitz gelten. Was geschieht, wenn LummoX kein Tier ist? Kann man ihn persönlich zur Rechenschaft ziehen? Erstens hat er nur ungenaue Kenntnisse unserer Gepflogenheiten und Gesetze, und zweitens scheint es nicht so, daß er sich seinen Aufenthalt hier auf der Erde selbst ausgewählt hat. Sind die sogenannten Besitzer in Wirklichkeit seine gesetzlichen Vertreter? All diese Fra-gen befassen sich mit dem Hauptproblem: Ist LummoX bewegliches Eigentum oder ein freies Wesen?«

Greenberg wartete einen Augenblick. »Als das Gericht LummoX die Aussageerlaubnis nicht erteilte, hat es sich eigentlich schon zu sehr festgelegt. Doch eine endgültige Entscheidung steht diesem Gericht nicht zu.

Wir werden daher in eigener Sache Nachforschungen über den gesellschaftlichen Status von LummoX anstellen. In der Zwischenzeit werden sich die lokalen Behörden um LummoX kümmern und dafür sorgen, daß er der Gemeinschaft keinen Schaden zufügt.« Greenberg setzte sich und schwieg.

Eine Fliege surrte vorbei. Sie hätte die Auswahl zwischen einer ganzen Anzahl von offenen Mündern gehabt. Zuerst erholte sich der Anwalt der Western Versicherungsgesellschaft. »Und was wird mit *uns*, Euer Ehren?«

»Ich weiß nicht.«

»Aber ... sehen Sie, Herr Richter, kommen wir doch einmal zu Tatsachen. Mistreß Stuart hat nicht die Mittel, für den Schaden aufzukommen. Das gleiche gilt für den Jungen. Wir dachten daran, das Tier selbst zu beschlagnehmen. Es würde einen beachtlichen Preis erzielen. Aber jetzt haben Sie alle unsere Pläne über den Haufen geworfen. Wenn einige dieser ... hmmm ... Wissenschaftler mit ihren Tests anfangen, kann es Jahre dauern, bis wir wieder von LummoX hören. Und an wen sollen wir uns wegen der Entschädigung wenden? An die Stadt vielleicht?«

Lombard war aufgesprungen. »Hören Sie, Sie können doch nicht die Stadt verantwortlich machen. Die Stadt gehört selbst zur Partei der Geschädigten ...«

»Ruhe«, rief Greenberg scharf. »Diese Fragen können im Augenblick nicht beantwortet werden. Die Forderungen müssen hinausgeschoben werden, bis der Status von LummoX eindeutig feststeht.« Er sah zur Decke. »Es gäbe noch eine andere Möglichkeit. Es scheint, daß Lum-

mox mit der *Trail Blazer* auf die Erde kam. Wenn ich mich recht erinnere, so waren damals alle Exemplare, die die Mannschaft von ihrer Reise zurückbrachte, Regierungseigentum. Sollte es sich herausstellen, daß LummoX bewegliches Eigentum ist, so muß wiederum geklärt werden, ob er privates bewegliches Eigentum sein kann.«

Mister Schneider sah ihn starr an, Mister Lombard war wütend, und John Thomas schien verwirrt. »Was will er damit sagen?« flüsterte John Betty zu. »LummoX gehört mir.«

»*Psst!* Ich wußte doch, daß wir mit heiler Haut davonkommen würden. Mister Greenberg ist ein Goldschatz.«

»Aber ...« – »Sei still! Wir gewinnen.«

Mister Itos Sohn, der seit seiner Vernehmung noch kein einziges Mal den Mund aufgetan hatte, stand jetzt auf: »Euer Ehren?«

»Ja, Mister Ito?«

»Ich verstehe dieses ganze Gerede nicht. Ich bin nur ein einfacher Bauer. Aber vielleicht können Sie mir meine Frage beantworten: *Wer wird die zerbrochenen Glashäuser meines Vaters bezahlen?*«

John Thomas sprang auf. »Ich!« sagte er einfach.

Betty zupfte ihn am Ärmel. »Setz dich, du Dummkopf!«

»Du bist jetzt still, Betty. Du hast schon genug geredet.« Betty schwieg tatsächlich. »Mister Greenberg. Darf ich auch etwas sagen?«

»Fangen Sie nur immer an.«

»Ich habe mir heute schon viel anhören müssen. Die einen versuchen, LummoX als gefährliches Raubtier hin-

zustellen. Die anderen wollen ihn aus purer Gehässigkeit umbringen lassen ... ja, ich meine Sie, Mistreß Donahue.«

»Richten Sie Ihre Worte bitte an das Gericht«, erklärte Greenberg ruhig.

»Ich habe auch Ihnen zugehört, Sir, und einige Ihrer Argumente kamen mir ziemlich dumm vor. Verzeihung, Sir.«

»Fahren Sie fort.«

»Nun ... nehmen wir nur die Sache, ob LummoX Eigentum ist oder nicht. Oder ob er intelligent ist. *Ich* weiß, wie intelligent Lummie ist. Aber er hat nie eine Ausbildung genossen, und außer unserem Hinterhof hat er noch nichts von der Welt gesehen. Doch das hat alles nichts damit zu tun, wem er gehört. Er gehört nämlich *mir*! Wir sind zusammen aufgewachsen. Und ich weiß, daß ich für den Schaden vom letzten Montag aufkommen muß ... sei still, Betty. Ich kann nicht sofort bezahlen, aber ich werde bezahlen. Ich ...«

»Einen Augenblick, junger Mann. Ohne Rechtsbeistand können Sie sich nicht für etwas verantwortlich erklären.«

»Sie sagten vorhin, ich dürfte meine Meinung vorbringen.«

»Gut. Protokollführer, fügen Sie hinzu, daß diese Aussage nicht bindend ist.«

»Und ob sie bindend ist. Denn ich werde bezahlen.«

»John Thomas«, unterbrach ihn seine Mutter scharf. »Du wirst gar nichts ...«

»Mutter, halte du dich aus der Sache heraus. Ich wollte gerade sagen ...«

»Du sagst überhaupt nichts. Euer Ehren, er ist ...«

»Ruhe!« Greenberg wandte sich an Mrs. Stuart. »Lassen Sie den Jungen weiterreden. Seine Aussage ist nicht bindend.«

»Danke, Sir. Ich war ohnehin fast fertig. Nur Ihnen wollte ich noch etwas sagen: Lummie ist ängstlich. Ich kann mit ihm umgehen, weil er mir vertraut – aber wenn Sie glauben, daß ich ihn Fremden überlasse, die ihn untersuchen und quälen und ihm dumme Fragen stellen, dann haben Sie sich gründlich getäuscht. Denn ich werde es nicht dulden. Lummie ist im Augenblick ganz krank vor Aufregung. Der arme Kerl ...«

Lummox hatte länger auf Thomas gewartet, als ihm lieb war, denn er wußte nicht genau, wohin sein Freund gegangen war. Er hatte ihn in der Menge verschwinden sehen und war sich jetzt nicht sicher, ob er sich in dem großen Haus neben dem Stall befand. An Schlaf war nicht zu denken, weil immer wieder Fremde um ihn herumstrolchten und sein Wachauge nicht die rechte Urteilskraft für wichtige und unwichtige Ereignisse hatte.

Schließlich fand er, daß es an der Zeit war, John Thomas zu suchen. Er wollte heim. Er bemühte sich, Bettys Befehl zu vergessen. Immerhin, Betty war nicht Johnnie.

So verstärkte er seinen Hörbereich und versuchte Johnnies Stimme ausfindig zu machen. Er horchte lange. Bettys Stimme hörte er zwischendurch – aber Betty interessierte ihn nicht.

Da – das war Johnnie. Er konzentrierte sich auf die Stimme. Also befand er sich doch in dem großen Gebäude. Hallo! Das klang ja fast so wie daheim, wenn Johnnie mit seiner Mutter Streit hatte. Lummox verstärkte seinen

Hörbereich noch ein bißchen und versuchte zu erforschen, was da vor sich ging.

Man sprach über Dinge, von denen er nichts verstand. Aber eines war klar: Sie behandelten Johnnie gemein. Seine Mutter? Ja, sie hatte er auch einmal gehört... aber er wußte, daß sie das Privileg hatte, gemein zu Johnnie zu sein. Das machte nichts. Aber da waren noch andere – Fremde – und sie hatten keine solchen Rechte.

Lummox fand, daß es Zeit zum Handeln wurde. Er kam auf seine Beine.

»Der arme Kerl ...« Von draußen klangen Rufe und Angstschreie herein. Die Zuschauer drehten sich um. Der Lärm kam rasch näher, und Mister Greenberg wollte gerade den Gerichtsdienner hinausschicken, um nach der Ursache der Aufregung zu suchen, als sich das plötzlich erübrigte. Die Tür zum Gerichtssaal wölbte sich und wurde aus den Angeln gesprengt. Lummox' Kopf erschien in der Öffnung und erwischte beim Umherschauen einen Teil der Mauer, die polternd zu Boden stürzte. »Johnnie!« piepste er kläglich. »Ich möchte nach Hause.«

»Lummox!« schrie sein Freund. »Bleib stehen, wo du stehst. Keinen Schritt weiter!«

Das Gesicht des Sonderbeauftragten war in diesem Augenblick eine Studie wert.

5

Der ehrenwerte Mister Kiku, Stellvertreter des Ministers für Weltraumangelegenheiten, öffnete eine Schreibtischschublade und überblickte seine Pillensammlung. Kein

Zweifel – sein Magengeschwür machte sich wieder bemerkbar. Er wählte eine Pille aus und wandte sich müde seinen Aufgaben zu.

Er las einen Befehl, wonach alle interplanetarischen Schiffe der *Pelikan-Klasse* Startverbot erhielten. Man hatte einen Fabrikationsfehler entdeckt, der erst beseitigt werden mußte. Mister Kiku überblätterte die Begründung, aber er unterschrieb und fügte ein: AB SOFORT WIRKSAM hinzu. Die Sicherheit im Raum war Sache der Ingenieure, und da Mister Kiku von Technik nichts verstand, mußte er sich auf das Urteil des Leitenden Ingenieurs verlassen.

Aber er hatte eine dumpfe Ahnung, daß die Geldprotzen, die *Pelikan-Schiffe* besaßen, in kürzester Zeit dem Minister in den Ohren liegen würden ... Und der Minister, ratlos und verlegen, weil die Bonzen einen Druck auf die Politik ausüben konnten, würde sie auf seinen Vertreter, den ehrenwerten Mister Kiku abschieben.

Allmählich kamen ihm Zweifel hinsichtlich der Fähigkeiten seines neuen Ministers.

Das nächste Blatt schien rein aus Routine auf seinem Schreibtisch gelandet zu sein. Eine Organisation namens »Freunde von Lummo« und angeführt von einer Mrs. Beulah Murgatroyd wollte beim Minister vorsprechen. Der Sonderassistent würde sich dieser Gruppe annehmen müssen.

Das weitere ging Mister Kiku nichts an. Wes Robbins würde ihnen ein Loch in den Bauch reden und sie dann freundlich lächelnd wieder hinauskomplimentieren. Mister Kiku spielte mit dem Gedanken, diese Mistreß Mur-

gatroyd dem Minister auf den Hals zu schicken. Doch dann verwarf er die Idee wieder. Die Zeit des Ministers mußte für Empfänge und ähnliches reserviert werden. Eine Organisation, die sich »Freunde von X oder Y« nannte, bestand zumeist aus einer streitbaren Hausfrau und ihren Kaffeeklatschfreundinnen, die bei allerlei achtbaren Leuten für ihre Sache Unterschriften gesammelt hatten. Lästiges Volk ...

Er warf das Schreiben in die Ablage und nahm einen Akt der Wirtschaftsabteilung in die Hand. Ein Virus hatte sich in der großen Fermentefabrik in St. Louis entwickelt. Man rechnete mit Proteinknappheit und Rationierungen anderer Stoffe. Mister Kiku starrte die Nachricht an und nahm den Rechenschieber in die Hand. Dann rief er einen Assistenten an. »Wong, haben Sie Ay 0428 von der Wirtschaftsabteilung in Händen gehabt?«

»Ah, ja, soweit ich mich erinnern kann. Die Sache mit St. Louis, nicht wahr?«

»Ja. Was haben Sie dagegen getan?«

»Äh, nichts. Ist nicht mein Sachgebiet.«

»Glauben Sie? Außenhandelsstationen sind Ihre Angelegenheit. Rechnen Sie genau nach, welche Gebiete von dem Fermenteausfall betroffen sind. Vielleicht müssen wir australische Schafe ankaufen. Wir können doch nicht einer Hungersnot entgegengehen, weil in St. Louis so ein Idiot seine alten Socken in einen Hefebottich gehängt hat.«

»Ja, Sir.«

Mister Kiku wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Er ärgerte sich, weil er mit Wong so grob umgesprungen war. Ihm war klar, daß seine gereizte Stimmung nichts

mit Wong zu tun hatte, sondern eher mit Doktor Ftäml.

Er konnte nichts dafür ... aber schon der Schatten von Doktor Ftäml war ihm zuviel.

Wenn er wenigstens einen Turban tragen würde. Aber nein! Diese Leute von Rargyll waren auch noch stolz darauf, mit diesem ekelhaften Schlangengewürm auf dem Kopf herumzulaufen. Ihrem Auftreten nach waren Leute, die sich eines so prächtigen Kopfputzes nicht rühmen konnten, nicht vollwertig.

Ftäml war trotzdem ein ganz netter Kerl. Mister Kiku konnte die Einladung zum Essen nicht mehr länger ausschlagen. Nun, wenn er sich hypnotisieren ließ, war die Sache vielleicht nicht so tragisch. Nur sein Magengeschwür protestierte.

Mister Kiku gab Doktor Ftäml keineswegs die Schuld an dem schier unlösbaren Problem, um das nun schon seit Wochen verhandelt wurde. Es war nur ... nun ja, warum konnte dieses Ungeheuer nicht zum Friseur gehen?

Der Gedanke, wie Doktor Ftäml mit seinen Schlangengestummeln auf dem Kopf wohl aussehen mochte, erheiterte Mister Kiku fast. Er ging mit mehr Schwung an das nächste Schreiben. Ein kurzer Lagebericht von Sergei Greenberg. Mister Kiku griff schon nach der Feder, um den Bericht ungelesen zu unterzeichnen.

Doch dann kam ihm ein anderer Gedanke. Er drückte auf einen Knopf. »Ich möchte den Gesamtbericht von Mister Greenbergs letzter Außendienstreise. Einen Moment, Rto411 vom Samstag.«

Mister Kiku hatte kaum noch Zeit, sechs oder sieben

Unterschriften zu geben, als mit der Rohrpost ein winziger Zylinder auf seinen Schreibtisch gespuckt wurde. Er steckte ihn in die Lesemaschine und entspannte sich, während sein Daumen lässig die Lesegeschwindigkeit einstellte.

In weniger als sieben Minuten hatte Mister Kiku nicht nur das vollständige Protokoll der Verhandlung, sondern auch Greenbergs Zusatzbericht gelesen. Mister Kiku schaffte tausend Worte pro Minute. Er hielt mündliche Berichte und persönliche Interviews für reine Zeitverschwendung. Jetzt aber beugte er sich zu seinem internen Kommunikator und schaltete ihn ein. »Greenberg?«

Greenberg sah von seinem Schreibtisch auf. »Hallo, Boß.«

»Kommen Sie bitte zu mir.« Mister Kiku schaltete wieder aus. Höflichkeitsfloskeln jeder Art waren ihm verhaßt.

Greenberg fürchtete, daß dem Boß wieder der Magen zu schaffen machte. Aber es war zu spät, sich eine dringende Sache außerhalb des Ministeriums zu suchen. So eilte er nach oben und meldete sich mit seinem üblichen Grinsen. »Hallo, Chef.«

»Ich habe gerade Ihren Bericht gelesen.«

»So?«

»Wie alt sind Sie, Greenberg?«

»Siebenunddreißig.«

»Hmm. Und Ihr gegenwärtiger Rang?«

»Diplomat, untere Gruppe ... Arbeit die gleiche wie in der oberen Gruppe.« Was wollte der Alte? Greenberg hatte ihn im Verdacht, daß er sogar die Schuhgrößen sei-

ner Stabsmitglieder kannte. Und nun diese Fragen ...

»Hm, alt genug, um vernünftig zu handeln«, überlegte Kiku. »Sergei, wie kommt es, daß Sie so verdammt blöde sind?«

»Sir«, erwiderte Greenberg eisig, »Sie sind älter als ich und haben eine größere Erfahrung. Weshalb sind Sie so verdammt unhöflich?«

Mister Kikus Mundwinkel zuckten, aber er lächelte nicht. »Tja, mein Psychiater behauptet, es käme daher, daß ich eigentlich ein Anarchist bin und an der falschen Stelle arbeite. Setzen Sie sich, damit wir uns in aller Ruhe über Ihre Sturheit unterhalten können. Zigaretten in der Armlehne.« Greenberg setzte sich, entdeckte, daß er keine Streichhölzer hatte und bat Mister Kiku um Feuer.

»Ich rauche nicht«, meinte Mister Kiku. »Aber ich dachte, ich hätte die selbstentzündliche Sorte gekauft.«

»Ach ja, natürlich.« Greenberg strich die Zigarette am Stuhl an.

»Da haben wir es. Sie benutzen Ihre Augen und Ohren zu wenig. Sergei, sobald Sie merkten, daß das Tier sprechen konnte, hätten Sie die Verhandlung verschieben müssen.«

»Hmmm ... wahrscheinlich.«

»*Wahrscheinlich!* Mein Junge, Ihr sechster Sinn hätte an jenem Montag wie ein Wecker klingeln müssen. Von einem Mädchen lassen Sie sich um den kleinen Finger wickeln. Ich glaube, die Leute dort haben ihren Spaß an Ihnen gehabt. Ich bin nur froh, daß ich keine Zeitungen lese.«

Sergei errötete. Er las Zeitungen.

»Oh, ich möchte Sie auf beiden Seiten gleichmäßig braun braten lassen. Da fällen Sie eine Entscheidung, die mich sehr an das Urteil von Salomon erinnert ... Sie wissen schon, die Sache mit dem Baby, das er in zwei Hälften schneiden wollte. Was für eine Universität haben Sie eigentlich besucht?«

»Harvard«, meinte Greenberg niedergeschlagen.

»Hmm ... das entschuldigt Sie ein bißchen. Aber was, bei den siebenundsiebzig Göttern von Saranchil, machen Sie dann? Sie genehmigen den Antrag, das Biest zu töten – obwohl Sie ihn zehn Minuten vorher abgelehnt hatten. Und dazu soll ich meinen Segen geben? Junge, es ist mir gleichgültig, wenn Sie sich lächerlich machen wollen, aber müssen Sie unbedingt das Ministerium in diese Sache verwickeln?«

»Boß«, sagte Greenberg geknickt. »Ich habe einen Fehler begangen. Und als ich den Fehler sah, machte ich ihn so gut wie möglich rückgängig. Das Biest ist wirklich gefährlich, und es gibt in Westville keinen Ort, an dem es ausbruchssicher verwahrt werden kann. Wenn es in meiner Macht gelegen wäre, hätte ich es sofort umbringen lassen.«

»HmMMMM.«

»Sie saßen nicht auf meinem Platz, Sir. Sie haben nicht gesehen, wie sich plötzlich eine feste Wand wölbte.«

»Damit können Sie mich nicht beeindrucken. Haben Sie schon einmal eine Stadt gesehen, die von einer Atombombe dem Erdboden gleichgemacht wurde? Was ist dagegen eine Wand in einem Gerichtssaal? Der Hersteller hat vermutlich das billigste Material genommen.«

»Boß, Sie hätten den Käfig sehen sollen. Stahlträger, Doppel-T, zusammengeschweißt. Er zerbrach sie wie Strohhalme.«

»Soviel ich weiß, haben Sie ihn vor der Verhandlung inspiziert. Warum sorgten Sie nicht dafür, daß er ausbruchsicher untergebracht war?«

»Seit wann kümmert sich unser Ministerium um Gefängnisse?«

»Mein Junge, der geringste Faktor, der ein Wesen von den Sternen betrifft, gehört zum Bereich dieses Ministeriums. Sie wissen das. Aber erst, wenn Sie es auch im Schlaf wissen, sind Sie der richtige Mann für uns. Sie sollten keine Routineverhandlung abhalten, so wie ein Ehrenvorsitzender irgendeines Vereins, der im Krankenhaus die Suppe kostet. Und jetzt erzählen Sie mir von dem Wesen. Ich habe den Bericht gelesen und das Bild gesehen. Aber ich kann mir noch nichts vorstellen.«

»Nun, es ist ein Achtfüßer, der vom Boden bis zum Rückgrat etwa zweieinhalb Meter mißt.«

Kiku richtete sich auf. »Acht Beine? Hände?«

»Hände? Nein.«

»Irgendwelche Greifwerkzeuge? Ein Paar abgewandelte Beine zum Beispiel?«

»Nein, Boß, in diesem Fall hätte ich sofort eine genaue Untersuchung in die Wege geleitet. Die Füße erinnern an mittelgroße Fässer. Warum?«

»Das ist eine andere Geschichte. Erzählen Sie weiter.«

»Irgendwie erinnert es an ein Riesennashorn. Der Junge nennt es Lummox. Mir schien es ziemlich dumm. Das ist die Hauptgefahr. Es ist so groß und stark, daß es allein

durch seine Plumpheit Schaden anrichten kann. Sprechen kann es auch, ungefähr wie ein vierjähriges Kind. Und ich sage Ihnen, die Stimme klingt, als habe es ein kleines Mädchen im Bauch.«

»Wieso halten Sie es für dumm? Der Junge sagte aus, es sei sehr intelligent.«

Greenberg lächelte. »Er ist selbstverständlich von seinem Liebling überzeugt. Aber ich habe selbst mit dem Tier gesprochen. Ich sage Ihnen, es ist dumm.«

»Wie wollen Sie das beweisen? Wann Sie es für dumm halten, nur weil es unsere Sprache schlecht spricht, dann urteilen Sie sehr oberflächlich. Wenn ein Italiener gebrochen Englisch spricht, halten Sie ihn auch nicht gleich für einen Analphabeten.«

»Aber, Boß – keine *Hände!* Das heißt, daß die Intelligenz unter der des Affen liegt.«

»Ich warte auf den Tag, an dem die traditionellen xenologischen Theorien endlich zusammenbrechen. Wetten wir, daß wir einmal auf eine Zivilisation stoßen, die nicht unbedingt ihre Hände braucht, um intelligent zu sein.«

»Ich wette nicht mit Ihnen.«

»Wo ist Lummo jetzt?«

Greenberg wurde nervös. »Der Bericht darüber müßte eigentlich jeden Augenblick auf Ihrem Schreibtisch landen.«

»Inzwischen können Sie mir ja Bericht erstatten.«

»Ich habe mich ein bißchen mit dem Richter angefreundet und ihn gebeten, mich auf dem laufenden zu halten. Ins örtliche Gefängnis konnten sie das Biest natürlich nicht stecken ... das hatten sie inzwischen auf

unangenehme Art erfahren. Aber der Polizeichef hatte einen Geistesblitz. Sie hatten ein leeres Becken mit zehn Meter hohen Seitenwänden aus Beton ... gehörte früher zu ihrem Leitungssystem. So bauten sie eine Rampe, trieben ihn hinunter und entfernten die Rampe wieder. Scheint ein sicherer Ort zu sein. Das Biest kann offensichtlich nicht springen.«

»Gut.«

»Ja, aber das ist noch nicht alles. O'Farrell erzählte mir, daß der Polizeichef das Ja des Ministeriums gar nicht abwartete.«

»Was!«

»Ich bin noch nicht am Ende. Er sagte niemandem etwas von seinem Vorhaben, und in der Nacht löste sich durch einen dummen Zufall das Einströmventil. Das Becken füllte sich. Am nächsten Morgen lag LummoX am Grund. Dreiser atmete auf.«

»Und?«

»Es hatte LummoX nicht das geringste ausgemacht. Als man das Wasser abließ, stand er verschlafen auf und sagte: ›Guten Morgen‹.«

»Vermutlich amphibisch. Welche Schritte haben Sie unternommen, um diesem eigenmächtigen Treiben ein Ende zu bereiten?«

»Einen Augenblick, Boß. Polizeichef Dreiser wußte, daß er mit Feuerwaffen oder Granaten nicht das geringste ausrichten konnte. So versuchte er es mit Gift. Er nahm ein halbes Dutzend verschiedener Gifte, von denen jedes einzelne ausgereicht hätte, ein ganzes Regiment zu töten, und vermischte sie mit dem Fressen.«

»Ja?«

»Lummox fraß alles. Das Gift machte ihn nicht einmal schläfrig, nein, im Gegenteil, es regte sogar seinen Appetit so an, daß er das Einlaßventil fraß. Man mußte das Wasser an der Pumpstation absperren.«

Kiku lachte dröhnend. »Allmählich gefällt mir dieser Lummox. Er *fraß* das Ventil, sagten Sie? Woraus besteht denn so ein Ding?«

»Keine Ahnung. Eine Art Legierung, würde ich sagen.«

»Hm, er liebt vielleicht eine Abwechslung seiner Kost. Ob er einen Kropf wie die Tauben hat?«

»Möglich wäre alles.«

»Und was tat der Polizeichef dann?«

»Bis jetzt nichts. Ich bat O'Farrell, ihm klarzumachen, daß er die nächsten dreißig Jahre seines Lebens in einer Strafkolonie verbringen könne, wenn er gegen die Anordnungen der Regierung verstieße. Nun wartet er und brütet neue Pläne aus. Seine letzte Idee war, Lummox in Beton zu gießen und ihn sich selbst zu überlassen. Doch O'Farrell war dagegen.«

»Dann sitzt also dieser Lummox immer noch in seinem Becken und wartet auf unsere Entscheidung?«

»Ich glaube ja, Sir. Wenigstens tat er es gestern noch.«

»Nun ja, dann soll er noch ein Weilchen warten.« Mister Kiku nahm Greenbergs Kurzbericht in die Hand.

»Ich nehme an, Sie machen meine Entscheidung rückgängig, Sir?«

»Aber nein. Wie kommen Sie auf den Gedanken?« Er unterschrieb den Tötungsbefehl und warf ihn in den Ausgangskorb. »Wenn ich die Anordnungen eines Mannes

widerrufe, dann fliegt er meistens. Und für Sie habe ich noch Arbeit.«

»Oh.« Greenberg hatte ein ungutes Gefühl. Irgendwie hatte er erwartet, daß der Chef das Todesurteil nicht unterzeichnen werde.

Mister Kiku fuhr fort: »Haben Sie Angst vor Schlangen?«

»Nein, im Gegenteil. Nette Tiere.«

»Ausgezeichnet. Obwohl ich Ihre Meinung absolut nicht teilen kann. Als Kind, als ich noch in Afrika lebte ... ach, ist ja nicht so wichtig. Haben Sie schon einmal mit Leuten von Rargyll zusammengearbeitet?«

Plötzlich verstand Greenberg. »Bei der Sache mit Wega-VI hatte ich einen Dolmetscher von Rargyll. Ich kam gut mit ihm aus.«

»Ich wollte, ich könnte es auch, Sergei. Im Augenblick habe ich gerade mit einem gewissen Doktor Ftäml zu tun. Vielleicht haben Sie schon von ihm gehört.«

»Natürlich, Sir.«

»Ich muß zugeben, daß Ftäml völlig in Ordnung ist. Er kann nichts dafür, daß er so aussieht. Aber irgendwie riecht die ganze Sache nach Unannehmlichkeiten – und seine Gegenwart macht mich so nervös, daß ich nicht mehr logisch denken kann. Deshalb ernenne ich Sie zu meinem Assistenten. Sie sollen ein bißchen für mich mit-schnüffeln.«

»Ich dachte, Sie trauen meiner Nase nicht?«

»Nun ja, vielleicht können wir uns gemeinsam durch-schnüffeln.«

»Ja, Sir. Um was für einen Posten handelt es sich ge-

nauer?«

In diesem Augenblick flammte ein Licht auf, und die Stimme des Sekretärs sagte: »Ihr Hypnotherapeut, Sir.«

Mister Kiku warf einen Blick auf seine Uhr und seufzte. »Die Zeit, die Zeit ...« Dann wandte er sich an den Kommunikator: »Bringen Sie ihn in meinen Ankleide-raum. Ich komme gleich.« Er drückte Greenberg einen Akt in die Hand. »In einer halben Stunde kommt Ftäml. Ich kann mich jetzt nicht lange mit Erklärungen aufhalten.« Er warf einen Blick auf seinen Eingangskorb, in dem sich die Notizen häuften. »Dieses Zeug können Sie ja schon erledigen. Wird keine fünf Minuten dauern. Unterzeichnen Sie mit meinem Namen und behalten Sie nur die Sachen da, die ich Ihrer Meinung nach unbedingt sehen muß. Wenn es mehr als sechs sind, schicke ich Sie zurück nach Harvard.«

Er stand auf und notierte im Geiste, daß er dem Sekretär Bescheid sagen sollte. Er mußte dem jungen Mann ein wenig auf die Finger sehen. Mister Kiku wußte, daß er nicht mehr allzu lange leben würde, und er wollte dafür sorgen, daß Greenberg sich rechtzeitig einarbeitete. Da konnte es nicht schaden, wenn er ihm das Leben so schwer wie möglich machte.

Greenberg blieb allein mit dem Aktenberg zurück. In diesem Augenblick fiel eine Notiz in den Eingangskorb, bei deren Erscheinen ein rotes Licht aufflammte.

Er nahm sie auf, las sie zur Hälfte durch und rang sich wirklich zu der Entscheidung durch, daß sie dringend sei, als ein anderes rotes Licht am Fernsehkommunikator aufblitzte. Greenberg erkannte den Chef der Verbin-

dungsabteilung. »Boß?« fragte er erregt.

Greenberg drückte auf die Sprechtafel. »Hier ist Greenberg«, sagte er. »Ich Sorge dafür, daß der Stuhl des Chefs warm bleibt. Stan, deine Notiz ist gerade eingetroffen.«

Ibanez sah ihn ärgerlich an. »Sergei, ich muß dringend den Boß sprechen.«

Greenberg zögerte. Das Problem war an sich einfach, Schiffe von der Venus erhielten im allgemeinen sofort Landegenehmigung, weil sich an Bord stets ein Arzt des Gesundheitsministeriums befand.

Und ein solcher Arzt hatte nun über die *Ariel* Quarantäne verhängt. Unglücklicherweise befand sich der Außenminister der Venus an Bord, der in einem Streitfall zwischen Mars und Terra zugunsten von Terra vermitteln wollte.

Greenberg konnte die Sache aufschieben, bis der Boß zurückkam. Er konnte auch den Minister direkt um Rat fragen. Oder er konnte selbständig entscheiden. Mister Kikus Vollmacht hatte er.

»Es tut mir leid, Stan. Der Boß ist jetzt nicht zu sprechen. Aber ich habe seine Vollmachten.«

»Seit wann?«

»Nur vorübergehend.«

Ibanez runzelte die Stirn. »Hör mal, du mußt mich mit dem Boß sprechen lassen. Das hier ist keine Routineangelegenheit. Du riskierst deinen Hals, wenn du eigenmächtig die Quarantäne aufheben läßt. Sei doch vernünftig.«

Die Quarantäne aufheben? Greenberg dachte an die

große Pest von 51, in jenen Tagen, als die Biologen noch glaubten, die Bewohner eines Planeten seien gegenüber Krankheiten von anderen Planeten immun. »Wir werden die Quarantäne nicht aufheben.«

»Sergei, wir können doch nicht die Arbeit von zehn Jahren zunichte machen, nur weil irgendein Mannschaftsmitglied leichtes Fieber hat. Die Quarantäne *muß* aufgehoben werden. Und ich weiß, daß das Kiku machen muß.«

»Er steht unter Hypnose. Es dauert garantiert ein paar Stunden, bis du ihn sprechen kannst.«

Ibanez schob das Kinn vor. »Dann muß ich eben mit dem Minister sprechen. Wir können nicht riskieren, daß uns der Kerl von der Venus wieder heimfliegt.«

»Ebensowenig können wir eine Epidemie riskieren. Hör zu. Du setzt dich mit der *Ariel* in Verbindung und erklärst dem Minister, daß du ihn persönlich abholen wirst. Nimm einen schnellen Aufklärer. Sobald du ihn an Bord hast – und keine Sekunde früher – teilst du ihm mit, daß ihr beide in Isolieranzügen an der Konferenz teilnehmen werdet. Der Aufklärer und seine Mannschaft stehen natürlich auch unter Quarantäne.«

»Isolieranzug! Das wird ihm kaum gefallen. Da ist es besser, wir blasen die Konferenz ab.«

»Und ob es ihm gefallen wird. Du mußt es ihm nur geschickt beibringen. ›Großes persönliches Opfer für das Wohl des Schwesternplaneten Terra!‹ Wie klingt das? Oder: ›Der Ruf der Pflicht steht Ihnen höher als persönliche Bequemlichkeit‹ und so weiter. Wenn du glaubst, du kannst das nicht, dann nimm einen der Public-Relations-

Burschen mit. Die sind nicht auf den Mund gefallen. Und bei der Konferenz muß er seinen eigenen Leibarzt bekommen. Man muß die Sitzung unterbrechen, damit er ausruhen kann. Er muß den Eindruck bekommen, daß er für das Wohl der anderen seine große Seele aushaucht. Klar?«

Ibanez sah ihn skeptisch an. »Glaubst du wirklich, daß es so gehen wird?«

»Das liegt bei dir. Ich schicke dir die Notiz mit der entsprechenden Beantwortung zurück.«

»Also, schön.« Ibanez grinste plötzlich. »Laß die Notiz. Ich fange gleich an.«

Greenberg schaltete den Kommunikator erleichtert aus. Eigentlich war es gar kein so erhebendes Gefühl, den Allmächtigen spielen zu dürfen. Er griff wieder nach dem Eingangskorb.

Doch dann hielt er inne. Der Boß hatte das Todesurteil nicht gebilligt. Aber er unterzeichnete es, um seinen Untergebenen nicht zu blamieren. Jetzt saß er an der Stelle des Chefs. Nun?

Hatte ihn der Boß deshalb hierhergesetzt? Damit er seinen eigenen Schnitzer wieder ins reine bringen konnte? Nein, allwissend war der Boß auch nicht. Er konnte nicht geahnt haben, daß Greenberg den Fall noch einmal aufrollen wollte.

Er rief die Privatsekretärin des Chefs an. »Mildred?«

»Ja, Mister Greenberg?«

»Ist Rt0411 schon hinausgegangen? Mister Kiku hat den Schrieb vor einer Viertelstunde unterzeichnet.«

»Vermutlich«, sagte sie.

»Oh, diese Perfektion«, stöhnte er. »Könnten Sie es mir nicht wieder beschaffen?« Er überlegte einen Augenblick. »Wenn Sie das Ding nicht mehr im Haus finden, dann schicken Sie doch bitte eine Nichtigkeitserklärung hinterher. Und fordern Sie das Originaldokument zurück.«

Endlich konnte er sich der Mappe über Doktor Ftäml widmen. Wie Mister Kiku schon angedeutet hatte, war nicht viel Material vorhanden. Sinnigerweise hatte Mister Kiku auf den Umschlag »Die Schönheit in der Tierwelt« geschrieben.

Doch dann hob Greenberg die Augenbrauen. Die Rargyllier waren unermüdliche Dolmetscher, Vermittler und Unterhändler zwischen den verschiedensten Rassen. Die Gegenwart von Doktor Ftäml auf der Erde war für Greenberg eine Gewähr, daß ein nicht humanoides Volk mit im Spiel war – nicht humanoid in geistiger und psychologischer Hinsicht, so daß eine Verständigung schwierig war. Aber er hatte nie erwartet, daß ein Gelehrter wie dieser Doktor Ftäml sich mit einer völlig unbekannten Rasse abgeben würde. Die *Hroshii*...

Vielleicht hatte nur Greenberg keine Ahnung von diesem Volk. Aber er war sicher, daß ihm ein Name wie dieser aufgefallen wäre. Es mochte eine unbedeutende Rasse mit einer niedrigen Kultur sein oder eine Rasse, die keine Raumfahrt kannte. Oder er hatte sich so mit seiner Arbeit beschäftigt, daß er von ihrer Ankunft nichts gehört hatte. Unwahrscheinlich.

Hatten die Hroshii vielleicht noch einen anderen Namen? Greenberg wandte sich an Mister Kikus Universal-

lexikon und tippte den Namen in den Kompu-
ter.

Auf der Ableseplatte erschien nur eine kurze Notiz:
KEINE INFORMATION.

Er ließ die Nachforschungen fallen. Wenn der Kompu-
ter, den Hunderte von Wissenschaftlern tagtäglich mit
neuen Fakten fütterten, nicht Bescheid wußte, dann hatte
man in der Föderation diesen Namen noch nicht gehört.

Eigentlich erstaunlich.

Nachdem Greenberg eine volle Sekunde gestaunt hat-
te, wandte er sich wieder dem Umschlag zu. Er erfuhr,
daß sich die Hroshii bereits in einer Parkbahn um die
Erde befanden. Er staunte zwei Sekunden lang, bis er
beim Weiterlesen erfuhr, daß Doktor Ftäml dringend da-
von abgeraten hatte, die Fremden mit Patrouillenbooten
und Visakontrollen zu belästigen.

Er wurde in seinen Gedankengängen unterbrochen, als
der Lummo-Bericht zurückkam, der Mister Kikus Un-
terschrift trug. Einen Augenblick kaute er auf seinem
Nagel herum. Dann schrieb er: »Gebilligt, doch soll die
Hinrichtung so lange aufgeschoben werden, bis das Tier
wissenschaftlich untersucht worden ist. Die Abteilung für
Xenologie wird zu geeignetem Zeitpunkt den Abtrans-
port vornehmen.«

Er legte den Bericht wieder in den Ausgangskorb.
Jetzt fühlte er sich leichter – obwohl er wußte, daß die
Xenobiologen Lummo nicht aus den Fingern geben
würden.

Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder den Hroshii
zu ... und seine Augenbrauen runzelten sich zum zwei-
tenmal. Die Hroshii kamen nicht, um mit der Erde Ver-

bindung aufzunehmen. Sie wollten eine der Ihren retten. Nach Doktor Ftämls Worten hielten die Terraner eine Hroshia gefangen, und die Hroshii forderten ihre Herausgabe.

Greenberg hatte plötzlich das Gefühl, in eine schlechte Komödie geraten zu sein. Dieses Volk mit dem asthmatischen Namen hatte sich den falschen Planeten herausgesucht. Ein nichtmenschliches Lebewesen auf der Erde wäre ohne Paß und Aufenthaltsgenehmigung hilflos. Und Pässe stellte das Ministerium für Weltraumangelegenheiten aus. Du liebe Güte – die Hroshia würde es nicht einmal schaffen, durch die Quarantäne zu schlüpfen.

Warum sagte ihnen der Boß nicht einfach, sie sollten ihr Schiffchen umdrehen und wieder heimfahren?

Und wie sollte die Hroshia auf die Erde gelangt sein? Sternenschiffe landeten nicht auf der Erde.

Er dachte an die komische Frage des Chefs, ob LummoX Hände habe. Der Boß hatte wohl vermutet, daß es sich bei LummoX um die Vermißte handeln könnte. Denn nach Ftämls Aussage besaßen die Hroshii acht Beine. Greenberg mußte lachen. LummoX oder seine Artgenossen waren nicht die Typen, die Sternschiffe bauten. Aber der Boß hatte LummoX natürlich auch nicht gesehen und wußte nicht, wie absurd seine Annahme war.

Außerdem befand sich LummoX seit mehr als hundert Jahren hier.

Die eigentliche Frage war jetzt, was man mit den Hroshii tun sollte. Jedes Wesen von »Draußen« war interessant – und eine Rasse, die ihren eigenen Sternenantrieb besaß, erhöhte die Neugier natürlich um so mehr.

Zweifellos hielt sie der Boß hin, während er insgeheim Nachforschungen anstellte. Gut, Greenberg würde ihm dabei helfen und ihm die Verhandlungen mit dem Rargyllier abnehmen.

Er las noch schnell den Akt durch. Doch die Aussagen, die Doktor Ftäml in seiner blumenreichen Sprache machte, waren nicht mehr von Bedeutung. Greenberg untersuchte den Eingangskorb und machte sich an die Arbeit.

Mister Kiku meldete sich an, indem er ihm über die Schulter blickte und sagte: »Der Korb ist auch nicht leerer als sonst.«

»Oh. Hallo, Boß. Sie hätten ihn vorher sehen sollen. Ich mußte jeden zweiten Bericht ungelesen zerreißen.« Greenberg stand auf.

Mister Kiku nickte. »Ich weiß. Manchmal schreibe ich einfach ›Nicht gebilligt‹ unter alle Akten mit ungerader Nummer.«

»Fühlen Sie sich jetzt besser?«

»Jetzt wäre ich sogar imstande, ihm ins Gesicht zu spucken. Was hat denn eine Schlange mir voraus, daß ich mich so ängstige?«

»Das ist die richtige Einstellung.«

»Doktor Morgan kann was. Er ist zu empfehlen, wenn Sie einmal nervös werden sollten.«

Greenberg grinste. »Boß, mein einziges Leiden ist, daß ich jetzt während der Arbeitsstunden nicht mehr so gut schlafe wie früher.«

»So fängt es an. Die Gehirnwäscher kriegen Sie schon noch.« Mister Kiku sah auf die Uhr. »Noch keine Nach-

richt von unserem Freund mit dem bewegten Haar?»

»Bis jetzt noch nicht.« Greenberg berichtete von der Sache mit der *Ariel*. Mister Kiku nickte, was in Militärkreisen einer Belobigung vor versammeltem Regiment gleichgekommen wäre. Dann kam Greenberg vorsichtig auf das LummoX-Thema zu sprechen.

»Boß, wenn man in diesem Stuhl sitzt, sieht man die Dinge von einer ganz anderen Warte.«

»Das habe ich vor Jahren auch entdeckt.«

»Hm, ja. Ich habe noch einmal über diese Sache mit Westville nachgedacht.«

»Weshalb? Die ist doch erledigt.«

»Das dachte ich auch. Nun ... aber, also ...« Und er gab stotternd seinen Bericht.

Mister Kiku nickte wieder. Er wollte Greenberg gerade sagen, daß er ihm damit die gleiche Arbeit erspart habe, doch dann überlegte er, daß der Junge ohnehin schon reichlich selbstbewußt war. Er beugte sich zu seinem Tischmikrofon. »Mildred? Schon etwas von Doktor Ftäml gehört?»

»Gerade angekommen, Sir.«

»Gut. Schicken Sie ihn bitte in das Konferenzzimmer Ost.«

6

»Doktor Ftäml, darf ich Ihnen meinen Mitarbeiter, Mister Greenberg, vorstellen?»

Der Rargyllier verbeugte sich tief, eine eindrucksvolle Zeremonie, wenn man dabei seine Doppelknie mit ihrer

fremdartigen Gelenkverbindung ansah. »Ich habe schon von dem ehrenwerten Mister Greenberg gehört, da ein Mitbürger von mir die Ehre hatte, mit ihm zu arbeiten.«

Greenberg antwortete mit der gleichen höflichen Formelsprache, die der Dolmetscher gewählt hatte. »Ich wünschte schon lange das Glück herbei, mich in der gelehrten Aura Doktor Ftämls sonnen zu dürfen, doch ich wagte nie, dieser Hoffnung Nahrung zu geben. Ihr Diener und Schüler, Sir.«

»Hrrmpf!« unterbrach Mister Kiku. »Doktor, diese heikle Angelegenheit, die wir behandeln, ist von solcher Wichtigkeit, daß ich allein, mit meinen vielen Verpflichtungen, mich außerstande sehe, ihr die Aufmerksamkeit zu schenken, die sie verdient. Deshalb habe ich Mister Greenberg, außerordentlicher Botschafter der Föderation, zu meinem Mitarbeiter berufen.«

Greenberg warf ihm einen schnellen Blick zu. Das mit dem Mitarbeiter hatte er heute schon einmal gehört, doch der großartige Titel war fast zu auffällig. Er war sicher, daß Kiku nicht daran gedacht hatte, seine Beförderung dem Rat vorzutragen.

Offensichtlich maß der Boß der Konferenz eine Bedeutung zu, die Greenberg nicht erkannte. Oder wollte er lediglich den Medusoiden loswerden?

Wieder verbeugte sich Doktor Ftäml. »Sehr erfreut, mit Seiner Exzellenz zusammenarbeiten zu dürfen.« Greenberg hegte den Verdacht, daß sich Ftäml nicht hatte täuschen lassen.

Ein Mädchen brachte Erfrischungen herein. Sie bedienten sich, wobei Greenberg mit einem Lächeln be-

merkte, daß Ftäml eine Vorliebe für den französischen Wein zu hegen schien. Der Dolmetscher trug terranische Kleidung – eine Parodie von einem Frack, Spitzenjabot und gestreifte Shorts. Ein wenig verdeckte die Kleidung die Tatsache, daß er nur im gesetzlichen Sinn als humanoid galt.

Aber Greenberg war unter Marsianern aufgewachsen. Er hatte kein Vorurteil gegen »Menschen«, die nicht so wie er aussahen. In seinen Augen war Ftäml sogar ganz hübsch. Die trockene, glänzende Haut, purpurrot mit grünen Reflexen, wirkte geradezu extravagant. Nun gut, eine Nase besaß er nicht, aber dafür einen sehr gut geformten, beweglichen Mund.

Greenberg vermutete, daß sich Doktor Ftäml den Schwanz um den Leib gewickelt hatte, um terranischer auszusehen – die Rargyllier nahmen jede Qual auf sich, um dem Grundsatz zu huldigen, daß man sich dem Gastland anzupassen habe. Der andere Rargyllier, mit dem Greenberg zusammengekommen war, hatte überhaupt keine Kleider getragen und seinen Schwanz stolz wie eine Katze gereckt. Das war auf Wega-VI gewesen. Bei der Erinnerung an Wega-VI zuckte Greenberg unwillkürlich zusammen. Er hatte sich bis zur Nasenspitze verummmt, um nicht zu erfrieren.

Er sah die Tentakel des Doktors an. Pah – nicht die geringste Ähnlichkeit mit Schlangen. Der Boß mußte eine ziemliche Neurose haben. Sicher, sie waren an die dreißig Zentimeter lang und daumendick, aber wo waren die Augen oder die Fänge? Die meisten Rassen besaßen Tentakel irgendwelcher Art. Was waren die Finger des Men-

schen anderes als kurze Tentakel?

Mister Kiku und Doktor Ftäml setzten gleichzeitig ihre Gläser ab. »Doktor, haben Sie mit Ihren Auftraggebern gesprochen?«

»Ja, Sir, ich hatte die Ehre. Und darf ich gleich die Gelegenheit wahrnehmen und Ihnen für den Aufklärer danken, den Sie mir für meine Reisen zwischen diesem herrlichen Planeten und dem Schiff der Leute, denen ich diene, zur Verfügung stellten? Er ist, wenn ich das ohne Beleidigung gegenüber meinen Auftraggebern sagen darf, für meine Verhältnisse besser geeignet als ihre Schiffe.«

»Gern geschehen. Wir tun einem Freund gern einen Gefallen.«

»Wirklich zu liebenswürdig von Ihnen.«

»Und was sagten sie?«

Doktor Ftäml zuckte mit dem ganzen Rumpf. »Es schmerzt mich, berichten zu müssen, daß sie ihre Einstellung nicht ändern. Sie bestehen darauf, daß ihre Tochter unverzüglich zurückzugeben sei.«

Mister Kiku runzelte die Stirn. »Zweifellos haben Sie ihnen erklärt, daß wir das Kind weder haben noch zurückhalten, und daß wir uns auch nicht vorstellen können, wie es auf unseren Planeten gelangt sein könnte.«

»Gewiß. Und verzeihen Sie, daß ich meine Antwort so grob formulieren muß: Sie sagen, daß die Terraner lügen.«

Mister Kiku nahm es ihm nicht übel, da er wußte, daß die Rargyllier bei ihren Vermittlungsmissionen so unpersönlich wie ein Telefon blieben. »Ich wäre froh, wenn ich gelogen hätte. Dann könnte ich ihnen ihren Fratzen

übergeben, und die Sache halte ein Ende.«

»Sie sagten, sie wüßten bestimmt, daß sich ihre Tochter hier befindet.«

»Oh. Sagten Sie ihnen auch, daß wir über siebentausend verschiedene extraterrestrische Rassen hier hätten, mit etwa dreißigtausend Einzelwesen? Und daß nur einige von ihnen körperliche Ähnlichkeit mit den Hroshii haben? Daß wir von diesen wenigen ähnlichen Wesen aber genaue Aufzeichnungen über Herkunft und Rasse hätten?«

»Ich bin Rargyllier, Sir, und ich habe es ihnen in ihrer Sprache deutlicher erklärt, als Sie es in Terranisch ausdrücken könnten.«

»Ich glaube Ihnen.« Kiku trommelte mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte. »Haben Sie einen Vorschlag?«

»Einen Augenblick«, unterbrach Greenberg. »Haben Sie ein Bild eines typischen Hroshii? Das könnte uns weiterhelfen.«

»Hroshiu«, verbesserte Ftäml. »Oder, in diesem Fall, Hroshii. Nein, leider. Sie benutzen keine Bildsymbole in unserem Sinn.«

»Eine augenlose Rasse?«

»Nein, Sir. Sie sehen sehr genau. Aber ihre Augen und ihr Nervensystem unterscheiden sich von dem unseren. Deshalb würde eines ihrer ›Bilder‹ für Sie nichts bedeuten. Selbst wir Rargyllier finden es mitunter schwierig, ihre symbolhafte Abstraktion zu verstehen.«

»Können Sie uns einen Hroshiu beschreiben? Sie haben doch semantische Fähigkeiten.«

»Nun, die Hroshii auf diesem Schiff sind etwa gleich groß, da sie alle zur Kriegerklasse gehören ...«

Kiku unterbrach ihn aufgeregt. »Kriegerklasse? Doktor, handelt es sich vielleicht um ein Kriegsschiff? Das sagten Sie mir noch gar nicht.«

Doktor Ftäml sah ihn peinlich berührt an. »Ich hielt die Tatsache für offensichtlich und entwürdigend zugleich.«

Mister Kiku überlegte, ob er den Generalstab der Föderation benachrichtigen sollte. Nein noch nicht, entschied er. Mister Kiku schaltete nicht gern das Militär ein, da er eine solche Handlungsweise für einen Beweis der eigenen Schwäche hielt. »Fahren Sie fort«, sagte er.

»Die Kriegerklasse besteht aus Mitgliedern dreierlei Geschlechts, deren Unterschiede jedoch nicht ohne weiteres ersichtlich sind. Meine Gastgeber sind ein Stückchen höher als dieser Tisch und so lang wie Sie groß sind. Sie besitzen vier Beinpaare und ein Händepaar. Die Hände sind klein und äußerst geschmeidig. Meiner Meinung nach sind die Hroshii ungewöhnlich hübsch, sehr zweckmäßig gebaut. Sie beweisen auch erstaunliche Geschicklichkeit im Umgang mit Maschinen und Instrumenten.«

Greenberg entspannte sich ein bißchen. Trotz allem hatte er immer noch den Verdacht gehegt, Lummox könnte der oder die Gesuchte sein. Aber das war Unsinn. Man könnte einen Strauß auch nicht einen Menschen nennen, nur weil er zufällig zwei Beine hatte.

Doktor Ftäml fuhr fort: »... aber das hervorragendste Merkmal der Hroshii ist ihre Intelligenz. Sie ist so überwältigend, daß ich schon versucht war, als einfacher Sol-

dat bei ihnen einzutreten und mich belehren zu lassen.«

Greenberg war beeindruckt. An den Hroshii mußte wirklich etwas Außergewöhnliches sein. Die Ragyllier würden im allgemeinen lieber einen Mann verdursten lassen, als ihm ohne Bezahlung das richtige Wort für Wasser zu verraten. Und nun wollte Ftäml ...

»Nur eines hielt mich davon ab«, erklärte der Doktor. »Ich erkannte, daß ich ihnen in einem Punkt überlegen bin – sie haben kein Sprachentalent. So reich und ausdrucksstark ihre eigene Sprache ist, so ist es doch die einzige Sprache, die sie je in ihrem Leben lernen. Sie sind sogar weniger sprachbegabt als die Terraner.« Ftäml breitete die Hände aus und schloß lächelnd: »So wuchs meine Selbsteinschätzung wieder, und ich verlangte den doppelten Lohn.«

Er schwieg. Mister Kiku starrte mißmutig zu Boden. Und Greenberg wartete ganz einfach. Schließlich fragte Kiku: »Was schlagen Sie vor?«

»Es gibt nur einen Weg, geschätzter Freund. Die Hroshia, die sie suchen, muß abgeliefert werden.«

»Aber wir haben sie doch nicht.«

Ftäml ahmte einen menschlichen Seufzer nach. »Das ist bedauerlich.« Greenberg sah ihn scharf an. Der Seufzer überzeugte ihn nicht. Er fühlte, daß Ftäml den Verhandlungen mit gespanntem Interesse folgte, was bei einem Ragyllier ungewöhnlich war. Denn im allgemeinen schämten sie sich, wenn eine Konferenz nicht zum gewünschten Erfolg führte.

»Doktor Ftäml«, fragte er, »glaubten Sie, als Sie den Auftrag übernahmen, daß Sie diese Hroshia finden könn-

ten?«

Die Tentakel des Rargylliers zuckten. Greenberg hob eine Augenbraue und sagte trocken: »Ich sehe, nein. Darf ich fragen, weshalb Sie dann die Sache überhaupt annahmen?«

Ftäml antwortete langsam: »Sir, Sie können mir glauben, daß man einen Auftrag der Hroshii nicht ablehnt.«

»Oh ... diese Hroshii. Verzeihen Sie, Doktor, aber ich konnte mir aus Ihren bisherigen Worten einfach kein klares Bild von ihnen machen. Sie erklären, daß sie geistig so überlegen wären, daß sogar die Rargyllier staunten. Sie deuten sogar an, daß sie so mächtig seien, daß ein stolzer Rargyllier ihnen gehorchen müsse. Die Hroshii sind mit einem einzigen Schiff hier und sehen sich einer mächtigen Föderation gegenüber ... und doch sagen Sie, daß es *bedauerlich* für *uns* wäre, wenn wir ihre unmögliche Bitte nicht erfüllen könnten.«

»Das stimmt alles«, meinte der Rargyllier langsam.

»Wenn ein Rargyllier vermittelt, so glaube ich ihm jedes Wort. Aber diesmal kann ich Ihnen nicht glauben. Warum haben wir noch nie von diesen Superwesen gehört?«

»Der Raum ist weit, Exzellenz.«

»Ja, natürlich. Zweifellos gibt es Tausende großer Rassen, die wir Terraner nie gesehen haben und denen wir auch nie begegnen werden. Und die Rargyllier? Kennt ihr die Hroshii auch erst seit kurzem?«

»Nein, Sir. Wir kannten sie schon, bevor wir von der Existenz der Terraner wußten.«

»Wie?« Mister Greenberg sah Mister Kiku scharf an.

»In welcher Beziehung stehen die Rargyllier mit den Hroshii? Und warum wurde uns von ihrer Existenz nie berichtet?«

»Soll die letzte Frage ein Vorwurf sein, Exzellenz? Wenn ja, dann muß ich antworten, daß ich nicht für meine Regierung spreche.«

»Nein«, versicherte Greenberg, »es war nur eine Frage. Die Föderation versucht ihre diplomatischen Beziehungen so weit wie möglich auszudehnen. Ich war nur überrascht, daß Ihre Regierung, die in enger Beziehung mit der terranischen Regierung steht, noch nie die Hroshii erwähnt hat.«

»Darf ich sagen, Exzellenz, daß ich über Ihre Überraschung überrascht bin? Der Raum ist tief – und meine Rasse ist ein großes Raumfahrervolk. Vielleicht hat die Föderation nur nicht die richtigen Fragen gestellt. Außerdem hat mein Volk keine diplomatischen Beziehungen zu den mächtigen Hroshii. Sie sind ein Volk, das sich nicht um andere kümmert, und wir sind froh, daß sie es nicht tun. Es ist lange her, mehr als fünf Jahrhunderte eurer Zeitrechnung, seit das letzte Hroshii-Schiff in unseren Himmeln erschien und Dolmetscherdienste verlangte. Es ist besser so.«

»Je mehr ich über diese Hroshii erfahre, desto verwirrter werde ich«, meinte Greenberg kopfschüttelnd. »Sie machten also auf Rargyll Station, um einen Unterhändler mitzunehmen, anstatt direkt zu uns zu kommen?«

»Nicht ganz so. Sie erschienen bei uns und fragten, ob wir je von eurer Rasse gehört hätten. Und wir antworteten wahrheitsgetreu. Wir identifizierten euren Planeten,

und ich hatte die nicht erstrebte Ehre, sie zu vertreten.« Er zuckte die Tentakel. »Hier bin ich nun. Und ich möchte nur noch hinzufügen, daß ich erst weit im Raum erfuhr, worum es überhaupt ging.«

Greenberg fragte: »Und als Sie es erfuhren, wußten Sie, daß die Suche umsonst sein würde? Weshalb?«

»Ist das nicht offensichtlich? Wir Rargyllier sind das geschwätzigste Volk im All. Wir kommen überall herum, wir kennen jeden, wir sprechen alle Sprachen. Ich mußte in keinem Geschichtsbuch nachblättern, um zu wissen, daß die Terraner nie in der Hauptstadt der Hroshii gewesen waren. Wenn ihr ihre Aufmerksamkeit so auf euch gelenkt hättet, dann wäre ein Krieg unvermeidlich gewesen. Und wir Rargyllier hätten bestimmt davon gewußt. So war mir klar, daß sie sich täuschten.«

»In anderen Worten«, meinte Greenberg, »hat Ihr Volk den falschen Planeten genannt.«

»Bitte«, protestierte Ftäml, »unsere Identifizierung war korrekt – nicht die des Planeten, denn die Hroshii wußten nicht, woher ihr kamt – sondern die eurer Rasse. Sie beschrieben euch in den kleinsten Einzelheiten.«

»Und doch wußten Sie, daß sie sich irren mußten. Doktor, ich bin nicht der Semantiker, der Sie sind. Aber das Ganze scheint mir widersprüchlich zu sein.«

»Gestatten Sie mir eine Erklärung. Wir Rargyllier sind Dolmetscher und Unterhändler. Wir wissen daher, wie billig Worte sind. Ein Paradoxon kann nur in Worten existieren, niemals in Tatsachen. Da die Hroshii genau die Menschen der Erde beschrieben, und da ich wußte, daß sie die gesuchte Hroshia nicht entführt haben konn-

ten, schloß ich, daß es in der Galaxis eine Rasse geben muß, die der Menschenrasse wie ein Ei dem anderen ähnelt. Ist Ei das richtige Idiom?«

»Ja, ja«, bestätigte Kiku nüchtern.

»Danke. Ihre Sprache ist reich an Bildern. Ich muß meine Kenntnisse ein wenig auffrischen, solange ich die Gelegenheit habe. Stellen Sie sich vor, der Mann, von dem ich Ihre Sprache lernte, brachte mir Dinge bei, die man in Gesellschaft gar nicht aussprechen kann. Zum Beispiel ...«

»Ich glaube es Ihnen gern«, unterbrach ihn Kiku hastig. »Einige unserer Mitbürger haben einen seltsamen Sinn für Humor. Sie schlossen also, daß es im Raum eine Rasse geben muß, die der unseren völlig gleicht. Das finde ich vom statistischen Standpunkt unwahrscheinlich, ja sogar unmöglich.«

»Das ganze Universum ist unmöglich, Herr Staatssekretär. Deshalb wissen wir Rargyllier auch, daß Gott ein Humorist ist.« Er machte ein Kreuzzeichen.

»Und haben Sie Ihre Folgerung Ihren Auftraggebern vorgetragen?«

»Gewiß. Aber das Ergebnis war vorauszusehen.«

»Ja?«

»Jede Rasse hat ihre Talente und Schwächen. Wenn die Hroshii einmal aufgrund ihrer überragenden Intelligenz zu einem Entschluß gekommen sind, dann kann nichts mehr sie davon abbringen. Sie sind stur, wie die Terraner sagen würden.«

»Sturheit kann nur mit Sturheit begegnet werden, Doktor Ftäml.«

»Bitte, Sir. Lassen Sie sich nicht verleiten! Darf ich den Hroshii berichten, daß es Ihnen bisher unmöglich war, ihr geliebtes Kind zu finden, daß Sie aber neue, gründliche Forschungen anstellen werden? Ich spreche als Ihr Freund ... geben Sie nicht zu, daß die Verhandlung als mißglückt zu betrachten ist.«

»Ich habe noch nie in meinem Leben eine Verhandlung unerledigt abgebrochen«, erklärte Kiku säuerlich. »Manchmal siegt man durch Ausdauer, wenn man durch Argumente nichts erreichen kann. Aber ich weiß nicht, was ich diesen Hroshii noch anbieten kann. Außer der Möglichkeit, die wir das letzte Mal besprochen ... Haben Sie die Koordinaten ihres Planeten mitgebracht? Oder weigerten sie sich?«

»Ich habe sie. Ich sagte Ihnen schon, daß sie sich nicht weigern würden, da die Hroshii sich nicht vor der Welt verbergen.« Doktor Ftäml öffnete eine Mappe. »Dennoch war es nicht leicht. Ich mußte ihnen die Konzepte der Rargyllier erklären, damit sie ihren Planeten in unseren Koordinaten erklären konnten. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich die Einheiten nicht in das terranische System umzusetzen vermag – ich werde wohl die Hilfe eines Spezialisten brauchen.«

»Deswegen brauchen Sie sich doch nicht zu schämen«, meinte Kiku verwundert, »ich selbst habe nicht die geringste Ahnung des rargyllischen Maßsystems. Solche Dinge erledigen unsere Wissenschaftler für uns.« Er drückte auf seinen Kommunikatorknopf. »Verbinden Sie mich bitte mit der Astro-Abteilung.«

»Bis auf den diensthabenden Beamten ist niemand

mehr hier«, erklärte eine unpersönliche weibliche Stimme.

»Dann verbinden Sie mich mit ihm. So schnell wie möglich.«

Kurz darauf meldete sich eine männliche Stimme:
»Doktor Warner, diensthabender Beamter.«

»Kiku. Doktor, lösen Sie Raum-Zeit-Korrelationen?«

»Natürlich, Sir.«

»Können Sie das auch mit rargyllischen Daten?«

Der Doktor stieß einen leisen Pfiff aus. »Das ist eine harte Nuß, Sir. Doktor Singh wäre der richtige Mann dafür.«

»Schaffen Sie ihn mir herbei.«

»Äh, er wird schon nach Hause gegangen sein.«

»Ich habe nicht gefragt, wohin er gegangen ist, sondern ich sagte, Sie sollten mir ihn herschaffen. Möglichst schnell. Sichern Sie sich die Hilfe der Polizei.«

»Jawohl, Sir.«

Mister Kiku wandte sich wieder an Doktor Ftäml. »Ich hoffe, beweisen zu können, daß kein terranisches Sternenschiff den Planeten der Hroshii berührt hat. Glücklicherweise liegen uns von allen Reisen Aufzeichnungen vor. Sie können Ihren Auftraggebern sagen, daß sie den ganzen Planeten durchstöbern dürfen und daß wir ihnen noch dabei helfen werden ...« Mister Kiku unterbrach sich, als die Tür aufging. »Hallo, Herr Minister«, sagte er tonlos.

Der sehr ehrenwerte Mister Roy MacClure, seines Zeichens Minister für Weltraumangelegenheiten der Föderation, trat ein. Seine Miene hellte sich auf, als er Kiku erblickte. »Da sind Sie ja, Henry. Ich habe Sie überall ge-

sucht ...«

Mister Kiku nahm ihn fest am Ellbogen und sagte laut und vernehmlich: »Herr Minister, darf ich Ihnen Doktor Ftäml, *de facto* Botschafter der mächtigen Hroshii, vorstellen?«

»Guten Tag, Doktor. Oder sollte ich lieber ›Exzellenz‹ sagen?« Er besaß den Anstand, den Rargyllier nicht anzustarren.

»Lassen wir es beim ›Doktor‹, Herr Minister. Ich freue mich, die Ehre Ihrer Gegenwart genießen zu dürfen.«

»Sagen Sie, dürfte ich Ihnen meinen Assistenten einen Augenblick entführen? Es ist äußerst dringend.«

»Aber bitte, Herr Minister. Ihr Wunsch ist mir Befehl.«

Der Minister sah den Medusoiden scharf an, aber es gelang ihm nicht, seinen Gesichtsausdruck zu lesen. »Äh, ich hoffe, daß man Sie gut versorgt hat, Doktor?«

»Ja, danke.«

»Schön. Also, es tut mir wirklich leid ... Henry, könnten Sie bitte mitkommen?«

Mister Kiku verbeugte sich vor dem Rargyllier. Er hatte eine so maskenhaft starre Miene aufgesetzt, daß Greenberg zusammenzuckte. Kiku flüsterte MacClure etwas zu, als sie ein Stückchen vom Tisch entfernt waren.

MacClure warf einen Blick auf die beiden zurückbleibenden Männer und flüsterte dann so laut, daß es Greenberg deutlich verstehen konnte: »Sicher. Aber ich sagte Ihnen doch, daß es außerordentlich wichtig ist. Henry, was in aller Welt haben Sie sich dabei gedacht, als Sie

diese Schiffe landen ließen, ohne mich davon in Kenntnis zu setzen?«

Mister Kikus Antwort war unhörbar. MacClure fuhr fort: »Unsinn! Sie können nicht ...«

Mister Kiku drehte sich abrupt um. »Doktor Ftäml, hatten Sie die Absicht, heute nacht zu dem Schiff der Hroshii zurückzukehren?«

»Es eilt nicht. Ich stehe zu Ihren Diensten, Sir.«

»Das ist wirklich zu nett von Ihnen. Darf ich Sie in Mister Greenbergs Obhut zurücklassen?«

Der Rargyllier verbeugte sich. »Es ist mir eine Ehre.«

»Ich freue mich auf unser morgiges Zusammentreffen.«

Wieder verbeugte sich Doktor Ftäml. »Es wird mir eine Ehre sein.«

Die beiden verließen den Raum. Greenberg wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er schämte sich für die ganze Menschenrasse. Der Medusoide betrachtete ihn schweigend.

Greenberg grinste schief und sagte: »Doktor, kennen Sie ein paar rargyllische Flüche?«

»Sir, ich kenne die Flüche von mehr als tausend Sprachen ... manche davon würden den Embryo im Mutterleib für sein ganzes Leben verderben. Soll ich Ihnen ein paar beibringen?«

Greenberg setzte sich und lachte schallend. »Doktor, Sie gefallen mir. Sie gefallen mir trotz Ihrer berufsmäßigen Höflichkeit.«

Ftäml stellte seinen Mund so ein, daß er ein beinahe menschliches Lächeln zustande brachte. »Danke, Sir.

Das Gefühl beruht auf Gegenseitigkeit. Mit Verlaub gesagt, man muß Philosoph sein, um den Empfang ertragen zu können, der einem manchmal auf Ihrem Planeten bereitet wird.«

»Ich weiß, und es tut mir leid. Die meisten meiner Artgenossen sind davon überzeugt, daß ihnen der Allmächtige selbst diese Vorurteile gegen Fremde eingepflanzt hat.«

»Oh, es braucht Ihnen nicht leid zu tun. Glauben Sie mir, Sir, eines haben alle Rassen gemeinsam. Ich will meine eigene Rasse gar nicht ausnehmen. In jeder Sprache gibt es Idiome, die das Volk charakterisieren. Und ein Idiom in jeder Sprache sagt: ›Er ist ein Fremder und deshalb ein Barbar.««

Greenberg grinste. »Entmutigend, nicht wahr?«

»Entmutigend? Weshalb, Sir? Es ist zum Totlachen. Ein Scherz, den sich Gott mit uns erlaubt hat.« Der Medusoide wurde ernst. »Sir, was tun wir beide jetzt? Sollen wir in der Hroshii-Angelegenheit weitere Schritte unternehmen, oder wollen Sie mich lediglich unterhalten, bis Ihr ... Mitarbeiter zurückkommt?«

Greenberg wußte, daß der Rargyllier so höflich wie möglich andeuten wollte, daß er ohne Kiku nichts beschließen konnte. Greenberg hatte auch gar nicht die Absicht, etwas Gegenteiliges vorzutäuschen; außerdem war er hungrig. »Für heute haben wir uns schon genug angestrengt, Doktor. Darf ich Sie zum Abendessen einladen?«

»Wundervoll. Aber Sie wissen doch, daß wir eine etwas komplizierte Diät haben.«

»Gewiß. Ich habe ein paar Wochen lang mit einem Rar-

gyllier zusammengelebt. Wir könnten ins Hotel Universal gehen. Wenn Sie nichts anderes vorziehen, natürlich.«

»Hm. Ich habe von Ihren Vergnügungsrestaurants gehört. Wäre es möglich, daß ...«

»Ein Nachtclub?« überlegte Greenberg. »Gewiß. Gehen wir in den Cosmic Club. Die Küche ist ebenso gut wie im Universal.«

Sie wollten gerade aufbrechen, als sich die Tür öffnete und ein hagerer, sehniger Mann hereinkam. »Oh, Entschuldigung. Ich dachte, Mister Kiku sei hier.«

Greenberg erinnerte sich, daß der Boß einen Relativitätsmathematiker bestellt hatte. »Einen Augenblick. Sie müssen Doktor Singh sein.«

»Ja.«

»Mister Kiku mußte leider fort. Aber ich vertrete ihn.«

Er stellte die beiden Männer einander vor und erklärte die Sachlage. Doktor Singh besah sich Doktor Ftämls Zahlen und nickte. »Es wird eine Zeitlang dauern.«

»Kann ich Ihnen helfen, Doktor?« fragte Ftäml.

»Wird nicht nötig sein, danke. Ihre Angaben sind übersichtlich.«

So begaben sich Doktor Ftäml und Greenberg in die Stadt. Das Programm im Cosmic Club brachte einen Jongleur, der Ftäml in Entzücken versetzte, und eine Ballettgruppe, die Greenberg in Entzücken versetzte. Es war spät, als Greenberg Ftäml in einer der Suiten ablieferte, die das Hotel Universal für nichtmenschliche Gäste ausgestattet hatte. Greenberg gähnte, als er den Lift verließ, aber was tat man nicht alles zur Verbesserung der diplomatischen Beziehungen?

So müde er war, blieb er doch beim Ministerium stehen. Doktor Ftäml hatte während des Abends etwas gesagt, was den Boß sicher interessieren würde. Wenn er ihn hier nicht mehr erreichte, konnte er zumindest eine Notiz auf seinem Schreibtisch hinterlassen. Der Rargyllier hatte in seiner Freude über den Jongleur zum Ausdruck gebracht, wie schade es wäre, daß es solche Dinge bald nicht mehr geben würde ...

»Wie meinen Sie das?« hatte Greenberg gefragt.

»Wenn die schöne Erde zerstäubt wird ...«, hatte der Rargyllier begonnen, doch dann unterbrach er sich.

Greenberg hatte ihn mit Fragen bedrängt, doch Ftäml bestand darauf, daß er nur einen Scherz gemacht habe.

Greenberg war nicht sicher, ob die Sache von Bedeutung war. Doch im allgemeinen pflegten die Rargyllier sich keine so plumpen Scherze zu erlauben. So beschloß er, dem Chef sofort Mitteilung zu machen.

Der Nachtwächter an der Tür hielt ihn auf. »Mister Greenberg, der Staatssekretär sucht Sie seit einer halben Stunde im ganzen Haus.«

Er dankte dem Wächter und eilte nach oben. Mister Kiku saß über seinen Schreibtisch gebeugt. Sein Eingangskorb war vollgestopft wie immer, aber er schenkte ihm keinerlei Beachtung. »Guten Abend, Sergei«, sagte er ruhig, »sehen Sie sich das an.« Er reichte ihm ein Blatt.

Es waren Doktor Singhs Umrechnungen, Greenberg suchte sich die geozentrischen Koordinaten heraus und rechnete schnell im Kopf nach. »Über neunhundert Lichtjahre«, stellte er fest. »Und in *dieser* Richtung. Klar,

daß wir ihnen noch nie begegnet sind. Nicht gerade die nächsten Nachbarn, was?«

»Ach, das ist nicht so wichtig«, sagte Kiku ernst. »Sehen Sie sich das Datum an. Die Hroshii gaben genau an, zu welchem Zeitpunkt sie von einem unserer Schiffe besucht wurden.«

Greenbergs Augenbrauen hoben sich noch steiler als sonst. Er ging auf die Komputer zu und wollte das Datum eintippen. »Machen Sie sich keine unnütze Mühe«, erklärte Kiku. »Ihr Gedächtnis hat schon recht. Die Trail Blazer. Zweite Reise.«

»Die *Trail Blazer*!« wiederholte Greenberg dümmlich.

»Ja. Wir wußten nie, welchen Weg sie nahm. Deshalb kamen wir nicht darauf. Aber wir wissen genau, wann sie abflog. Die Zeit stimmt genau. Eine einfachere Hypothese als Doktor Ftämls Annahme von der Zwillingsrasse.«

»Natürlich.« Er sah seinen Chef an. »Dann ist es – LummoX.«

»Ja, LummoX.«

»Aber es *kann nicht* LummoX sein. Keine Hände. Und dumm wie Bohnenstroh.«

»Nein, er kann es nicht sein. Aber er ist es.«

7

LummoX befand sich nicht mehr in seinem Becken. Er war müde geworden und nach Hause gegangen. Er hatte zwar eine Lücke in den Beton reißen müssen, um bequemer heraussteigen zu können, aber er hatte achtgegeben, daß er so wenig wie möglich beschädigte. Es war

ihm gleich, ob John Thomas mit ihm schimpfen würde. Alles war ihm gleich.

Ein paar Leute schienen sich über seinen Abgang aufzuregen, aber er ignorierte sie. Er gab acht, daß er keinen von ihnen zu Brei zertrat, und übersah ihre Angriffe mit gemessener Würde. Selbst als sie diese verhaßten Spritzdinger auf ihn richteten, ließ er sich nicht einschüchtern. Er schloß nur seine Augen und Nasenlöcher, senkte den Kopf und trottete weiter.

John Thomas kam ihm entgegen, von einem hysterischen Sicherheitschef alarmiert. Lummo blieb stehen, und nach einer beiderseitig herzlichen Begrüßung machte er für Johnnie einen Sattel. Er zottelte weiter in Richtung Heimat.

Polizeichef Dreiser war im Begriff, aus der Haut zu fahren. »Bringe dieses Ungeheuer sofort zurück«, kreischte er.

»Tun Sie es doch«, riet ihm Johnnie.

»Ich – ich mache dich dafür verantwortlich. Ich – ich – ich ...«

»Was habe ich denn getan?«

»Du – nichts hast du getan, das ist es ja. Die Bestie ist ausgebrochen und ...«

»Ich war zum Zeitpunkt des Ausbruchs nicht dort«, erklärte Johnnie, während Lummo gleichmäßig weitertrabte.

»Ja, aber ... das hat doch nichts damit zu tun. Jetzt ist er in Freiheit. Du hast die Pflicht, dem Gesetz zu helfen. John Thomas, du bringst dich in ernsthafte Schwierigkeiten.«

»Was glauben Sie eigentlich? Sie haben ihn mir weggenommen. Sie haben ihn verurteilt und sagen, daß er mir nicht mehr gehört. Sie haben versucht, ihn zu töten, ohne abzuwarten, ob die Regierung zustimmen würde. Wenn er mir gehörte, müßte ich Ihnen helfen, ihn einzufangen. Wenn er mir nicht gehört, rühre ich keinen Finger, um ihn wieder in dieses blödsinnige Gefängnis zu bringen.« John Thomas beugte sich vor und sah auf den Polizeichef herunter. »Warum klettern Sie nicht in Ihr Auto, Mister Dreiser, anstatt neben uns herzulaufen? Sie werden nur müde.«

Polizeichef Dreiser tat ihm den Gefallen und winkte seinen Fahrer herbei. Als er einstieg, hatte er sein Gleichgewicht wieder ein bißchen gewonnen. Er lehnte sich aus dem Fenster und rief: »John Stuart, ich streite nicht mit dir. Was ich getan oder nicht getan habe, ist von diesem Fall völlig unabhängig. Ein Staatsbürger ist verpflichtet, das Gesetz zu unterstützen. Ich verlange offiziell von dir, daß du mir hilfst, diese Bestie wieder in das Becken zu bringen.«

John Thomas sah ihn an. »Und dann kann ich heimgehen?«

»Ja.«

»Danke, Chef. Und wie lange, glauben Sie, bleibt LummoX in dem Becken, nachdem ich heimgegangen bin?«

Polizeichef Dreiser gab auf. LummoX ging heim.

Doch er betrachtete das Ganze nur als Zwischenspiel. Die Hartnäckigkeit, durch die er sich bis an die Spitze der örtlichen Polizei vorgearbeitet hatte, verließ ihn

nicht. Er gestand sich selbst zu, daß es für die Öffentlichkeit vielleicht sicherer war, wenn das Ungeheuer sich nicht mehr in der Stadt befand. Und er konnte in Ruhe über eine sichere Todesart nachdenken.

Der Befehl des Ministeriums, LummoX zu töten, kam an, und Dreiser schlief wieder besser. Denn Richter O'Farrell hatte ihm einige Grobheiten gesagt, als er auf eigene Faust die Hinrichtung vornehmen wollte.

Die Zurücknahme dieses Befehls erreichte ihn nie. Ein neuer Angestellter im Ministerium hatte zwei winzige Symbole verwechselt – und nun irrte das Blatt auf Pluto umher.

Dreiser hielt den Tötungsbefehl in der Hand und überlegte, wie er das Biest am besten um die Ecke bringen konnte. Strom? Vielleicht, aber er hatte keine Ahnung, wieviel Volt das Ungeheuer vertragen konnte. Den Kopf abschneiden? Dreiser zweifelte, daß die landesüblichen Messer den Erfordernissen gewachsen sein würden.

Feuerwaffen hatten sich schon als untauglich herausgestellt. Halt, einen Augenblick! Und wenn es irgendwie gelang, dem Vieh das Maul aufzusperren, eine Ladung Dynamit in den Rachen zu werfen und anzuzünden? Ja-wohl, so ähnlich mußte es gehen. Denn die Außenhaut glich einem Panzer, an dem alles abprallte.

Mal sehen. Man mußte diesem Stuartjungen befehlen, der Bestie das Maul zu öffnen ... nein, ging auch nicht. Der Junge war nicht auf den Kopf gefallen und würde LummoX aufhetzen – und dann würden ein paar Polizistenwitwen Pension beziehen. Mit dem Jungen nahm es noch ein schlimmes Ende, wenn er so weitermachte. Da-

bei war die Mutter nicht ohne ...

Nein, man mußte den Jungen unter einem Vorwand in die Stadt locken und den Befehl ausführen. Vielleicht sperrte LummoX den Schnabel auf, wenn man ihm einen Leckerbissen hinhielt.

Er sah auf die Uhr. Heute noch? Nein, erst würde er die Waffe auswählen und seine Leute verständigen, damit alles wie am Schnürchen lief.

*

LummoX schien sich daheim wohlfühlen und die vergangenen Streiche vergessen zu haben. Er erwähnte Polizeichef Dreiser mit keinem Wort, und wenn er erkannt hatte, daß man ihn hatte töten wollen, so sprach er nicht davon. Sein sonniges Gemüt hatte nicht gelitten. Er wollte seinen Kopf in Johnnies Schoß legen und sich kraulen lassen. Da sein Kopf schon seit einiger Zeit zu groß für solche Liebkosungen geworden war, plazierte er nur vorsichtig das Ende seiner Schnauze auf Johnnies Beine und ließ sich mit einem Ziegelbrocken streicheln.

Johnnie konnte nicht so recht glücklich werden. Er freute sich zwar über Lummies Rückkehr, aber er wußte, daß damit noch nichts geregelt war. Polizeichef Dreiser würde sein Möglichstes tun, um LummoX zu töten. Er hatte schon Magenschmerzen vom vielen Nachdenken.

Seine Mutter trug zu seiner Traurigkeit noch bei, als sie beim Anblick »des Ungeheuers« einen lauten Schrei ausgestoßen hatte. John Thomas hatte ihre Bitten, Drohungen und Befehle nicht beachtet und sich daran ge-

macht, im Garten einen neuen Stall für LummoX zu basteln. Nach einer Weile war Mutter ins Haus gestürmt, um Polizeichef Dreiser anzurufen. John Thomas hatte das erwartet, und er war sicher, daß nichts dabei herauskommen würde – und er behielt recht. Seine Mutter blieb im Haus. Aber Johnnie brütete dumpf vor sich hin. Sein Leben lang war er gut mit Mutter ausgekommen. Hatte sie ihn einmal gescholten, so war er mehr betrübt darüber gewesen als sie. Und immer, wenn sein Vater auf eine neue Reise ging, hatte er gesagt: »Paß gut auf Mutter auf, Junge. Und mach ihr keinen Kummer.«

Er hatte es ja *versucht*. Aber er war auch sicher, daß Daddy nie gewußt hatte, daß sie LummoX loswerden wollte. Als sie Daddy heiratete, wußte sie von Lummies Existenz.

Betty würde nie solche Seiten aufziehen.

Oder doch?

Frauen waren seltsame Geschöpfe. Vielleicht sollten er und Lummie gemeinsam Junggesellen bleiben. Dann gingen sie kein Risiko ein. Er streichelte LummoX. Die beiden Tumore machten ihm ebenfalls Sorgen. Einer schien fast am Platzen zu sein. John Thomas fragte sich, ob er ihn nicht aufstechen sollte. Aber es konnte schädlich sein.

Es war einfach zu viel für ihn. Mußte Lummie ausgerechnet jetzt auch noch krank werden?

Er ging nicht zum Abendessen. Schließlich kam seine Mutter mit einem Tablett heraus. »Ich dachte mir, daß du ein Picknick mit LummoX vorziehen würdest«, sagte sie.

Johnnie sah sie scharf an. »Äh, danke, Mutter.«

»Wie geht es Lummo?«

»Gut, glaube ich.«

»Das ist fein.«

Er starrte ihr nach, als sie ins Haus ging. Wenn Mutter böse war, war es schlimm genug. Aber wenn sie diesen katzenhaften Blick hatte, mußte er sich in acht nehmen. Dennoch leerte er den Teller, denn er hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen. Nach einer halben Stunde kam seine Mutter wieder. »Fertig, Liebling?«

»Ja, danke. Es hat wunderbar geschmeckt.«

»Das freut mich. Bringst du bitte das Tablett herein? Und komm dann bitte ins Wohnzimmer. Ein gewisser Mister Perkins hat sich für acht Uhr angesagt. Er möchte dich sprechen.«

»Mister Perkins? Wer ist denn das?«

Aber Mutter war schon ins Haus gegangen.

Er fand sie in ihrem Lehnstuhl. Sie strickte Socken.

»Na, kommst du endlich?« fragte sie lächelnd.

»Sag mal, Mutter, wer ist dieser Perkins? Warum will er *mich* sprechen?«

»Er hat heute nachmittag angerufen. Ich sagte ihm, er solle gegen acht kommen.«

»Aber sagte er nicht, was er wollte?«

»Ich glaube, daß es besser ist, wenn du mit Mister Perkins selbst darüber sprichst.«

»Ist es wegen Lummo?«

»Du erfährst es schon noch rechtzeitig.«

»Aber sieh mal ...«

»Sprechen wir nicht mehr davon, ja? Zieh mal deinen Schuh aus, Liebling. Ich möchte für deinen Socken Maß

nehmen.«

Verblüfft begann er den Schuh auszuziehen. Doch dann hielt er inne. »Ich wollte, du würdest mir keine Socken stricken.«

»Aber warum denn, Liebling? Ich tu's gern für dich.«

»Ja, aber ... schau, ich *mag* nun mal keine handgestrickten Socken. Sie machen Falten an den Sohlen und kratzen. Ich habe es dir schon oft genug gezeigt.«

»Dummer Junge! Wolle ist das weichste Material, das es gibt. Und überleg dir nur, was du im Geschäft für echte Handarbeit zahlen müßtest! Andere Jungen wären dankbar.«

»Aber ich kann sie nicht ausstehen!«

Sie seufzte. »Junge, manchmal weiß ich wirklich nicht, was ich mit dir anfangen soll.« Sie rollte das Strickzeug zusammen und legte es weg. »Wasch dir die Hände und das Gesicht, und kämm dich bitte. Mister Perkins wird jeden Augenblick hier sein.«

»Dieser Mister Perkins ...«

»Beeil dich, Junge. Und mach deiner Mutter das Leben nicht so schwer.«

Mister Perkins entpuppte sich als netter älterer Herr. Trotz seiner Abwehr mochte ihn John Thomas. Nach ein paar höflichen Floskeln und einer Tasse Kaffee kam er zu seinem Anliegen.

Er kam vom Naturkundemuseum, genauer von der Abteilung für fremdartige Lebewesen. Durch den Prozeß war das Museum auf LummoX aufmerksam geworden und wollte ihn kaufen.

»Zu meiner Überraschung«, fügte der nette ältere Herr

hinzu, »fand ich beim Durchstöbern der Akten heraus, daß das Museum schon einmal den Versuch gemacht hat, das Tier zu ...«

John Thomas unterbrach ihn. »Ich will Ihnen gleich sagen, daß ich LummoX ebenso wenig verkaufe wie mein Großvater.«

Seine Mutter sah von ihrem Strickzeug auf. »Sei doch vernünftig, Kind. In deiner Lage kannst du dir diese Haltung nicht leisten.«

John Thomas sah sie störrisch an. Perkins fuhr mit einem warmen Lächeln fort: »Ich kann Sie gut verstehen, Mister Stuart. Aber unsere Rechtsabteilung hat sich mit der Sache befaßt, bevor ich hierherkam. Glauben Sie mir, ich möchte Ihnen die Dinge nicht zu schwarz malen. Wir können Ihren Liebling besser vor dem Tod schützen als Sie.«

»Ich verkaufe LummoX nicht«, beharrte John Thomas.

»Warum nicht? Wenn es die einzig mögliche Lösung ist?«

»Ich kann einfach nicht. Selbst wenn ich wollte. Er wurde mir übergeben, daß ich ihn behüten sollte. Er war in unserer Familie, bevor ich auf die Welt kam – bevor meine Mutter auf die Welt kam.« Er sah seine Mutter fest an. »Mutter, ich weiß nicht, was in dich gefahren ist.«

Sie antwortete ruhig: »Jetzt reicht es aber, Liebling. Mutter will nur das Beste für dich.«

Mister Perkins wechselte das Thema, als er sah, daß John Thomas halsstarrig wurde. »Könnte ich nicht wenigstens das Tier sehen, nachdem ich so weit gefahren bin? Ich bin wirklich sehr gespannt.«

»Das geht natürlich.« Johnnie erhob sich langsam und brachte den Fremden nach draußen.

Mister Perkins sah zu LummoX auf, holte tief Luft und sagte dann ehrfürchtig: »Einzigartig!« Er ging bewundernd um das Tier herum. »Wirklich einzigartig! Und überdies das größte Exemplar, das ich je gesehen habe. Wie, in aller Welt, wurde er auf die Erde verschifft?«

»Nun, er ist in der Zwischenzeit ein wenig gewachsen.«

»Soviel ich weiß, plappert er die menschliche Sprache ein wenig nach. Glauben Sie, er sagt für mich etwas?«

»Er plappert nicht ... er *spricht!*«

»Wirklich?«

»Klar. Hallo, Lummie, wie geht's, altes Haus?«

»O. K.«, piepste LummoX. »Was will denn der?«

»Nichts, nichts. Dich ansehen, das ist alles.«

Mister Perkins starrte LummoX an. »Er spricht! Mister Stuart, das Museum *muß* ihn bekommen.«

»Kommt nicht in Frage. Das sagte ich Ihnen schon.«

»Ich gehe mit meinem Preis viel höher, jetzt, nachdem ich ihn gesehen ... und *gehört* habe.«

John Thomas wollte schon grob werden, als er sich eines Besseren besann. »Eine Frage, Mister Perkins. Sind Sie verheiratet?«

»Ich? Weshalb? Ja, natürlich.«

»Haben Sie Kinder?«

»Ein Mädchen. Fünf Jahre alt.« Sein Gesicht nahm einen weichen Ausdruck an.

»Ich schlage Ihnen ein Geschäft vor. Wir tauschen. Keiner stellt Fragen, was der andere mit seinem ›Exemplar‹ macht. Einverstanden?«

Perkins wollte auffahren, doch plötzlich grinste er. »Eins zu Null für Sie. Ich rede nicht mehr davon. Aber«, fuhr er fort, »die Möglichkeit bestand durchaus. Ein paar meiner Kollegen hätten Sie beim Wort genommen. Sie können sich nicht vorstellen, was für eine Versuchung so ein Wesen für einen Wissenschaftler darstellt. Wirklich.«

Er warf einen sehnsüchtigen Blick auf Lummo. »Gehen wir wieder hinein?«

Mrs. Stuart sah auf, als die beiden hereinkamen. Mister Perkins schüttelte den Kopf. Dann setzten sie sich, und Mister Perkins legte die Fingerspitzen aneinander. »Mister Stuart, wir haben vereinbart, nicht mehr über den Verkauf zu sprechen, aber wenn ich dem Direktor erzähle, daß ich nicht einmal dazu kam, meine Vorschläge zu unterbreiten, stehe ich dumm da. Darf ich Ihnen nur schnell sagen, was unser Museum mit ihm vorhatte?«

»Bitte«, meinte John Thomas stirnrunzelnd.

»Danke. Irgend etwas muß ich schließlich tun, um die hohen Reisekosten zu rechtfertigen. Soviel ich weiß, steht Ihr Freund Lummo – oder unser Freund Lummo, denn ich mochte ihn vom ersten Ansehen – unter Polizeiaufsicht. Er soll getötet werden.«

»Ja«, gab John Thomas zu, »obwohl das Raumministerium das Urteil noch nicht bestätigt hat.«

»Ich weiß. Aber die Polizei hat bereits versucht, ihn zu töten, ohne diesen Bescheid abzuwarten. Habe ich recht?«

John Thomas sah seine Mutter an und unterdrückte den Fluch, der ihm auf der Zunge gelegen hatte. »Diese Dummköpfe! Nun, es wird ihnen nicht gelingen, Lummie

umzubringen.«

»Ich kann Ihre Gefühle verstehen – als Privatmann. Diesen Hanswurst von einem Polizeichef sollte man in Pension schicken. Er hätte es beinahe fertiggebracht, ein so einmaliges Wesen zu vernichten. Unglaublich!«

»Polizeichef Dreiser ist ein sehr netter Herr«, sagte Mrs. Stuart scharf.

Mister Perkins wandte sich ihr zu. »Mistress Stuart, ich möchte einem Ihrer Freunde nicht zu nahe treten. Aber ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe: der Polizeichef hatte kein Recht, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Und sein Vergehen ist um so verurteilungswerter, als er im öffentlichen Dienst steht und mit gutem Beispiel vorangehen sollte.«

»Er mußte an die öffentliche Sicherheit denken«, beharrte sie.

»Sicher. Das ist vielleicht ein mildernder Umstand. Ich nehme meine Behauptung zurück.«

John Thomas mochte den Wissenschaftler. Schließlich hatte er Gefallen an Lummo gefunden. Mister Perkins fuhr fort: »Jeden Tag kann jetzt der unterzeichnete Todesbefehl vom Ministerium eintreffen ...«

»Vielleicht machen sie ihn rückgängig.«

»Wollen Sie das Leben des Tieres für diese vage Hoffnung aufs Spiel setzen? Der Polizeichef wird nicht nachgeben – und diesmal hat er sich sicher besser überlegt, wie er Lummo töten kann.«

»Nein. Er ist zu dumm.«

Mister Perkins schüttelte langsam den Kopf. »Ihr Herz spricht, aber nicht Ihr Verstand. Der Polizeichef muß

diesmal sichergehen. Er hat sich schon zu oft blamiert. Und wenn ihm selbst nichts einfällt, wird er einen Biologen zu Rate ziehen. Mister Stuart, jeder einfache Wissenschaftler kann LummoX einer kurzen Untersuchung unterziehen und dann aus dem Stegreif zwei oder drei Tötungsmöglichkeiten nennen. Ich weiß bereits eine – vom bloßen Ansehen.«

John Thomas sah ihn erschreckt an. »Sie werden doch nicht mit Dreiser darüber sprechen?«

»Ich werde mich hüten. Aber es gibt tausend andere, die ihn beraten können. Oder ihm fällt selbst etwas ein. Eines aber kann ich Ihnen jetzt schon sagen: wenn Sie auf das Todesurteil warten, wird es zu spät sein. Man wird LummoX vernichten. Und das wäre ein entsetzlicher Verlust.«

John Thomas gab keine Antwort. Ruhig fügte Mister Perkins hinzu: »Sie können sich nicht als einzelner gegen eine ganze Gesellschaftsordnung stemmen. Damit tragen Sie selbst dazu bei, daß LummoX mit Gewißheit getötet wird.«

John Thomas preßte unwillkürlich die Hand an den Mund. »Aber was kann ich *tun*?«

»Viel, wenn Sie meine Hilfe annehmen. Zuerst möchte ich eines klarstellen: Wenn Sie Ihren Liebling in unsere Hände geben, geschieht ihm nichts. Unsere Aufgabe ist es, für außergewöhnliche Lebewesen eine Umwelt zu schaffen, die der ihrer Heimat in etwa entspricht. Denn nur in ihrer ursprünglichen Umgebung können wir sie genau studieren. Wir setzen alles daran, diese Tiere so zufrieden wie möglich zu machen. Und erst wenn Lum-

mox eines natürlichen Todes gestorben ist, werden wir ihn ausstopfen.«

»Wie würde es Ihnen gefallen, nach Ihrem Tod ausgestopft und ausgestellt zu werden?« fragte John Thomas bitter.

»Wie?« Perkins sah ihn überrascht an und lachte. »Es wäre mir völlig gleichgültig. Ich überlasse meine geschätzte Leiche dem medizinischen Institut meiner Universität. Und ich glaube, daß es LummoX auch gleichgültig ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß es jetzt am wichtigsten ist, ihn den Händen der Polizei zu entreißen.«

»Einen Augenblick ... Wenn Sie ihn kaufen, ist er noch lange nicht gerettet. Man wird ihn immer noch töten, sobald der Befehl eingetroffen ist.«

»Ja und nein. Der Verkauf an das Museum macht den Tötungsbefehl nicht ungültig, aber glauben Sie mir, er wird nie durchgeführt werden. Unsere juristische Abteilung hat mir genau eingetrichtert, was ich tun muß. Erstens müssen wir beide handelseinig werden, damit das Museum auf Grund der Verkaufsurkunde seine Rechte nachweisen kann. Dann kann ich noch heute abend bei Ihrem Richter einen mehrtägigen Hinrichtungsaufschub erwirken. Das liegt in seiner Macht, wenn sich die Besitzverhältnisse geändert haben. Im Notfall wenden wir uns an den Raum-Minister selbst – und ich verspreche Ihnen, daß das Museum die Tötung von LummoX nie zulassen wird.«

»Sind Sie *sicher*?«

»Sicher genug, um das Geld des Museums zu riskieren. Denn wenn ich mich täusche, fliege ich.« Perkins

grinste. »Aber ich täusche mich nicht. Sobald ich das Museum von dem Kauf verständigt habe, bin ich ermächtigt, für den ganzen Schaden aufzukommen, den Lummo bisher angerichtet hat. Dann haben wir nur noch den Polizeichef gegen uns, und ich kann Ihnen versichern, daß er gegen das Museum nicht ankommt.« Perkins lächelte. »Eine perfekte Lösung, nicht wahr?«

John Thomas zeichnete mit seiner großen Zehe ein abstraktes Muster auf den Teppich. Dann sah er auf. »Sehen Sie mal, Mister Perkins, ich weiß, daß ich etwas zur Rettung von Lummo unternehmen muß. Doch bis jetzt sah ich keinen Ausweg. Vermutlich hatte ich auch die Tatsachen nicht klar sehen wollen.«

»Sie sind also einverstanden?«

»Noch einen Augenblick! Ihr Vorschlag ist auch nicht der beste.

Lummo würde vor Einsamkeit sterben. Er könnte sich nicht umstellen. Und ich weiß nicht, ob es viel Sinn hat, ein Todesurteil in lebenslängliches Gefängnis umzuwandeln. Vielleicht würde Lummo sogar den Tod vorziehen, anstatt sich dauernd von Fremden untersuchen lassen zu müssen. Aber ich kann ihn nicht einmal fragen, weil ich nicht weiß, ob Lummo von so abstrakten Dingen wie dem Tod überhaupt eine Ahnung hat. Daß er sich vor Fremden fürchtet, weiß ich allerdings.«

Mister Perkins kaute an seiner Unterlippe und überlegte, daß es schwer war, diesem jungen Mann einen Gefallen zu erweisen. »Mister Stuart? Wenn Sie Lummo begleiten könnten, ginge es dann?«

»Wie?«

»Ich könnte Ihnen eine Stelle als Tierpfleger verschaffen ... in meinem eigenen Ressort ist im Augenblick ein Platz frei. Wir könnten die Sache gleich provisorisch festlegen. Schließlich ist es ein Vorteil, wenn jemand das Tier versorgt, der es kennt.«

Bevor Johnnie antworten konnte, sagte seine Mutter scharf: »Nein!«

»Wie meinten Sie, Mistreß Stuart?«

»Kommt nicht in Frage. Mister Perkins, ich hatte gehofft, Sie wüßten einen vernünftigen Weg aus dieser unangenehmen Lage. Aber Ihren letzten Vorschlag kann ich nicht billigen. Der Junge soll aufs College gehen. Ich lasse nicht zu, daß er sein Leben damit verschwendet, Tierkäfige zu reinigen ... wie ein Taugenichts. Nein, kommt nicht in Frage.«

»Sieh mal, Mutter ...«

»John Thomas, bitte! Ich möchte nicht mehr über die Sache sprechen.«

Mister Perkins sah von einem zum anderen. Während Mrs. Stuarts Gesichtszüge unbewegt blieben, schob John Thomas trotzig das Kinn vor. »Das ist etwas, was das Museum nicht für Sie regeln kann«, sagte er. »Machen wir die Sache folgendermaßen, Mistreß Stuart. Ich lasse die Stelle ein halbes Jahr offen ... einen Augenblick, Mistress Stuart! Ob Ihr Sohn sie annimmt oder nicht, müssen Sie mit ihm vereinbaren. Ich möchte Ihrem Sohn nur versichern, daß das Museum ihm keineswegs seinen Liebling auf ganz wegnehmen will. Ist das fair?«

Ihre Nadeln klapperten rhythmisch. »Ja.«

»Mister Stuart?«

»Einen Augenblick. Mutter, glaubst du nicht ...«

»Bitte, Mister Stuart. Es wäre mir peinlich, einer Familienbesprechung zuhören zu müssen. Sie kennen mein Angebot? Sind Sie einverstanden?«

Mrs. Stuart unterbrach ihn. »Ich kann mich nicht erinnern, daß Sie den Preis nannten, Mister Perkins.«

»Nun, sagen wir zwanzigtausend?«

»Bar?«

»O nein ... abzüglich der Schadensabfindungen, die das Museum zahlen muß.«

»Bar, Mister Perkins«, sagte sie fest.

Er zuckte die Achseln. »Bar.«

»Wir sind einverstanden.«

»Gut.«

»Halt!« protestierte John Thomas. »*Ich* bin nicht einverstanden. Nicht, bis die andere Sache geregelt ist. Ich überlasse LummoX nicht ...«

»Sei still, Liebling, ich habe viel Geduld mit dir, aber jetzt reicht mir dieser Unsinn. Mister Perkins, er ist einverstanden. Haben Sie die Papiere bei sich?«

»Ich bin nicht einverstanden!«

»Einen Moment«, bat Mister Perkins. »Madam, ich entnehme den Äußerungen Ihres Sohnes, daß er den Verkaufsvertrag unterzeichnen muß.«

»Und er wird unterzeichnen, verlassen Sie sich darauf.«

»Hmm. Mister Stuart?«

»Ich unterzeichne erst, wenn es feststeht, daß LummoX und ich zusammenbleiben.«

»Mistress Stuart?«

»Das ist lächerlich.«

»Ich kann nichts dagegen tun.« Perkins stand auf. »Guten Abend, Mistress Stuart. Guten Abend, Mister Stuart. Es freut mich, daß Sie mich wenigstens angehört haben. Nein, bleiben Sie nur sitzen. Ich finde schon hinaus.«

Er brach auf, während die Stuarts sich bemühten, einander nicht anzusehen. An der Tür blieb er noch einmal stehen. »Mister Stuart?«

»Ja? Was gibt es noch, Mister Perkins?«

»Könnten Sie mir einen Gefallen tun und so viele Bilder wie möglich von LummoX machen? In Farbe, als Tonfilm und in Stereo? Mir wird nämlich keine Zeit mehr bleiben, ein Filmteam herauszuschicken. Sie verstehen. Es wäre doch schade, wenn wir nicht einmal wissenschaftliche Aufzeichnungen von ihm hätten. Vielen Dank im voraus.« Er wandte sich wieder um.

John Thomas schluckte und sprang auf. »Mister Perkins! So kommen Sie doch zurück.«

Ein paar Minuten später hatte er die Verkaufsurkunde unterzeichnet. Seine Unterschrift war zittrig, aber gut lesbar. »Und jetzt Mistreß Stuart«, erklärte Mister Perkins, »bitte ich Sie, hier zu unterschreiben. Ja, hier, bei gesetzlicher Vertreten. Danke. Und das Geld überweise ich Ihnen gleich morgen, noch bevor wir LummoX abholen.«

»Nein«, erklärte John Thomas.

»Wie?«

»Ich vergaß das vorhin. Das Museum kann die Schadenersatzansprüche erledigen, weil ich wirklich nicht die Mittel dazu habe und LummoX schließlich der Schuldige

war. Aber sonst nehme ich kein Geld an. Ich komme mir wie Judas vor.«

»John Thomas!« sagte seine Mutter scharf. »Ich verbiete dir ...«

»Mutter«, sagte er gefährlich ruhig, »du weißt, wie Daddy über die Sache gedacht hätte.«

Perkins räusperte sich. »Ich kann nicht länger bleiben. Richter O'Farrell deutete an, daß er nur bis zehn Uhr warten würde. Gute Nacht.« Er nahm die Verkaufsurkunde, steckte sie sorgfältig in seine Tasche und verließ schnell das Haus.

Eine Stunde später saßen sich die beiden immer noch kriegerisch im Wohnzimmer gegenüber. John Thomas hatte sich zu dem Zugeständnis zwingen lassen, daß seine Mutter das Geld nehmen durfte, solange kein Cent für ihn davon ausgegeben wurde. Er hatte gehofft, daß sie ihm dafür erlauben würde, bei Lummo zu bleiben.

Aber sie schüttelte den Kopf. »Kommt nicht in Frage. Schließlich sollst du aufs College gehen. Dahin könntest du das Biest nicht mitnehmen. Du hättest dich während deiner Studienzeit also ohnehin von ihm trennen müssen.«

»Wie? Aber ich dachte, du hättest ihn in der Zwischenzeit versorgt? So wie du es Daddy versprochen hast ... Und ich hätte ihn an jedem Wochenende besucht.«

»Laß deinen Vater aus dem Spiel! Jetzt kann ich dir ja sagen, daß ich fest entschlossen war, an dem Tage, an dem du auf die Universität gehen würdest, ein Ende mit diesem Zirkus zu machen.«

Er starrte sie an und wußte nicht, was er sagen sollte.

Plötzlich kam sie zu ihm herüber und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Johnnie? Liebling ...«

»Was ist?«

»Sieh mich an, Junge. Wir haben einander böse Dinge an den Kopf geworfen, und das tut mir leid. Aber du mußt doch verstehen, daß ich nur dein Bestes will. Oder verstehst du das nicht?«

»Doch.«

»Na, siehst du. Mutter denkt doch nur an ihren großen Jungen. In deinem Alter erscheinen dir Dinge als wichtig, die du später lächerlich finden wirst. Dann wirst du merken, daß Mutter doch recht hatte.«

»Hm ... vielleicht. Um übrigens auf diese Arbeit im Museum zurückzukommen ...«

»Bitte. Ich habe entsetzliche Kopfschmerzen. Sprechen wir nicht mehr davon. Du schläfst jetzt, und morgen sieht die Welt gleich wieder anders aus.« Sie küßte ihn auf die Stirn. »Gute Nacht, Liebling.«

»Gute Nacht.«

Er blieb noch lange sitzen, nachdem sie das Wohnzimmer verlassen hatte. Eigentlich hätte er sich erleichtert fühlen müssen, denn er hatte LummoX gerettet. Oder nicht?

Aber er fühlte sich nicht erleichtert. Er fühlte sich wie der Bär, der seine eigene Tatze abgenagt hatte, um der Falle zu entkommen.

Schließlich stand er auf und ging zu LummoX hinaus.

John Thomas blieb nur kurz bei LummoX, denn die Wahrheit konnte er ihm nicht sagen, und über etwas anderes mochte er jetzt nicht sprechen. LummoX spürte seine Verzweiflung und begann Fragen zu stellen. John Thomas riß sich zusammen. »Was soll denn sein, du Naseweis? Halt die Schnauze und schlafe endlich. Und wehe, du bleibst nicht im Hof! Dann schlage ich dich krumm und klein.«

»Ja, Johnnie. Ich mag gar nicht weg. Die Menschen waren komisch zu mir.«

»Denk daran und tu es nicht wieder!«

»Bestimmt nicht, Johnnie. Drei Pfoten aufs Herz!«

John Thomas ging in sein Zimmer. Aber er konnte nicht einschlafen. Nach einer Weile stand er wieder auf, zog sich an und ging in die Mansarde hinauf. Das Haus war sehr alt und besaß noch einen richtigen Speicher, in den man mittels einer Leiter gelangte. Früher hatte sogar eine Treppe hinaufgeführt, doch als damals die Landefläche auf dem Dach installiert wurde, hatte man sie abgerissen.

Nur die Mansarde war noch da, und sie gehörte Johnnie ganz allein. Sein Zimmer wurde ab und zu von seiner Mutter »aufgeräumt«, obwohl er es lieber selbst getan hätte. Wenn Mutter aufräumte, konnten fürchterliche Dinge geschehen. Papiere gingen verloren, oder Mutter las seine Briefe.

So hatte er seine ganz privaten Sachen in die Mansarde geschleppt. Hier hinauf kam Mutter nie – ihr wurde schwindlig, wenn sie nur eine Leiter sah. So besaß er einen winzigen, stickigen und sehr schmutzigen Raum,

der allen möglichen Zwecken diene. Vor ein paar Jahren hatte er Schlangen aufgezogen. Dann bewahrte er hier auch eine kleine Bibliothek auf, von der seine Mutter keine Ahnung hatte. Er besaß sogar ein Geheimtelefon. Dieses Telefon war der praktische Erfolg des Physikkurses, den er letztes Jahr besucht hatte, und er mußte es nicht nur vor seiner Mutter, sondern auch vor den Technikern der Telefongesellschaft geheimhalten.

Aber es funktionierte trotz seiner Behelfsmäßigkeit, und es war Johnnie sogar gelungen, einen »Warn«-Stromkreis einzubauen, wenn jemand von einem anderen Gerät des Hauses mithorchte.

Heute abend jedoch wollte er niemanden anrufen. Das Mädchenheim, in dem Betty wohnte, würde um diese Zeit keine Nachrichten mehr übermitteln. Er wollte nur alleinsein und sich ein paar Dinge ansehen, die er seit einiger Zeit nicht mehr beachtet hatte. Er tastete mit der Hand unter den Arbeitstisch und drückte einen Hebel herunter. In der bisher unscheinbar glatten Wand schob sich eine Platte zur Seite. Bücher und Papiere wurden sichtbar. Er nahm sie heraus.

Er sah auf das Notizbuch mit den dünnen Pergamentblättern – das Tagebuch seines Großvaters von der zweiten Fahrt der *Trail Blazer*. Es war mehr als hundert Jahre alt und sah dementsprechend abgegriffen aus. John Thomas hatte es schon Dutzende von Malen durchgeblättert. Er war sicher, daß sein Vater zumindest ebensooft darüber gesessen hatte.

Er überblätterte die Seiten. Sein Blick blieb auf einem Bericht hängen.

»... ein paar der Männer, besonders die Verheirateten, sind in gereizter Stimmung. Sie hätten sich die Sache vorher besser überlegen sollen. Jeder weiß nun, wie es steht. Wir brachen durch und kamen an einer Stelle heraus, die der Erde nicht gerade am nächsten liegt. Aber wen kümmert das? Schließlich wollten wir doch auf Reisen gehen ...«

John Thomas überblätterte wieder ein paar Seiten. Er kannte die ganze Geschichte der *Trail Blazer*. Sie war eines der ersten interstellaren Raumschiffe, und ihre Mannschaft war von dem gleichen Entdeckergeist beseelt wie Kolumbus. John Thomas der Achte war auf dieser Reise dabeigewesen. Als sie heimkehrten, heiratete er, bekam einen Sohn und blieb bei seiner Familie ... bis er im Herbst wieder die Zugvögel sah. Er meldete sich für die nächste Reise – von der er nie zurückkehrte.

John Thomas fand die Stelle, an der zum erstenmal von Lummo die Rede war.

»... dieser Planet hat ziemlich viel Ähnlichkeit mit unserer guten alten Erde, was nach den letzten drei Planeten eine Erleichterung ist. Die Natur hat es mit den Lebewesen dieser Welt besonders gut gemeint – an ihnen ist alles doppelt. Die Tiere besitzen mindestens acht Beine. »Mäuse«, die wie Tausendfüßler aussehen, kaninchenartige Geschöpfe mit sechs kurzen Beinpaaren und zwei riesigen Sprungbeinen. Einer dieser kleinen Kerle krabbelte mir auf den Schoß, und er macht mir so viel Spaß, daß ich ihn als Maskottchen behalten möchte. Irgendwie erinnert er mich an einen Dackel mit acht Beinen. Cristy hatte Wache. So konnte ich ihn an Bord schmuggeln, oh-

ne daß ihn mir die Biologen abnahmen.«

Der Eintrag des nächsten Tags beschäftigte sich mit ernstesten Vorfällen.

»... diesmal haben wir ins Schwarze getroffen: Zivilisation. Die Wissenschaftler sind ganz kopflos. Ich habe ein Wesen der vorherrschenden Rasse von weitem gesehen. Vielfüßig wie die Tiere ... und mir kam der Gedanke, daß unsere Erde vielleicht ähnlich ausgesehen hätte, wenn die Dinosaurier nicht ausgestorben wären.«

Und weiter:

»Anfangs fragte ich mich, was ich dem putzigen kleinen Kerl wohl zu fressen anbieten könnte. Diese Sorgen bin ich los. Er fraß alles, was ich aus der Offiziersmesse für ihn in die Kabine schmuggelte ... und dazu noch alles, was nicht niet- und nagelfest ist. Heute erwischte er meinen Füllfederhalter. Ich bin ein wenig besorgt. Die Tinte ist zwar nicht giftig, aber das Metall und der Kunststoff könnten ihm schaden. Er ist wie ein Baby – er steckt alles in den Mund.

Der kleine Kerl wird von Tag zu Tag aufgeweckter. Er versucht sich verständlich zu machen. Er winselt mich an. Dann krabbelt er mir auf den Schoß und schmeichelt. Nicht um alles in der Welt überlasse ich ihn den Biologen. Die Kerle würden ihn aufschneiden, nur um zu sehen, wie er innen aussieht. Er hat Vertrauen zu mir, und ich werde ihn nicht im Stich lassen.«

Das Tagebuch übersprang ein paar Seiten. Die *Trail Blazer* hatte einen Notstart gemacht, und Hilfssteuermann J. T. Stuart bekam alle Hände voll zu tun. John Thomas wußte, weshalb: Die so hoffnungsvoll begonne-

nen Verhandlungen mit der herrschenden Rasse waren plötzlich gescheitert – und niemand kannte den Grund.

Der Kapitän floh, um das Schiff und die Mannschaft zu retten. Sie durchbrachen von neuem die Einstein-Barriere, ohne von der Intelligenzrasse die nötigen astronomischen Daten erhalten zu haben.

John Thomas legte das Tagebuch beiseite. Er hatte so viel von LummoX gelesen, daß er ganz traurig geworden war. Er wollte schon sein Versteck wieder schließen, als sein Blick auf das kleine, handgedruckte Büchlein fiel, das sein Großvater, John Thomas Stuart der Neunte, geschrieben hatte. EINTRAGUNGEN ÜBER MEINE FAMILIE. Johns Vater hatte die Notizen ergänzt, bevor er auf die lange Reise gegangen war. Eigentlich gehörte der Band in die Bibliothek seiner Mutter, wo er neben der offiziellen Familienchronik seinen Platz hatte.

Die Aufzeichnungen begannen im Jahre 1880 mit John Thomas Stuart. Wer seine Eltern gewesen waren, wußte kein Mensch, denn das winzige Städtchen in Illinois hatte zu jener Zeit noch kein Geburtsregister geführt. Er selbst war mit vierzehn von zu Hause durchgebrannt und zur See gefahren. Er hatte sich im Chinahandel betätigt, gute und schlechte Zeiten durchgemacht und war schließlich hier »vor Anker gegangen«. Er galt als der Erbauer dieses Hauses.

John Thomas junior war nicht zur See gefahren. Statt dessen hatte er sich mit einem drachenartigen Ding namens »Aeroplan« beschäftigt und war bei den ersten Flugversuchen abgestürzt. Das war lange vor dem ersten Weltkrieg gewesen.

J. T. Stuart der Dritte war für das Vaterland gefallen. Das U-Boot, zu dessen Besatzung er gehörte, war in der Nähe der japanischen Inseln untergegangen.

John Thomas der Vierte wurde auf einem der ersten Flüge zum Mond getötet.

John Thomas der Fünfte wanderte zum Mars aus. Sein Sohn, der berühmteste aller Stuarts, war nach der Großen Revolution der erste Gouverneur des Mars gewesen. John Thomas überblätterte die Seite schnell. Es war nicht angenehm, von jedermann auf seinen berühmten Vorfahren hingewiesen zu werden. Johnnie fragte sich, was aus seinem Urururgroßvater geworden wäre, wenn die Revolution nicht geklappt hätte ... Hätte man ihn gehängt, anstatt ihm Statuen zu errichten?

Johnnies Großvater hatte in einem großen Teil des Buchs versucht, das Geschick des folgenden John Thomas zu klären. Der Sohn des Gouverneurs war kein Held gewesen. Er hatte die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens in der Strafkolonie von Triton verbracht. Seine Frau war mit ihrem Sohn auf die Erde zurückgekehrt und hatte ihren Mädchennamen wieder angenommen.

Doch an dem Tage, an dem er volljährig wurde, ging dieser Sohn stolz auf das Gericht und änderte seinen Namen von Carlton Gimmidge in John Thomas Stuart um. John Thomas Stuart der Achte. Er war es, der Lummox mitgebracht hatte, und er hatte auch den alten Familiensitz der Stuarts zurückgekauft. Offenbar hatte er seinem Sohn erzählt, daß John Thomas Stuart der Siebte zu Unrecht verurteilt worden war. Denn John Thomas der Neunte stellte gründliche Nachforschungen an.

Der Bericht ergab, daß John Thomas der Neunte für sich selbst auch einen Anwalt gebraucht hätte. Er war nie wieder in den Raum hinausgegangen, aber Johnnie wußte, daß dies nicht freiwillig geschehen war. Und das alles nur, weil sein Großvater nicht gegen seinen Kapitän aussagen wollte. Sein Vater hatte ihn immer als glänzendes Beispiel hingestellt: »Johnnie, es wäre mir lieber, wenn du deinen Freunden die Treue hieltest. Die Brust voller Orden ist nicht viel wert, wenn der Mensch im Innern schlecht ist.«

Johnnie hatte nach dem Tod seines Großvaters versucht, von seinem Vater Genaueres über die Vorfälle zu erfahren. Aber sein Vater hatte keine direkte Antwort gegeben: »Dein Großvater war romantisch und sentimental wie alle Stuarts. Das liegt uns so im Blut. Kaum genug Geschäftssinn, um unser eigenes Scheckbuch in Ordnung halten zu können.« Er hatte an seiner Pfeife gezogen und hinzugefügt: »Aber dafür haben wir mehr vom Leben.«

Johnnie legte die Bücher weg. Die Geschichten über seine Vorfahren hatten ihm das Herz nicht erleichtert. Er mußte immerzu an Lummox denken. Plötzlich leuchtete das Signallicht am Telefon auf. Er nahm hastig den Hörer, bevor das Lichtzeichen in ein Klingelsignal übergehen konnte. »Ja?«

»Bist du es, Johnnie?«

»Ja, aber ich kann dich nicht sehen, Betty. Ich bin in der Mansarde.«

»Ich habe den Sichtschirm noch nicht eingeschaltet. Außerdem ist es im Gang stockdunkel, weil niemand

wissen darf, daß ich um die Zeit noch telefoniere. Hört die Kommandantin mit?«

Johnnie sah auf das Warnlicht. Es blinkte nicht.

»Nein.«

»Ich fasse mich kurz. Meine Spione berichten, daß Diakon Dreiser endlich den Segen der Regierung bekommen hat, Lummo zu töten.«

»Nein!«

»Ja. Was machen wir jetzt? Wir können nicht einfach zusehen.«

»Äh, ich habe etwas unternommen.«

»Hoffentlich keine Dummheit. Wenn man dich einen Tag alleinläßt ...«

»Nun, ein gewisser Mister Perkins ...«

»Perkins? Doch nicht der Perkins, der heute mit Richter O'Farrell zusammentraf?«

»Ja. Woher weißt du denn das?«

»Verlieren wir keine Zeit mit Erklärungen. Ich bin eben informiert. Erzähl weiter.«

Johnnie gab einen verwirrten Bericht des Vorgefallenen. Betty hörte ohne Kommentar zu. Das machte ihn stutzig, und er begann sich mit Argumenten zu verteidigen, die eigentlich eher die Ansicht seiner Mutter wiedergaben. »So war die Sache«, schloß er ein wenig hilflos.

»Du hast ihn also weggeschickt? Gut. Und jetzt kommt unser nächster Schritt. Was das Museum kann, können wir schon lange. Wir müssen nur den alten O'Farrell ...«

»Betty, du verstehst mich nicht. Ich habe Lummo

verkauft.«

»Was? *Verkauft?*«

»Aber ich mußte doch. Wenn ich es nicht getan hätte ...«

»*Du hast LummoX verkauft?*«.

»Betty, es war ...«

Aber sie hatte schon aufgelegt.

Er stützte den Kopf auf die Arme und wünschte, er wäre tot. Betty hatte recht. Das war das Schlimme. Er hatte sich zu etwas überreden lassen, von dem er die ganze Zeit über wußte, daß es *falsch* war.

Betty hätte sich nicht täuschen lassen. Vielleicht hätte sie auch nicht gewußt, wie sie LummoX retten konnte – aber sie hätte sich nie so wie er ins Bockshorn jagen lassen.

Er saß da, wütend auf sich selbst, und wußte nicht, was er tun sollte. Je länger er nachdachte, desto wütender wurde er. Er hatte geglaubt, logisch und vernünftig zu handeln.

Zum Teufel mit Vernunft und Logik! Keiner seiner Vorfahren hatte vernünftig und logisch gehandelt.

Er brauchte nur an seinen Urururgroßvater zu denken. Dem hatte etwas nicht gepaßt, und er stürzte einen ganzen Planeten in Unordnung, bis nach sieben Jahren des Kampfes alles so war, wie es ihm gefiel. Sicher, man nannte ihn heute einen Helden ... aber starten logisch denkende, vernünftige Menschen je eine Revolution?

Hätte ein einziger seiner Vorfahren Lummie verkauft? Sein Großvater hätte das Gerichtsgebäude in die Luft gesprengt. Wenn Großvater hier wäre, würde er Lummie mit einem Gewehr in der Hand bewachen.

Keinen Cent von Perkins' dreckigem Geld würde er anrühren.

Aber was sollte er *tun*?

Zum Mars gehen? Unter dem Lafayette-Gesetz war er Staatsbürger des Mars und konnte Anspruch auf ein Stück Land erheben. Aber wie konnte er LummoX mitnehmen?

Er dachte immer noch zu logisch. Mit Logik würde er nicht viel weiterkommen.

Schließlich kam ihm eine Idee. Sie hatte den Vorteil, daß sie völlig unvernünftig und unlogisch war.

9

Er ging leise in den Flur hinunter und horchte an der Schlafzimmertür seiner Mutter. Eine rein instinktive Handlung, denn er wußte, daß ihr Raum schalldicht war. Dann schlich er in sein eigenes Zimmer und traf die nötigen Vorbereitungen. Er zog seine Campingausrüstung und feste Bergstiefel an. Seinen Schlafsack verstaute er in der Manteltasche. Dann zählte er sein Geld und fluchte leise. Nun, da konnte man auch nichts machen ... Er ging nach unten, als ihm noch etwas Wichtiges einfiel.

»Liebe Mutter«, schrieb er auf einen Zettel, »sage bitte Mister Perkins, daß ich den Verkauf rückgängig mache. Du kannst mein Schulgeld zur Begleichung der Schadenersatzansprüche hernehmen. Lum und ich gehen fort. Sucht uns bitte nicht, es hätte keinen Zweck. Sei mir nicht böse, ich tue, was ich tun muß.«

Er sah auf den Zettel, fand, daß er alles Nötige ge-

schrieben hatte, und legte ihn auf seinen Tisch.

Der Brief an Betty mißlang ihm völlig. Er machte noch einen zweiten Versuch, doch dann gab er es auf. Vielleicht konnte er ihr später schreiben.

Aus der Speisekammer holte er Büchsen und Pakete, die er in einen Sack stopfte. Schließlich ging er schwerbeladen zu LummoX hinaus.

Sein Freund schlief. Das Wachauge erkannte ihn. LummoX rührte sich nicht. John Thomas holte aus und versetzte ihm einen Schlag mit dem Vorrätesack. »Lum! Aufwachen!«

Das Tier öffnete seine anderen Augen, gähnte herzhaft und piepste: »Hallo, Johnnie!«

»Komm, wach auf. Wir machen einen Spaziergang.«

LummoX erhob sich und streckte die Beine. »Schön.«

»Mach mir einen Sattel – und sieh zu, daß du dieses Zeug auch noch unterbringen kannst.« Johnnie hielt den Sack mit den Vorräten hoch. LummoX gehorchte ohne Widerrede. Ein paar Minuten später befanden sie sich auf der Straße vor dem Stuartschen Haus.

*

John Thomas wußte, daß es beinahe unmöglich war, LummoX zu verstecken. Er würde überall auffallen. Und doch war sein Plan, LummoX in der Nähe von Westville zu verstecken, gar nicht so abwegig.

Westville lag in einem Gebirgstal, das nach einer Seite hin offen war. Direkt im Westen ragte die Gebirgskette in den Himmel. Ein paar Meilen hinter der Stadt begann

eines jener wilden Gebiete, die sich seit den Zeiten der Indianer kaum verändert hatten. Jedes Jahr im Herbst wurden hier die größten Jagden des Landes veranstaltet.

Wenn er LummoX ungesehen dorthin bringen konnte, dann würde man ihn kaum finden – bis ihm die Nahrungsvorräte ausgingen. Vielleicht konnte er sich von Früchten und Kaninchen ernähren ... Oder er ging in die Stadt zurück und sagte den Leuten erst, wo Lummie war, wenn sie ihm versprachen, ihn nicht zu töten. Aber darüber konnte er später nachdenken. Zunächst war es wichtig, Lummie vor Dreiser zu verstecken.

John Thomas hätte mit LummoX auch querfeldein marschieren können, denn der Freund war auf das Straßenpflaster ebensowenig angewiesen wie ein Panzer. Allerdings hinterließ er auch Spuren wie ein Panzer. Und das bewog Johnnie, auf der Teerstraße zu bleiben.

Johnnie hatte schon eine Möglichkeit im Auge. Vor Jahrhunderten hatte südlich von Westville eine Transkontinentalautobahn vorbeigeführt, die in die Berge ging. Sie wurde schon lange nicht mehr benutzt, da man durch den Fels einen Tunnel gesprengt hatte, um den Weg abzukürzen. Aber sie existierte noch, wenn auch gesprungen und an manchen Stellen überwuchert. Er führte LummoX auf Umwegen nach Westen und blieb da stehen, wo der erste Tunnel in den Berg führte. Hier zweigte die alte Straße ab. John Thomas stieg ab, schärfte LummoX ein, sich auf keinen Fall zu rühren, und suchte die Wegstrecke vor sich ab.

John Thomas fand, was er gesucht hatte: eine Teerdecke, die Lummies tiefen Fußindrücken gewachsen

sein würde. Er kehrte um und erwischte LummoX, als er gerade friedlich einen Wegweiser fraß. Er schimpfte und wollte ihm zur Strafe den Rest abnehmen, doch dann fiel ihm ein, daß es besser sei, die Spur restlos zu vertilgen.

Als sie sich erst auf der alten Straße befanden, entspannte sich John Thomas ein wenig. Anfangs war die Straße noch in gutem Zustand, da sie für den Zubringerverkehr benutzt wurde. Doch zu dieser Stunde war keine Menschenseele zu sehen.

Die Straße schlängelte sich durch den Canon und führte auf eine Tafelebene hinaus. Plötzlich versperrte ihnen ein Zaun den Weg. GESPERRT FÜR FAHRZEUGE ALLER ART stand auf einem Schild zu lesen. Johnnie stieg ab und untersuchte den Zaun. Er bestand aus zwei in Brusthöhe angebrachten Querbalken, die von ein paar Längspfosten abgestützt wurden.

»Lummie, kannst du hier durchkommen, ohne etwas zu streifen?«

»Klar, Johnnie.«

»Gut. Aber langsam. Du darfst nichts umwerfen.«

»O. K. Johnnie.«

LummoX zog ein Beinpaar nach dem anderen ein und glitt über das Hindernis.

Johnnie kletterte unter dem Balken durch und sah seinen Freund bewundernd an. »Ich wußte gar nicht, daß du das kannst«, meinte er erstaunt.

»Ich auch nicht, Johnnie.«

Der Weg wurde schlecht. Johnnie band den Vorrätesack und sich selbst mit einem Strick fest. »Also, Johnnie, jetzt ein bißchen schneller. Aber nicht galoppieren!

Du weißt, da wird mir schlecht.«

»Halt dich fest, Johnnie!« LummoX zockelnder Gang wurde schneller. John Thomas merkte erst jetzt, wie müde er war. Jetzt, da sie sich einigermaßen in Sicherheit befanden, spürte er erst die bleierne Schwere in den Gliedern. Er lehnte sich zurück, und LummoX baute ihm eine Rückenlehne. Das gleichmäßige Schaukeln und das rhythmische Stampfen der Beine trugen dazu bei, daß er sofort einschlief.

LummoX bewegte sich sicher über die gesprungene Betondecke. Er stellte seine Augen auf Nachtsicht ein und ging so leise wie möglich, um Johnnie nicht zu wecken. Aber mit der Zeit wurde ihm das Gehen langweilig, und er beschloß, auch ein kleines Nickerchen zu machen. Während der Tage in der Stadt hatte er kaum geschlafen. Immer hatte so ein Menschlein etwas mit ihm vor, und Johnnie war weit fort. So stellte er jetzt sein Wachauge ein, schloß die anderen Augen und verlagerte seine Denktätigkeit auf das Kleinhirn. Während LummoX selbst schlief, bewegten sich seine Beine gleichmäßig weiter.

John Thomas erwachte, als die Sterne in der Morgendämmerung verblaßten. Er fröstelte. Seine Muskeln waren steif. Um ihn türmten sich die Berge, und der Weg fiel an einer Seite steil ab. Mit einem Ruck setzte er sich auf. »Hallo, Lummie!«

Keine Antwort. Er rief noch einmal. Diesmal kam Lummies schläfrige Stimme: »Was ist denn los, John?«

»Du hast geschlafen«, erklärte John Thomas vorwurfsvoll.

»Du hast es mir nicht verboten, Johnnie.«

»Nun ... schon gut. Sind wir noch auf der gleichen Straße?«

Lummox befragte sein Kleinhirn. »Sicher. Wolltest du auf einen anderen Weg?«

»Nein. Aber wir müssen uns bald in die Büsche schlagen. Es wird hell.«

»Warum?«

John Thomas wußte nicht, wie er diese Frage beantworten wollte. Er konnte doch Lummox nicht sagen, daß er zum Tode verurteilt war und sich verstecken mußte. »Wir müssen einfach, das ist alles. Aber geh nur weiter. Ich sage dir rechtzeitig Bescheid.«

Der Strom lief jetzt neben der Straße her. Sie kamen an eine Stelle, wo sich das Flußbett in eine Geröllebene ausweitete. Nur dünn und kraftlos zwängte sich ein dünnes Rinnsal über die Felsen. »Halt!« rief Johnnie.

»Frühstück?« fragte Lummox.

»Noch nicht. Siehst du die Felsen dort drüben?«

»Ja.«

»Dorthin gehen wir. Aber paß auf, daß du nicht auf lockere Felsen trittst. Verstanden? Und bleib dem Schlamm fern.«

»Ich darf also keine Spuren hinterlassen?« fragte Lummox.

»Richtig. Wenn jemand die Spuren sieht und uns entdeckt, müssen wir wieder in die Stadt. Verstanden?«

»Ja, Johnnie.«

Lummox verhielt sich mustergültig. »Schön. Und jetzt stromaufwärts. Nur auf die Felsen treten!« Sie fanden eine Stelle, an der sie den Fluß überqueren konnten und

folgten dem Wasserlauf auf der anderen Seite. Bald bog er von der Straße ab. Sie befanden sich mitten in einem unberührten Gebiet.

Es war hell geworden. Johnnie hatte Angst, daß man sie von einem Flugzeug aus sehen könnte, wenn er auch nicht glaubte, daß man ihre Flucht jetzt schon entdeckt hatte. Ein Fichtenwäldchen kam bis an den Fluß heran. Es schien dicht genug zu sein. Und selbst wenn es LummoX nicht ganz verdeckte, so würde er doch von oben wie ein riesiger Felsblock wirken.

»In den Wald, Lummie«, befahl Johnnie. »Aber, daß das Ufer nicht einbricht!«

Sie hielten in dem Wäldchen an. Johnnie stieg ab. LummoX holte sich einen Fichtenzweig und kaute ihn. Das erinnerte John Thomas daran, daß er schon seit einiger Zeit nichts mehr gegessen hatte. Doch er war zum Umfallen müde. Er mußte einfach schlafen.

Doch was würde Lummie anstellen? »LummoX! Schlafen wir nicht noch ein bißchen vor dem Frühstück?«

»Warum?«

»Weißt du, Johnnie ist entsetzlich müde. Du legst dich hierher, und ich nehme meinen Schlafsack und lege mich daneben. Wenn wir aufwachen, frühstücken wir.«

»Ich darf also nicht essen, bis du aufwachst?«

»Genau.«

»Hm ... schön«, meinte LummoX bedauernd.

John Thomas holte seinen Schlafsack heraus, schaltete den Thermostaten ein und blies die Matratze auf. Dann zog er sich schnell aus und knöpfte den Sack bis zum Hals zu. »Gute Nacht, Lummie.«

»Gute Nacht, Johnnie.«

*

Mister Kiku schlief schlecht und wachte schon früh auf. Er frühstückte, ohne seine Frau zu stören, und betrat das Ministerium zu einem Zeitpunkt, zu dem sich das Nachtpersonal gerade gähmend auf den Heimweg machte. Beide Hände auf die Schreibtischplatte gestützt, versuchte er nachzudenken.

Irgend etwas Unangenehmes hatte ihn nachts im Unterbewußtsein verfolgt – das Gefühl, als habe er etwas Bedeutendes übersehen. Mister Kiku gab viel auf unterbewußte Gefühle.

Was hatte der junge Greenberg erzählt? Daß die Rargyllier glaubten, ein einziges Raumschiff der Hroshii stellten eine ernsthafte Gefahr für die ganze Erde dar? Mister Kiku hatte es für einen plumpen Trick des Schlangenkerls gehalten. Nicht daß es von Bedeutung war ... die Verhandlungen gingen ihrem Ende zu und man mußte nur noch versuchen, ständige diplomatische Beziehungen mit den Hroshii anzuknüpfen.

Sein Unterbewußtsein dachte anders.

Er beugte sich zum Kommunikator hinunter: »Hier Kiku. Rufen Sie im Hotel Universal an. Ein Doktor Ftäml von Rargyll wohnt dort. Sobald er sein Frühstück bestellt, soll man ihm mitteilen, daß ich ihn sprechen möchte. Nein, nicht wecken, ich gönne jedem Menschen seine wohlverdiente Ruhe.«

Nachdem er alles getan hatte, was er im Augenblick

tun konnte, machte er sich daran, in seinem Eingangskorb aufzuräumen.

Zum erstenmal seit einigen Tagen leerte sich sein Eingangskorb völlig. Im Haus begannen sich die Fernsprecher zu regen. Plötzlich flammte ein rotes Licht auf.

»Hier Kiku.«

»Sir«, sagte jemand aufgeregt, »was diesen Anruf ins Hotel Universal betrifft – Doktor Ftäml hat kein Frühstück bestellt.«

»Schläft vielleicht länger. Ist sein gutes Recht.«

»Nein, Sir. Ich wollte sagen, er hat kein Frühstück genommen und ist gleich zum Raumhafen gefahren.«

»Wann?«

»Vor fünf bis zehn Minuten.«

»Gut. Rufen Sie am Raumhafen an und geben Sie Befehl, sein Schiff nicht starten zu lassen. Machen Sie den Brüdern klar, daß es sich um eine wichtige Angelegenheit handelt. Dann versuchen Sie Doktor Ftäml zu erreichen. Bitten Sie ihn, auf mich zu warten.«

»Jawohl, Sir.«

Mister Kiku unterbrach die Verbindung und rief die Hubschrauberzentrale an. »Hier Kiku. Ich muß sofort zum Raumhafen. Verschaffen Sie mir eine Polizeieskorte. Und beeilen Sie sich.«

»Jawohl, Sir!«

Mister Kiku sagte nur noch seinem Sekretär, wohin er ging. Dann fuhr er in seinem Privatlift zum Dach.

Doktor Ftäml schlenderte auf und ab. Mister Kiku verbeugte sich vor ihm. »Guten Morgen, Doktor. Ich bin Ihnen wirklich dankbar, daß Sie auf mich gewartet ha-

ben.«

»Ich fühle mich geehrt, Sir, von einer Persönlichkeit Ihres Ranges ...« Er schüttelte sich, was sowohl Überraschung als auch Freude ausdrücken sollte.

»Ich werde Sie nicht lange aufhalten. Leider wußte ich nicht, daß Sie die Absicht hatten, abzufliegen.«

»Meine Schuld, Herr Staatssekretär. Ich wollte ein wenig hinauffliegen und erst heute nachmittag wieder herunterkommen.«

»Gut. Morgen bin ich vielleicht in der Lage, eine annehmbare Lösung des Problems vorzuschlagen.«

Ftäml war ehrlich überrascht. »Erfolg gehabt?«

»Hoffentlich. Die Daten, die Sie uns gestern verschafften, ergaben einen neuen Anhaltspunkt.«

»Soll ich das dahingehend verstehen, daß Sie die Vermißte *gefunden* haben?«

»Wahrscheinlich. Kennen Sie die Geschichte vom häßlichen Entlein?«

»Häßliches Entlein?« Der Rargyllier schien im Geiste alle ihm bekannten Vergleiche durchzugehen. »Ja, ich kenne das Idiom.«

»Mister Greenberg hat sich auf die Suche nach ihm begeben. Und wenn es sich als der Schwan herausstellen sollte ...« Unbewußt ahmte Kiku das Körperzucken des Ragylliers nach.

Doktor Ftäml schien es noch nicht glauben zu können. »Kann es denn der Schwan sein, Mister Kiku?«

»Wir werden sehen. Unsere Logik sagt, daß er es sein muß, während unser Gefühl sich dagegen sträubt.«

»Hm ... und darf ich das meinen Auftraggebern be-

richten?«

»Warten wir lieber, bis uns Mister Greenberg Bescheid gibt. Er stellt an Ort und Stelle Nachforschungen an. Kann ich Sie über den Raumaufklärer erreichen?«

»Gewiß, Sir.«

»Sie machten gestern eine seltsame Bemerkung Mister Greenberg gegenüber. Irgend etwas, daß die Erde ›zerstäubt‹ würde.«

Einen Augenblick schwieg der Rargyllier. Als er wieder sprach, hatte er das Thema gewechselt. »Sir, weshalb muß man annehmen, daß Ihr ›häßliches Entlein‹ der gesuchte ›Schwan‹ ist?«

»Ein terranisches Schiff besuchte zu einem uns bekannten Zeitpunkt einen fremden Planeten. Die Daten, die Sie uns gestern gaben, stimmen mit diesem Zeitpunkt überein. Wir kennen die Koordinaten nicht. Deshalb kann es gut möglich sein, daß wir noch nie mit den Hros-hii in Berührung kamen. Ein Lebewesen wurde mitgebracht. Es ist nach hundertzwanzig Jahren immer noch am Leben. Mister Greenberg will es holen, damit Ihre Auftraggeber es identifizieren können.«

»Das muß sie sein«, sagte Doktor Ftäml leise. »Ich kann es noch nicht glauben.« Er fuhr fröhlich fort: »Sir, wissen Sie, daß Sie mich zu einem glücklichen Menschen machen?«

»Wirklich?«

»Ja. Und jetzt darf ich auch frei sprechen.«

»Soweit es uns betraf, durften Sie immer frei sprechen, Doktor. Ich weiß allerdings nicht, welche Instruktionen Sie von Ihren Auftraggebern hatten.«

»Sie haben mir keine Schweigepflicht auferlegt. Aber ... Sir, Sie wissen, daß sich die Sitten eines Volkes in seiner Sprache ausdrücken?«

»Ich kam schon manchmal zu diesem Schluß«, erklärte Mister Kiku trocken.

»Sicher. Würden Sie mit einem Freund, der todkrank im Spital liegt, über seine Krankheit sprechen?«

»Nein. Höchstens wenn er selbst das Gespräch darauf brächte.«

»Genau! Ich mußte mich an die Sitten Ihres Volkes halten, als ich mit Ihnen und Mister Greenberg sprach.«

»Doktor Ftäml«, sagte Kiku langsam, »sprechen wir offen miteinander. Soll ich Ihre Worte so auffassen, daß dieses fremde Schiff unseren gut verteidigten Planeten zerstören könnte?«

»Ich will offen sein, Sir. Wären die Hroshii zu dem Schluß gekommen, daß ihre Hroshia durch die Schuld der Erde oder eines ihrer Bewohner gestorben wäre, wäre die Erde zerstört worden.«

»Von einem einzigen Schiff?«

»Ja.«

Mister Kiku schüttelte den Kopf. »Doktor, ich bin davon überzeugt, daß Sie wissen, was Sie sagen. Aber Sie kennen unsere Verteidigungsmaßnahmen nicht.«

Doktor Ftäml schüttelte ernst den Kopf. »Ich glaube, daß die stärksten Redewendungen aller Sprachen, die ich beherrsche, nicht ausreichen, um Sie zu überzeugen. Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß eine Auflehnung gegen die Hroshii zwecklos ist. Es wäre, als wollten Sie Steine gegen ein modernes Kriegsschiff werfen.«

»Wir werden sehen. Oder glücklicherweise, wir werden nicht sehen. Ich habe eine Abscheu vor Waffen, Doktor. Sie sind die letzte Zuflucht, wenn die Diplomatie versagt. Haben Sie mit den Hroshii von der Bereitschaft der Konföderation gesprochen, sie in ihrem Bund aufzunehmen?«

»Ich hatte große Schwierigkeiten, ihnen Ihr Angebot zu unterbreiten.«

»Sind sie so kriegerisch?«

»Aber nein, ganz im Gegenteil. Wie kann ich es bildhaft ausdrücken? Sind Sie kriegerisch, wenn Sie eine Fliege töten? Nach Ihren Normen sind die Hroshii praktisch unsterblich. Sie sind so unverletzbar, daß sie auf die anderen Völker wie aus einer Art Olymp herabschauen. Sie sehen auch nicht, weshalb sie in diplomatische Beziehungen mit einer geringeren Rasse treten sollen. Deshalb haben sie Ihr Angebot auch nicht ernst genommen, obwohl ich mir alle Mühe gab.«

»Sie scheinen überheblich zu sein.«

»Nein, Sir. Sie schätzen Ihre und meine Rasse sehr richtig ein. Sie wissen, daß ein Volk mit Sternenschiffen zumindest die Anfangsgründe der Physik beherrscht. Sie wissen auch, daß Sie sich aus diesem Grund für mächtig halten. Aus diesem Grund beabsichtigen sie auch, eine Demonstration ihrer Macht zu geben, um euch zur schnelleren Herausgabe ihrer Hroshia zu bewegen.«

»Hm ... und wie soll diese Demonstration aussehen?«

»Sie wollen die Oberfläche Ihres Satelliten leicht berühren und eine Spur von etwa tausend Meilen Länge einbrennen. Deshalb wollte ich heute morgen noch einmal mit ihnen sprechen – um sie umzustimmen.«

»Das beeindruckt mich nicht. Wir könnten das gleiche tun.«

»Mit einem Schiff? Innerhalb von ein paar Sekunden?«

»Und Sie glauben, daß die Hroshii das können?«

»Ich weiß es, Herr Staatssekretär.«

Mister Kiku zögerte. Einerseits war er gespannt auf die Demonstration. Andererseits würde es schwierig sein, Luna schnell zu evakuieren. »Haben Sie ihnen gesagt, daß unser Mond bewohnt ist?«

»Ihre Hroshia befindet sich nicht dort. Etwas anderes interessiert sie nicht.«

»Hm ... vermutlich. Sagen Sie, Doktor, könnten Sie den Hroshii erstens ausrichten, daß wir im Begriff sind, ihre Hroshia zu finden, und daß sie sich zweitens möglicherweise auf dem Mond aufhält.«

Der Rargyllier ahmte ein breites menschliches Grinsen nach. »Sir, ich beglückwünsche Sie, und ich freue mich, diese Nachricht übermitteln zu dürfen. Ich bin sicher, daß die Demonstration ausfallen wird.«

»Gesundheit, Doktor. Ich werde in Kontakt mit Ihnen bleiben.«

»Gesundheit, Sir.«

Auf dem Rückweg merkte Mister Kiku, daß er sich auch keinen Moment lang in Gegenwart des Medusoiden unbehaglich gefühlt hatte ... der Kerl war sogar recht nett. Man konnte Doktor Morgan nur weiterempfehlen.

Sein Arbeitstisch war voll wie immer. Aber er fühlte sich stark und fröhlich. Am Spätnachmittag rief ihn Greenberg an.

»Boß?« begann Greenberg.

»Ja – was ist denn, Sergei? Sie wirken ja ganz aufgelöst.«

»Ich überlege mir gerade, ob mir der Posten eines Soldaten in der Weltenlegion gefallen würde.«

»Ohne Umschweife – was ist los?«

»Der Vogel ist ausgeflogen.«

»Wohin?«

»Wenn ich das nur wüßte. Höchstwahrscheinlich in ein Wildreservat westlich der Stadt.«

»Und warum verschwenden Sie eigentlich Ihre Zeit? Suchen Sie ihn dort.«

Greenberg seufzte. »Auf die Antwort habe ich gewartet. Wissen Sie, wie die Landschaft aussieht? Berge, Wälder, keine Wege – und das alles über eine riesige Fläche verteilt. Der Polizeichef ist mit all seinen Leuten, ein paar hundert Freiwilligen und den Hilfssheriffs des halben Staates unterwegs. Er hat eine Belohnung für den ausgesetzt, der das Biest tötet.«

»Was?«

»Sie haben richtig gehört. Ihre Unterschrift kam durch, die Aufhebung leider nicht ... ich weiß auch nicht, wo der Fehler liegt. Aber der Polizeichef ist eine kleine Beamtenseele. Er deutet auf den Befehl und gibt um keinen Deut nach. Nicht einmal über Polizeifunk ließ er mich telefonieren.«

»Und was wollen Sie dagegen unternehmen?«

»Was soll ich? Ich rief den Bürgermeister an – nicht in der Stadt. Und den Gouverneur – hat große Sitzung und darf nicht gestört werden. Den Forstaufseher – der scheint mit von der Partie zu sein, um sich die Belohnung nicht

entgehen zu lassen. Sobald ich auflege, werde ich den Polizeichef mit häßlichen Mitteln zwingen, mir nachzugeben.«

»Das hätten Sie jetzt schon tun können.«

»Nur keine Übereile. Ich wollte, daß Sie ein bißchen Dampf dahintersetzen. Ich flehe um Hilfe.«

»Sie werden sie bekommen.«

»Nicht nur, um die Lokalbonznen auf die Beine zu bringen. Stellen Sie sich vor – eine Riesenfläche unwegsamen Gebiets ... das bedeutet Schiffe, Schiffe und nochmals Schiffe, Sir. Das ist keine Sache für mich. Ich gehe in die Weltenlegion.«

»Ich komme mit«, erklärte Kiku düster. »Also los, machen wir weiter.«

Mister Kiku legte auf und setzte alle Hebel in Bewegung.

10

Als John Thomas erwachte, wußte er erst nicht, wo er sich befand. Er fühlte sich ausgeruht. Allmählich kamen ihm die Ereignisse der vorangegangenen Tage wieder ins Bewußtsein. Er setzte sich auf. Die Sonne stand hoch. Lummo lag neben ihm. »Hallo, Lummie.«

»Hallo, Johnnie. Du hast lange geschlafen. Du warst unruhig.«

»Wirklich?« Er schälte sich aus dem Schlafsack und zog sich an. Als er sich zu Lummo wandte, blieb er plötzlich stehen: »Was ist denn *das*?«

Neben Lummies Schnauze lag ein zerschmetterter Grislybär ... ein männliches Tier, das bestimmt an die

sechs Zentner wog. LummoX war Johnnies Blicken gefolgt. »Ach so, das ...«, sagte er gelangweilt. »Mein Frühstück.«

John Thomas schüttelte sich. »Wo hast du ihn gefangen?«

»Er wollte deinen Schlafsack aufmachen, da habe ich ihn mir geschnappt.«

»Danke.« John Thomas warf noch einen Blick auf den Bären und öffnete dann seinen Vorratssack. Er wählte eine Büchse mit Schinken und Rühreiern aus, drehte den Deckel ab und wartete, bis sie heiß wurde.

LummoX betrachtete das als ein Zeichen und frühstückte ebenfalls – zuerst den Bären, dann ein paar kleinere Fichten und einen halben Zentner Kieselsteine, und als Leckerbissen die leere Schinkenbüchse. Anschließend gingen sie zum Fluß, wo sie tranken. Johnnie wusch sich Gesicht und Hände.

»Was machen wir jetzt, Johnnie?« fragte LummoX unternehmungslustig. »Gehen wir spazieren? Vielleicht fangen wir noch einen Bären?«

»Nein.« Johnnie schüttelte den Kopf. »Wir gehen in den Wald zurück und warten, bis es dunkel wird. Du mußt wieder so tun, als wärst du ein Felsen.« Sie kletterten über die Uferböschung. »Leg dich hin«, befahl John Thomas, »ich möchte mir einmal deine Beulen ansehen.«

LummoX beugte sich so herunter, daß John Thomas die Anschwellungen mühelos untersuchen konnte. John machte sich Sorgen um seinen Freund. Die Tumore waren noch gewachsen und wucherten knollenartig. Die Haut über ihnen war nur noch lederdünn. Johnnie strich sanft darüber. LummoX zuckte zusammen.

»Ist die Haut so empfindlich?« fragte Johnnie.

»Ach was – sie juckt«, erklärte LummoX. Er ging auf den nächsten großen Baum zu und rieb die Beule dagegen.

»Vorsicht!« rief Johnnie. »Willst du wohl aufhören? Du kannst dich verletzen.«

»Aber es juckt doch so«, beschwerte sich LummoX.

John Thomas lief zu ihm hinüber. Er mußte streng bleiben. Aber als er seinen Freund erreichte, war die eine Beule schon geplatzt. Johnnie sah LummoX entsetzt an.

Etwas Dunkles, Nasses schlängelte sich hervor ... Einen Augenblick hatte Johnnie das Gefühl, daß sich ein riesiger Wurm ins Freie fraß. Schuldbewußt dachte er daran, daß er LummoX gezwungen hatte, den weiten Weg in die Berge zu machen. Ein todkrankes Tier!

LummoX seufzte und streckte sich. »So ist es besser«, meinte er behaglich.

»LummoX? Hast du keine Schmerzen?«

»Aber weshalb denn?«

»Nun – *das* da!«

»Was?« LummoX sah sich um. Das seltsame Gebilde beugte sich nach vorn, und er betrachtete es. »Ach, das ...« Damit war die Sache für ihn erledigt.

Das Ende des Gebildes öffnete sich wie eine Blume – und dann erkannte Johnnie, was es war.

LummoX hatte einen Arm bekommen.

Der Arm trocknete schnell, wurde heller und schien sich zu verfestigen. LummoX hatte noch keine Gewalt darüber, aber John Thomas konnte seine endgültige Form schon erkennen. Er hatte zwei Ellbogen und an jedem

Ende einen Daumen. Fünf Zeigefinger und ein langer beweglicher Mittelfinger vervollständigten die Hand.

Lummox schien sich des Wunders gar nicht bewußt zu sein.

»Laß mich mal die andere Beule untersuchen«, erklärte John Thomas. Als er sie berührte, zuckte Lummox wieder zusammen. »Halt still!« befahl Johnnie.

»Aber ich muß es doch kratzen.«

»Du willst wohl dein Leben lang mit lahmen Armen herumlaufen, was?« Johnnie holte sein Taschenmesser und ritzte den Mittelpunkt der Schwellung. Der rechte Arm schnellte John Thomas beinahe ins Gesicht.

»Danke, Johnnie.«

»Bitte, bitte.« Er steckte das Messer wieder ein und starrte die neugeborenen Arme nachdenklich an.

Irgendwie wußte er, daß das eine Menge ändern würde. Lummox würde nicht mehr so viel Pflege brauchen. Andererseits konnte er an Dinge gelangen, die früher vor ihm verschont geblieben waren.

Und doch hatte er das Gefühl, daß das alles nur Nebenwirkungen waren. Was war es nur?

Auf alle Fälle änderte das nichts an der Sache, daß sie sich vor Polizeichef Dreiser verstecken mußten. Er suchte den Himmel nach eventuellen Raumschiffen ab. »Lum ...«

»Ja, Johnnie?«

»Zieh deine Beine ein. Du mußt wieder Fels spielen.«

»Och, gehen wir doch lieber spazieren«, maulte Lummox.

»Erst heute nacht. Du mußt durchhalten, bis es dunkel wird.«

»Och, Johnnie.«

»Sieh mal, du willst doch nicht wieder in die Stadt, oder? Also gut, dann hör zu meckern auf.«

»Na ja, wenn du meinst.« Er legte sich gemütlich hin. Johnnie lehnte sich gegen ihn und dachte nach.

Vielleicht könnten er und LummoX auf dem Jahrmarkt auftreten. Oder in einem Zirkus. Das war noch besser.

Nein, nicht das Richtige für LummoX. Menschenmengen machten ihn nur nervös. Eine Farm vielleicht? Lummie war stärker als ein Traktor. Und jetzt besaß er auch noch Hände ...

Im Geiste sah er sich und LummoX inmitten von Weizenfeldern ... und Gras ... und Gemüse ... und ...

Unbemerkt war er eingeschlafen.

Ein knackendes Geräusch weckte ihn, und er wußte, daß ihn dieses Knacken schon im Schlaf verfolgt hatte. Er öffnete die Augen und sah sich um. LummoX hatte seinen Platz nicht verlassen, aber er bewegte seine Arme. Ein Wurf, ein Krachen – und eine kleine Pappel in einiger Entfernung knickte um. Ein paar andere Bäume lagen schon am Boden.

Johnnie sprang auf. »He, hör sofort auf.«

LummoX sah ihn an. »Was ist denn los, Johnnie?« fragte er gekränkt. Vor ihm lag ein Haufen Felsbrocken.

»Du sollst keine Steine gegen die Bäume werfen.«

»Aber du machst es doch auch immer, Johnnie.«

»Ja, aber bei mir knicken sie nicht gleich um. Du darfst zwar Bäume essen, aber du sollst sie nicht mutwillig umwerfen.«

»Ich wollte sie ja essen.«

»Schon gut.« John Thomas sah sich um. Die Dämmerung war hereingebrochen, und sie konnten in ein paar Minuten aufbrechen. »Na, dann hast du gleich ein vernünftiges Abendessen. Zeig mal deine Arme.« Sie waren jetzt von einem harten Panzer umgeben. Aber das Erstaunliche war, daß sie jetzt doppelt so dick wie vorher waren. Johnnie konnte die losen Hautfetzen abziehen.

Lummox verzehrte seine Pappeln schneller als Johnnie sein bescheidenes Mahl. Es war dunkel geworden. Die beiden machten sich auf den Weg.

Die zweite Nacht verlief noch ereignisloser als die erste. Je höher sie in die Berge kamen, desto kälter wurde es. Johnnie kam die Idee, die Heizung seines Schlafsacks an seiner Kleidung anzuschließen. Kurz darauf fühlte er sich warm und schläfrig. »Lum, wenn ich einschlafen sollte, weck mich bitte, sobald es hell wird.«

»O. K. Johnnie.« Lummox speicherte den Befehl für alle Fälle in seinem Kleinhirn. Die Kälte machte ihm nichts aus.

John Thomas nickte ein, wachte auf und nickte wieder ein. Lummox weckte ihn, als die ersten Lichtstrahlen über die Bergspitzen streichelten. Johnnie setzte sich auf und suchte nach einem Versteck. Er fand nichts. Felsen an einer Seite und ein Steilhang an der anderen. Die Minuten vergingen. Es wurde hell. Johnnie sah sich immer nervöser um.

Aber sie konnten nichts tun als weitergehen.

In der Ferne hörte er ein Stratoschiff, doch er konnte es nicht sehen. Er hoffte nur, daß es nicht nach ihm Ausschau hielt. Ein paar Minuten später entdeckte er am

Himmel einen Punkt. Ein Adler – redete er sich ein.

Bald mußte er jedoch erkennen, daß es sich um einen Ein-Mann-Hubschrauber handelte. »Bleib stehen, Lummo. So nahe wie möglich an die Wand. Du stellst einen Erdrutsch dar!«

»Einen Erdrutsch, Johnnie?«

»Halt den Mund und tu, was ich dir sage.« Lummo hielt den Mund. John Thomas glitt von seinem Rücken und versteckte sich hinter seinem Kopf. Er wollte warten, bis der Flieger vorbei war.

Aber der Flieger hielt über ihnen. In einem wohlbekannten Flatterstiel setzte er zur Landung an. John Thomas seufzte erleichtert auf, als er Betty erkannte. »Hallo, Lummo!« rief sie. Dann stemmte sie die Arme in die Hüften und sah John Thomas an. »Na! Du bist mir ja ein feiner Kumpel. Du rennst weg, ohne einen Ton zu sagen.«

»Wollte ich doch, Löwenherz, wirklich. Aber es ging einfach nicht ...«

»Macht nichts. Du bist wieder in meiner Achtung gestiegen. O Johnnie, warum läßt du dich nur immer von den anderen Leuten so beeinflussen?«

John Thomas war zu glücklich, jemanden bei sich zu haben. So ging er auf ihren tadelnden Ton gar nicht ein. »Wie hast du uns denn entdeckt?«

»Wie? Dickkopf, du bist jetzt seit zwei Tagen und zwei Nächten unterwegs und hast dich erst ein Stückchen von der Stadt entfernt ... wie sollte ich dich da nicht entdecken?«

»Ja, aber woher wußtest du, daß du uns hier suchen

mußtest?«

Sie zuckte die Achseln. »Die alte Regel: Ich versetzte mich in deine Lage und flog den Weg, den sich nur dein Dickkopf ausgedacht haben konnte. Aber wenn du nicht willst, daß sie dich in den nächsten Minuten entdecken, dann beeile dich lieber. Wir müssen in Deckung. Los, Lummie, erhebe deinen Kadaver!«

Sie brachen auf. »Ich habe schon versucht, ein Versteck zu finden«, erklärte Johnnie nervös. »Völlig aussichtslos.«

»Beruhige dich. Genau um die nächste Ecke liegen die Adam-und-Eva-Fälle.«

»Oh, das wußte ich gar nicht.«

»Tja.« Betty beugte sich vor. Sie versuchte einen Blick um die Felsschulter zu werfen. In diesem Augenblick gewährte sie Lummies Arme. Sie packte John Thomas an der Schulter. »Johnnie – eine Schlange!«

»Was? Oh, hast du mich erschreckt. Das sind doch nur Lummies Arme.«

»Seine *was*? Bist du krank, Johnnie?«

»Laß mich wieder los – ich sagte ›Arme‹. Diese Schwellungen erwiesen sich als Arme.«

»Die Schwellungen ... Arme?« Sie seufzte. »Ich bin früh aufgestanden und hatte noch kein Frühstück. Daher der Schock. Sag ihm, er soll einen Augenblick anhalten. Ich möchte mir die Dinger ansehen.«

»Wie wäre es, wenn wir zuerst in Deckung gingen?«

»Ach so. Du hast recht, wie meistens. Aber hier sind schon die Fälle.«

Sie fanden eine Stelle, die dem gestrigen Biwak glich.

Johnnie war erleichtert, als er LummoX wieder unter dichten Baumkronen wußte. Während er das Frühstück zubereitete, untersuchte Betty Lummies nagelneue Arme.

»LummoX«, sagte sie vorwurfsvoll, »du hast Mama nichts davon erzählt.«

»Du hast ja nicht gefragt«, wandte er ein.

»Immer deine Ausreden. Nun, was kannst du mit ihnen anfangen?«

»Steine werfen. Stimmt es, Johnnie?«

»Ja, aber das darfst du jetzt nicht«, erklärte John Thomas hastig. »Betty, wie möchtest du deinen Kaffee?«

»Ohne«, sagte sie geistesabwesend und beschäftigte sich mit Lummies Armen. Irgendwo im Unterbewußtsein quälte sie ein Gedanke ... aber sie konnte ihn nicht fassen. Ach was, vielleicht fiel es ihr nach dem Frühstück wieder ein.

Nachdem LummoX das schmutzige Geschirr gefressen hatte, lehnte sich Betty zurück. »Weißt du loser Bube auch, was für einen Sturm du ausgelöst hast?«

»Hm, ich schätze, daß Dreiser fuchsteufelswild ist.«

»Richtig geschätzt. Aber das ist noch nicht alles.«

»Mister Perkins?«

»Klar, der auch.«

»Und natürlich Mutter.«

»Stimmt. Sie schwankt zwischen Tränenausbrüchen über den verlorenen Sohn und Erklärungen, daß du nicht mehr ihr Kind bist.«

»Du brauchst mir nichts zu erzählen. Ich kenne Mutter.« Er sah sie unsicher an. »Ich dachte mir schon, daß sie böse sein würde. Aber ich mußte es einfach tun.«

»Natürlich mußt du, mein kleiner Dickschädel, wenn du auch mit der Eleganz eines Wildpferds vorgegangen bist. Aber mit deiner Aufzählung bist du noch nicht am Ende.«

»Häh?«

»Johnnie, in Georgia gibt es ein winziges Nest namens Adrian. Es ist so klein, daß ein einziger Hilfspolizist den Dienst versieht. Weißt du zufällig, wie dieser Mann heißt?«

»Wie sollte ich?«

»Schade. Er ist nämlich der einzige, der nicht weiß, daß du gesucht wirst. Nur diesem Umstand hast du es zu verdanken, daß ich unbehelligt bis zu dir vordringen konnte.«

»Was soll denn der Unsinn? Wer außer dem Polizeichef würde mich noch verfolgen wollen?«

»Dreiser hat einen Aufruf erlassen, sich an der Suche nach Lummo zu beteiligen. Für den Finder gibt es eine Belohnung, ganz gleich ob er ihn tot oder lebendig bringt. Wobei ihm tot natürlich lieber wäre. Johnnie, sie meinen es ernst ... Hast du einen vernünftigen Fluchtplan?«

John Thomas war blaß geworden. »Nun, ich wollte noch eine oder zwei Nächte so weitermarschieren, bis wir ein Versteck gefunden hätten.«

Sie schüttelte den Kopf. »Schlecht. Trotz ihrer Langsamkeit werden sie bis jetzt dahintergekommen sein, wohin du dich gewandt hast... denn der einzige Fleck, so ein Riesenvieh wie Lummo zu verstecken, ist hier. Und ...«

»Aber wir müssen ja nicht die Straße benutzen.«

»Nein, müssen wir nicht. Aber du kannst sicher sein,

daß sie die Wälder Stück für Stück durchkämmen werden.«

»Ich habe noch eine Idee. Kennst du die alte Uranmine mit dem klangvollen Namen ›Die Kraft und die Herrlichkeit? Wir könnten über den Wolfspäß gehen. Nördlich davon befindet sich eine Schotterstraße. Dort könnten wir LummoX ausgezeichnet verstecken. Der Haupttunnel ist riesig.«

»Gar nicht so ganz unvernünftig. Aber unsere Feinde sind in einer überwältigenden Überzahl.«

Sie schwieg. »Was machen wir nur?« fragte Johnnie nervös.

»Sei still. Ich muß denken.« Sie legte sich ins Gras und starrte in den blauen Himmel. Schließlich meinte sie: »Durch dein Davonlaufen hast du nichts verbessert.«

»Nein ... aber Zeit gewonnen.«

»Ja, und das ist nicht schlecht. Vielleicht gehen wir doch für ein paar Tage in die alte Mine.«

»Warum sträubst du dich eigentlich so dagegen? Sie liegt völlig einsam.«

»Weshalb du dich darauf verlassen kannst, daß man sie bald durchsuchen wird. Diakon Dreiser könnten wir damit vielleicht hinters Licht führen – nicht aber die kleine Luftflotte, die er organisiert hat. Du hast deinen Schlafsack und Vorräte mitgenommen. Also wissen sie, daß du im Freien kampierst. Ich fand dich. Sie werden dich auch finden. Nur ging es bei mir schneller, weil ich deine verworrenen Gedanken besser kenne als sie. Und wenn sie dich finden, ist LummoX erledigt. Sie werden diesmal kein Risiko eingehen.«

John Thomas dachte über ihre Worte nach. »Was hat es dann für einen Sinn, ihn in der Mine zu verstecken?«

»Wir müssen ein paar Tage Zeit gewinnen, bis ich ihn mitnehmen kann.« – »Wie?«

»Natürlich. Wir verstecken ihn in der Stadt.«

»Betty, du spinnst wohl.«

»Weshalb? Die Stadt ist der einzige Fleck, wo kein Mensch nach ihm suchen wird.« Nachdenklich fügte sie hinzu: »Wenn wir ihn in Mister Itos Gewächshaus bringen könnten ...«

»Betty!«

»Kannst du dir einen sicheren Platz denken? Mit Mister Itos Sohn werden wir leicht fertig. Ich hatte gestern eine nette Unterhaltung mit ihm. Ich sah bewundernd zu ihm auf, während er mir die verschiedenen Kohlarten erklärte. Eines seiner Gewächshäuser – das wäre große Klasse. Durch das Milchglas kann man nicht ins Innere sehen. Kein Mensch würde Lummie dort vermuten.«

»Aber wie willst du ihn hinbringen?«

»Das ist meine Sache. Heute abend verstecken wir Lummie in der Mine, und ich fliege zurück, um den geschäftlichen Teil zu regeln. Morgen nacht begeben wir uns mit Lummie in die Stadt ...«

»Weißt du, daß wir zwei Nächte brauchten, um hierherzukommen – und daß der Weg bis zur Mine auch noch ein Stückchen entfernt ist?«

»Wie schnell kann er eigentlich laufen, wenn er sich anstrengt?«

»Ziemlich schnell. Aber dann kann niemand auf ihm reiten.«

»Ich will ihn ja nicht reiten. Ich fliege über ihm und dirigiere ihn. Glaubst du, daß wir es in drei Stunden schaffen? Dazu noch eine Stunde, bis wir ihn in das Gewächshaus geschmuggelt haben ...«

»Das könnte gehen.«

»Es muß gehen. Dann läßt du dich gefangennehmen.«

»Ich? Wieso kann ich nicht einfach heimgehen?«

»Das sähe aus, als hättest du nachgegeben. Sie fangen dich, du hast nach Uran gesucht ... ich bringe dir einen Geigerzähler mit. Du weißt nicht, wo Lummox ist. In der Nacht, in der du wütend von daheim ausgerückt bist, hast du ihn zum letztenmal gesehen. Du mußt sie überzeugen – aber paß auf, daß sie keine Wahrheitsmesser verwenden.«

»Ja, aber... was soll das alles, Löwenherz? Lummie kann doch nicht ewig im Gewächshaus bleiben.«

»Wir wollen nur Zeit gewinnen. Im Augenblick haben die Truppen Befehl, ihn sofort umzubringen. Deshalb müssen wir warten, bis sich die erste Wut gelegt hat.«

»Vielleicht war der Verkauf an das Museum doch das Richtige«, überlegte John Thomas.

»Nein, nein, deine Instinkte haben dir schon das Rechte gesagt, Johnnie. Hör mal, erinnerst du dich an die Cygnus-Entscheidung?«

»Die Cygnus-Entscheidung. Wir nahmen sie in Geschichte durch, nicht wahr?«

»Ja. Weißt du sie noch auswendig?«

»Was soll das? Ein Examen mitten in den Ferien?« John Thomas kramte in seinem Gedächtnis. »Lebewesen, die mit einem Sprechzentrum und Greifwerkzeugen aus-

gestattet sind, sind im allgemeinen als intelligenzbegabt anzuerkennen, soweit durch gerichtlichen Beschluß nichts anderes bestimmt wird.« Er richtete sich auf. »Dann können sie ja Lummie nicht töten – er hat Hände!«

11

»Nicht so vorschnell«, warnte sie. »Kennst du den alten Witz von dem Rechtsanwalt, der seinem Klienten versichert, daß er *dafür* nicht ins Gefängnis gesteckt werden dürfe?«

»Nein.«

»Sein Klient antwortete: »Aber ich bin doch im Gefängnis!« Damit will ich sagen, daß die Cygnus-Entscheidung bloße Theorie ist. Wir müssen Lummox verstecken, bis wir das Gericht davon überzeugen können, daß er wirklich Hände hat.«

»Ach so. Du hast völlig recht.«

»Wie immer.« Betty setzte ihre würdevollste Miene auf. »Johnnie, ich sterbe vor Durst. Das Denken ist so eine trockene Beschäftigung. Hast du schon Wasser vom Bach geholt?«

»Nein.«

»Besitzt du einen Eimer?«

»Ja, irgendwo.« Er suchte in seinen Taschen und zog ihn schließlich heraus. Dann blies er ihn auf, bis er halb steif war. »Ich hole es schon«, meinte er galant.

»Nein, laß mich. Ich brauche ein bißchen Bewegung.«

»Vorsicht vor Fliegern.«

»Mama macht ihre Sache schon richtig.« Sie ging den Hügel hinunter, immer im Schatten der Bäume. Um ihre schlanke Gestalt spielte gebrochenes Sonnenlicht. Johnnie sah ihr lachend nach. Sie sah hübsch aus – und der Kopf war auch nicht ohne. Löwenherz war schon Klasse.

Sie kam zurück und balancierte vorsichtig den Eimer.
»Bediene dich.«

»Nach dir.«

»Ich habe schon am Bach getrunken.«

Er trank in tiefen Zügen. »Weißt du, daß du richtig hübsch wärst, wenn du keine solchen X-Beine hättest?«

»Wer hat X-Beine?«

»Na ja, und dein Gesicht ... Aber sonst gefälltst ...«

Er kam nicht dazu, den Satz zu beenden, denn sie war mit einem Satz auf ihn gesprungen und warf ihn zu Boden. Das Wasser schwappte über beide. Hin und her wogte der Kampf, bis es ihm gelang, ihren Arm auf den Rücken zu drehen und sie im Polizeigriff festzuhalten.

»Sag ›Bitte, bitte!‹«

»Die Pest komme über deine Kinder und Kindeskin-
der, Johnnie Stuart. Bitte, bitte!«

»›Ich werde es nie wieder tun!‹«

»Nie wieder, du Affe.«

»Schön.« Er stand auf. Sie streckte sich der Länge nach am Boden aus, sah zu ihm auf und lachte. Sie waren beide schmutzig, verkratzt und glücklich. LummoX hatte den Kampf mit Interesse verfolgt. Er wußte, daß sich Betty und John Thomas niemals ernstlich böse waren.
»Johnnie ist ganz feucht«, kommentierte er.

»Natürlich Lummie – auch hinter den Ohren.« Sie sah

Johnnie an. »Wenn ich zwei Wäscheklammern hätte, würde ich dich zwischen zwei Bäumen aufhängen.«

»An einem Tag wie heute sind wir ohnehin in fünf Minuten trocken.«

»Ich bin gar nicht naß. Mein Fliegeranzug ist wasserundurchlässig. Aber du siehst wie eine gebadete Katze aus.«

»Ist mir egal.« Er streckte sich aus und kaute nachdenklich eine Kiefernadel. »Löwenherz, hier ist es herrlich. Schade, daß wir in die Mine müssen.«

»Ich sage dir etwas – wenn wir die ganze Sache hinter uns haben, kommen wir für ein paar Tage hierher. Und Lummoß muß mit – einverstanden, Lummie?«

»Klar. Bären fangen. Steine werfen. Das wird ein Mordsspaß.«

John Thomas sah sie tadelnd an. »Damit die Leute in der Stadt über uns herfallen? Nein, danke.«

»Pah, sei doch nicht so zimperlich. Schließlich sind wir im Augenblick auch hier.«

»Das ist ein Sonderfall.«

»Ach du – mit deiner Spießbürgermoral.«

»Weißt du, irgend jemand muß sich schon um diese Dinge kümmern. Mutter sagt immer, daß die Jungen aufpassen müssen, wenn die Mädchen anfangen, ihnen nachzulaufen. Früher war das anders, sagt sie.«

»Natürlich – und später wird es wieder anders sein. Immer wieder das gleiche Lied.« Sie sah ihn nachdenklich an. »Johnnie, du hörst zu sehr auf das, was deine Mutter sagt.«

»Vermutlich.«

»Das mußt du dir abgewöhnen, sonst findet sich nie ein Mädchen, das dich heiratet.«

Er grinste. »Das ist meine Versicherung.«

Sie senkte den Blick und wurde rot. »Ich habe nicht von mir gesprochen. Mir könntest du gestohlen bleiben – aber ich möchte dich auf das Leben vorbereiten.«

Er beschloß, die Sache nicht weiterzuverfolgen. Sie lagen schweigend auf dem Waldboden und atmeten die nach Harz schmeckende Luft ein.

Dann richtete sich Betty auf. »Hast du genug Vorräte? Ich bin hungrig.«

»Schlimmer als LummoX. Da drüben ist der Vorrats-sack.«

»Abendessen?« erkundigte sich LummoX, als er seinen Namen hörte.

»Hm ... Betty, ich möchte nicht, daß er die Bäume am Tag frißt. Wie lange wird es dauern, bis sie mir auf der Spur sind?«

»Drei Tage, würde ich sagen.«

»Gut, dann hebe ich eine Notration für fünf Tage auf.« Er suchte ein Dutzend Dosen heraus und gab sie LummoX. Zu öffnen brauchte er sie nicht, denn LummoX liebte es, wenn die Büchsen beim Hineinbeißen plötzlich heiß wurden. Noch bevor Betty ihre Ration geöffnet hatte, war LummoX mit seiner fertig.

Nach dem Essen legte Johnnie Betty plötzlich die Hand auf den Arm. »Still – hörst du es?«

Sie horchte und nickte beklommen.

»Wie schnell?«

»Nicht mehr als zweihundert.«

Er nickte. »Dann suchen sie das Gebiet ab. Lummo! Du darfst keinen Muskel bewegen.«

»Gut, Johnnie. Warum nicht?«

»Du mußt gehorchen!«

»Sei nicht so aufgeregt«, meinte Betty. »Wahrscheinlich legen sie sich erst ein Suchschema zurecht. Und hier zwischen den Bäumen können sie uns kaum erkannt haben.« Aber sie sah beunruhigt aus. »Ich wollte, Lummo wäre bereits in der Mine. Wenn sie in der Nacht Suchstrahlen über die Straße legen ... dann haben sie uns geschnappt.«

John Thomas lauschte. »Leise«, flüsterte er, »Betty – sie kommen zurück.«

»Du darfst die Nerven nicht verlieren. Das wird ein anderes Flugzeug sein.«

Aber sie wußte, daß es nicht so war. Das Geräusch blieb über ihnen. Sie sahen nach oben, konnten aber nichts erkennen.

Plötzlich erhellte ein so grelles Licht den Wald, daß das normale Tageslicht hinterher ganz grau wirkte. Betty schluckte. »Was war *das*?«

»Eine Ultrablitzaufnahme«, erklärte er nüchtern. »Sie wollen sich vergewissern, daß wir es sind.«

Das Geräusch über ihnen wurde dünner und schriller. Noch einmal wurde der Wald in dieses unheimliche, grelle Licht getaucht. »Jetzt sind wir geliefert.«

»Johnnie, wir müssen Lummo von hier wegschaffen.«

»Wie denn? Auf der Straße bombardieren sie ihn nur. Nein, unsere einzige Hoffnung ist, daß sie ihn doch noch für einen großen Felsen gehalten haben.«

Doch auch diese Hoffnung erwies sich als falsch. Sie hörten noch vier Schiffe. Johnnie lokalisierte sie. »Das hier fliegt nach Westen, das hier nach Süden. Das vierte nach Norden. Punktziel, Löwenherz.«

Sie sah ihn an. Ihr Gesicht war weiß wie die Wand.
»Was sollen wir tun, Johnnie?«

»Nichts. Halt – hör mal, Betty. Du schleichst dich mit deinem Hubschraubergeschirr zum Bach hinunter, gehst eine Zeitlang am Ufer entlang und steigst dann auf. Halte dich niedrig. Sie werden dich laufenlassen. Du hast ihnen ja nichts getan.«

»Und was wirst *du* tun?«

»Ich? Ich bleibe hier.«

»Ich auch.«

»Sieh mal, Löwenherz, du mußt weg.« Er sah sie verzweifelt an. »Du wärst mir nur im Weg.«

»Und was kannst du gegen sie ausrichten? Du hast nicht einmal einen Revolver.«

»Ich habe mein Messer«, sagte John Thomas grimmig, »und LummoX kann mit Felsbrocken werfen.«

Sie lachte schrill. »Felsbrocken? Also das ist doch ...«

»Wir ergeben uns nicht kampfflos. Und du verschwindest jetzt, verstanden?«

»Nein.«

»Du kannst nicht bleiben. Sei doch nicht stur. Es ist mein Recht, Lummie zu helfen. Er gehört mir.«

Sie brach in Tränen aus. »Und du gehörst *mir*, du Esel.«

Er konnte nicht antworten, weil er seine Tränen zu verbergen suchte. LummoX bewegte sich unruhig. »Was

ist denn los, Johnnie?«

»Was?« Johnnies Stimme klang erstickt. »Nichts.« Er streichelte seinen Freund. »Gar nichts, alter Junge. Johnnie ist bei dir.«

»Schon gut, Johnnie.«

»Es ist schnell vorbei, nicht wahr, Johnnie?« fragte Betty leise.

»Sicher. Was? Nein, du sollst doch machen, daß du fortkommst.«

Sie schüttelte langsam den Kopf. Die Furcht war aus ihren Augen verschwunden. »Es ist zu spät, Johnnie. Du weißt es. Gib mir bitte die Hand.«

»Aber ...« Er unterbrach sich. »Hörst du das?«

»Noch mehr.«

»Ja. Wahrscheinlich bilden sie ein Achteck ... damit wir auf keinen Fall entweichen können.«

Ein plötzliches Donnern übertönte ihre Antwort. Kaum tausend Fuß über sich sahen sie plötzlich das Schiff. Blechern dröhnte eine Stimme zu ihnen herunter: »Stuart! John Stuart! Komm heraus.«

Johnnie krampfte die Hand um das Taschenmesser und rief: »Holt mich doch!«

Betty sah mit glänzenden Augen zu ihm auf. »Das ist mein tapferer Johnnie«, flüsterte sie und streichelte seine Hand.

Offensichtlich hielten die Männer des Schiffes ein Richtungsmikrophon auf ihn. Man hatte seine Antwort verstanden. »Wir wollen nicht, daß jemand verletzt wird. Gib auf und komm heraus.« – »Nein!«

»Letzte Warnung, John Stuart! Komme mit leeren

Händen ins Freie. Wir schicken ein Schiff herunter, das dich aufnimmt.«

»Wir werden es gebührend empfangen«, rief Johnnie zurück. Er wandte sich an Lummo. »Hast du ein paar Felsbrocken, Lummo?«

»Klar, Johnnie. Soll ich werfen?«

»Noch nicht. Erst wenn ich es dir sage.«

Die Stimme schwieg. Ein anderes Schiff senkte sich langsam bis auf etwa hundert Fuß. Es zog einen langsamen Kreis über dem Wald.

Und dann hörten sie das Krachen. Ein Baumriese stürzte zu Boden. Der nächste folgte. Wie eine große unsichtbare Hand fegte ein Kraftfeld, das von dem Schiff aus gelenkt wurde, die Bäume beiseite. Langsam aber unaufhaltsam entstand ein kreisförmiger Graben um sie. »Was machen sie denn da?« flüsterte Betty.

»Es ist ein Arbeitsschiff der Forstverwaltung. Sie kreisen uns ein und nehmen uns jede Fluchtmöglichkeit.«

»Aber warum denn? Sie können uns doch gleich erledigen?« Er sah, daß sie zitterte und legte ihr den Arm um die Schulter.

»Ich weiß nicht, Löwenherz.«

Das Schiff hatte den Kreis geschlossen. Jetzt schien es sich drohend niederzusenken und auf sie zuzuschleichen. Methodisch zog es Baumwurzel um Baumwurzel aus dem Boden. Ein breiter Pfad führte auf John Thomas und Betty zu. Und sie konnten nichts tun, als warten.

Der letzte Baum vor ihnen schwankte. Das Kraftfeld streifte sie. Lummo kreischte vor Schreck. John Thomas klopfte ihm auf den Rücken. »Schon gut, Lummo. John-

nie ist hier.«

Das Forstschiff drehte ab. Aus dem Nichts erschien plötzlich ein Kreuzer am Ende der Gasse. Johnnie schluckte und rief: »Jetzt, LummoX!«

»Und feste, Johnnie!« rief LummoX. Er griff mit beiden Händen nach den Felsbrocken.

Aber er kam nicht mehr dazu, sie aufzuheben. John Thomas hatte das Gefühl, als sei er in Beton gegossen. Er konnte sich nicht mehr rühren. LummoX quiekte. »Die Felsen kleben fest, Johnnie!«

John Thomas konnte nur mit Mühe sprechen. »Schon gut, Junge. Du mußt dich jetzt stillhalten. Betty, wie geht's?«

»Ich kann kaum atmen«, stöhnte sie.

»Wir haben verloren.«

*

Acht Gestalten kletterten aus dem Eingang des Schiffes. Sie trugen schwere Metallgitter um sich. Jeder hatte einen Helm auf, der an eine Fechtermaske erinnerte. Und jeder trug eines dieser Geräte, von denen Johnnie wußte, daß sie ein Kraftfeld abbauten. Sie kamen in einer Doppelreihe näher. Als sie das Kraftfeld betraten, bildete sich um ihre Gitteranzüge ein bläulicher Schein. Knisternd flogen die Funken. Aber sie drangen weiter vor.

Vier von ihnen trugen einen Hohlzylinder aus Maschendraht, der zumindest mannshoch war. Der Anführer rief: »Macht um das Biest einen großen Bogen. Wir kümmern uns zuerst um den Jungen und das Mädchen.«

Die Männer kamen immer näher. Sie vermieden es aber geflissentlich, an Lummo vorbeizugehen. »Langsam!« rief der Anführer, »fangt sie beide auf einmal.« Der Zylinder wurde wie ein Käfig über sie gestülpt. Einer der Männer drückte einen Hebel herunter – und auf dem Drahtgitter zischelten blaue Flammen.

Der Mann grinste sie an. »Na endlich haben wir euch.«

Johnnies Mundwinkel zitterten. Er fluchte, als er sich die verkrampften Muskeln rieb. »Na, na«, meinte der Beamte, »warum habt ihr nicht gleich auf uns gehört?« Er warf einen Blick auf Lummo. »Du liebe Güte. Ist das ein Riesenbiest!«

Johnnie liefen die Tränen über das Gesicht. »Los, macht doch schon«, rief er zitternd. »Je schneller es vorbei ist, desto besser.«

»Wie?«

»Er hat nie etwas Böses im Sinn gehabt. Deshalb dürft ihr ihn nicht zu Tode quälen. Es wäre gemein, Katz und Maus mit ihm zu spielen.« Er schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte hemmungslos. Betty legte ihm den Arm um die Schulter und schluchzte mit ihm.

Der Beamte sah sie verwirrt an. »Wovon redest du denn, Junge? Wir wollen ihm doch nichts tun. Im Gegenteil – wenn wir ihm ein Härchen krümmen, geht es uns schlecht!«

Mister Kiku war gut gelaunt. Das Frühstück lag ihm

nicht mehr wie ein Klumpen im Magen. Er brauchte weder seine Pillensammlung anzutasten noch die Grundstückskarte von Afrika zu betrachten. Die Dreierkonferenz ließ sich gut an, und zum erstenmal schienen auch die Marsianer nicht so viele Hindernisse in den Weg zu legen. Ohne einer. Blick auf die zahlreichen bernsteinfarbenen Signallichter zu werfen, sang er: *»Frankie und Johnnie waren ein Paar ... oho ... liebten sich schon ein ganzes Jahr ... hoho ... schwuren sich beide die Treue ...«*

Er hatte einen herrlichen Bariton und ein entsetzliches Gehör.

Herrlich, daß diese verrückte Hroshii-Affäre vorbei war, ohne daß jemand dadurch zu Schaden gekommen war. Der gute Doktor Ftäml schien an eine vage Möglichkeit zu glauben, diplomatische Beziehungen herstellen zu können, da die Hroshii über die Rückgabe ihres Rassegenossen so entzückt waren.

Diplomatische Beziehungen mit den mächtigen Hroshii waren wichtig. Man mußte die Fremden unbedingt als Verbündete gewinnen.

Wenn man auf die Dinge zurückblickte, war es ganz offensichtlich, weshalb sie irregeführt worden waren. Wer hätte auch annehmen sollen, daß ein Wesen von der Größe eines mittleren Hauses ein Baby war? Oder daß die Hroshii erst Hände entwickelten, wenn sie imstande waren, sie sinnvoll zu gebrauchen? Eines machte Mister Kiku jetzt noch zu schaffen: Warum war diese Hroshia um so vieles größer als ihre Artgenossen? Er würde einmal mit den Xenologen darüber sprechen müssen.

Nun ja, Schwamm drüber. LummoX war jetzt auf dem

Wege zu ihrem Schiff. Keine Aufregung, keine langen Zeremonien – und die Gefahr war überwunden. Hätten sie wirklich die Erde vernichten können? Lieber ließ man es nicht auf einen Versuch ankommen. Ende gut, alles gut. Er sang weiter.

Er sang immer noch, als das rote Dringlichkeitslicht aufflammte, und schmetterte die letzte Zeile dem verblüfften Greenberg ins Gesicht: »... *immer wieder aufs neue ...*«

»Sergei, singen Sie Tenor?« fragte er fröhlich.

»Ja, aber nicht so falsch wie Sie.«

»Nur kein Neid. Was wünschen Sie, junger Mann? Haben Sie Ihre Fracht glücklich verschifft?«

»Hm, Boß, da ist ein kleiner Haken. Ich habe Doktor Ftäml bei mir. Können wir bei Ihnen vorbeischauen?«

»Was ist denn?«

»Warten wir, bis wir unter uns sind. Welcher Konferenzraum?«

»Kommen Sie in mein Büro.« Mister Kiku schaltete ab, öffnete die Schreibtischschublade und holte sich eine Pille heraus.

Ein paar Sekunden später kamen Greenberg und Doktor Ftäml an. Greenberg ließ sich erschöpft in einen Sessel fallen, holte sich eine Zigarette und steckte sie wieder ein, als er vergeblich nach Streichhölzern gesucht hatte. Nachdem Kiku den Medusoiden formell begrüßt hatte, wandte er sich an Greenberg: »Nun?«

»Lummox ging nicht.«

»Was?«

»Sie weigerte sich einfach. Die Hroshii kochen vor

Wut. Wir müssen sofort etwas tun.«

»Warum? Zwar eine überraschende Entwicklung, aber ich sehe nicht ein, was das uns angehen soll. Warum weigert sie sich denn?«

»Nun ...« Greenberg sah hilflos auf Ftäml.

Der Rargyllier sagte geschmeidig: »Gestatten Sie mir die Erklärung. Die Hroshia weigert sich, ohne ihr Lieblingstier an Bord zu gehen.«

»Ihr Lieblingstier?«

»Der Junge, Boß. John Thomas Stuart.«

Ftäml nickte. »Die Hroshia erklärt, daß sie schon so lange diese John Stuarts aufgezogen hat, daß sie den jetzigen unbedingt mitnehmen möchte. Sie zeigte sich ziemlich halsstarrig.«

»Ich verstehe«, meinte Kiku. »Um es einfacher auszudrücken – der Junge und die Hroshia hängen sehr aneinander. Keineswegs erstaunlich, denn sie wuchsen ja miteinander auf. Aber LummoX wird mit der Trennung ebenso fertig werden müssen wie John Thomas Stuart. Soviel ich weiß, machte er auch schon Schwierigkeiten. Wir erklärten ihm, er solle den Mund halten, und schickten ihn nach Hause. Das gleiche müssen die Hroshii mit ihrem Baby eben auch machen. Man darf Kindern nicht alles durchgehen lassen.«

»Gestatten Sie, Sir«, wandte Ftäml ein, »daß Sie mit der einfacheren Ausdrucksweise nicht ganz den Sinn getroffen haben. Ich unterhielt mich mit der Hroshia in ihrer eigenen Sprache.«

»Hat sie sie denn so schnell gelernt?«

»Sie kannte sie schon. Die Hroshii, Herr Staatssekre-

tär, können praktisch von Geburt an sprechen. Wahrscheinlich ist die Tatsache, daß sie ihre Sprache rein instinktiv gebrauchen, ausschlaggebend dafür, daß sie andere Sprachen nur sehr schwer lernen. Jedenfalls spricht die Hroshia ihre Muttersprache fließend – sehr zu meinem Leidwesen.«

»Nun, was sagte sie? Worte können nicht verletzen.«

»Sie gab dem Kommandanten des Schiffes den Befehl, ihren Liebling sofort an Bord zu schaffen. Andernfalls will sie auf der Erde bleiben und weiterhin einen John Thomas nach dem anderen aufziehen.«

»Und«, fügte Greenberg hinzu, »der Kommandant hat uns ein Ultimatum gestellt: Entweder bringen wir ihm sofort den Spielgefährten der Hroshia oder ...«

»Verstehe ich das ›Oder‹ richtig?«

»Ja.« Greenberg sah Mister Kiku an. »Und nachdem ich ihr Schiff gesehen habe, garantiere ich für nichts mehr.«

»Sie müssen verstehen, Sir«, erklärte Ftäml ernst, »daß der Kommandant ebenso verzweifelt ist wie Sie. Aber er muß versuchen, den Wünschen der Hroshia nachzukommen. Die Paarung wurde vor mehr als zweitausend Jahren beschlossen. Man wird den Plan nicht so leicht aufgeben. Er kann ihr nicht erlauben hierzubleiben – er kann sie aber auch nicht zwingen mitzukommen. Seine Lage ist unangenehm.«

»Unsere auch.« Mister Kiku nahm noch zwei Pillen. »Doktor Ftäml, ich habe eine Botschaft für Ihre Auftraggeber und bitte Sie, sie so wörtlich wie möglich zu überbringen.«

»Gut, Sir.«

»Sagen Sie Ihnen, daß wir ihr Ultimatum mit Verachtung zurückweisen ...«

»Sir, ich bitte Sie!«

»Hören Sie mir zu! Beschönigen Sie nichts. Sagen Sie ihnen, daß wir in jeder Weise versucht haben, ihnen zu helfen, während sie unsere Freundlichkeit mit Drohungen beantworteten. Sagen Sie ihnen, daß ihr Benehmen eines zivilisierten Volkes unwürdig ist und daß wir deshalb unsere Einladung zum Beitritt in die Völkergemeinschaft zurückziehen. Sagen Sie ihnen, daß ich vor ihnen ausspucke ... ja, versuchen Sie eine Redewendung gleicher Stärke zu finden. Sagen Sie, daß freie Menschen lieber sterben, als sich knechten lassen.«

Greenberg klatschte in die Hände. Doktor Ftämls Chintinpanzer schien an Glanz zu verlieren.

»Sir«, sagte er, »ich bedaure, daß *ich* diese Botschaft überbringen muß.«

Kiku lächelte eisig. »Tun Sie, wie ich Ihnen gesagt habe. Aber vorher sprechen Sie mit der Hroshia Lum-mox. Wird Ihnen das möglich sein?«

»Sicher, Sir.«

»Dann sagen Sie ihr, daß der Kommandant in seinem Übereifer das Leben von John Thomas Stuart auslöschen wird. Sehen Sie zu, daß sie die Gefahr genau sieht, in der ihr Freund schwebt.«

Der Rargyllier grinste breit. »Verzeihung, Sir, ich habe Sie unterschätzt. Beide Botschaften werden in der richtigen Reihenfolge übermittelt werden.«

»Das wäre alles.«

»Gesundheit, Sir.« Der Rargyllier wandte sich an

Greenberg und klopfte ihm mit dem gelenkigen Arm auf die Schulter. »Nun, Bruder Sergei, wir werden mit Hilfe Ihres ehrenwerten Chefs auch aus diesem Labyrinth herausfinden. Nicht wahr?«

»Sicher, Doktor.«

Ftäml ging. Kiku wandte sich an Greenberg. »Und nun bringen Sie mir diesen Jungen her. Sofort. Hm ... seine Mutter muß auch mitkommen. Er ist noch nicht volljährig, oder?«

»Nein. Boß, was haben Sie vor? Sie werden den Jungen doch nicht ausliefern? Nach dem wundervollen Schlag, den Sie ihnen verpaßt haben?«

»Natürlich werde ich. Aber zu *meinen* Bedingungen. Diese Tierchen sollen nicht glauben, sie könnten mit uns machen, was sie wollen. Wir können den Vorfall für unsere Zwecke ausnutzen. Nun gehen Sie schon.«

»Ich bin ja schon fort.«

Mister Kiku blieb an seinem Schreibtisch stehen. Er hatte das Gefühl, daß das Problem LummoX sich zugunsten der Menschheit entwickelte. Hoffentlich gelang alles nach seinen Plänen. Mitten in seinen Träumereien wurde die Tür geöffnet und der sehr ehrenwerte Mister Roy MacClure trat ein. »Da sind Sie ja, Henry. Mann, jetzt müssen Sie eine Schlacht schlagen ... Beulah Murgatroyd wird uns besuchen.«.

»Beulah wer?«

»Beulah Murgatroyd. *Die* Beulah Murgatroyd!«

»Müßte ich sie kennen?«

»Du liebe Güte, Sie sehen wohl keine Fernsehsendungen?«

»Nein – wenn es sich irgendwie vermeiden läßt.«

MacClure schüttelte nachsichtig den Kopf. »Henry, Sie sind zu einseitig. Sie vergraben sich hier in Ihrer kleinen Welt, drücken auf ein paar Knöpfe und wissen nicht, wie es draußen zugeht.«

»Vielleicht.«

»Bestimmt. Sie sind weltfremd, mein Lieber ... ein Glück, daß Sie nicht mit den Leuten verhandeln müssen.«

Mister Kiku erlaubte sich ein frostiges Lächeln. »Vermutlich.«

»Ich wette drei zu eins, daß Sie nicht einmal wissen, wer beim Welten-Quiz an der Spitze liegt.«

»Sie hätten Ihre Wette gewonnen.«

»Sehen Sie – was ich immer sage. Nun zurück zu Beulah Murgatroyd. Sie ist sozusagen die Mutter von Pidgie-Widgie.«

»Pidgie-Widgie?«

»Entsetzlich! Die Schöpferin der Pidgie-Widgie-Geschichten für Kinder. Haben Sie noch nie davon gehört? Pidgie-Widgie auf dem Mond, Pidgie-Widgies Reise zum Mars, Pidgie-Widgie und die Weltraumpiraten. «

»Leider nein.«

»Kaum zu glauben. Haben Sie denn keine Kinder?«

»Doch, Sir.«

Mister Roy MacClure überhörte diese Antwort. »Also, dieser Pidgie-Widgie ist eine kleine Puppe. Er stolcht durch das Universum, rettet die Guten, vernichtet Räuber. Die Kinder sind ganz begeistert von ihm. Und sogar die Erwachsenen. Nach jeder Sendung kommt Mistreß Murgatroyd persönlich, nimmt Pidgie-Widgie auf den

Schoß und ißt mit ihm eine Schüssel Hunkie-Haferflocken. Mögen Sie Haferflocken?«

»Brrrr!«

»Nun ja, Sie können ja so tun, als äßen Sie welche. Aber es ist die größte Frühstücksreklamesendung, jeder sieht sie.«

»Und das ist so wichtig?«

»Wichtig? Mann, wissen Sie, wie viele Menschen täglich Frühstück essen?«

»Ich wollte, ich hätte heute keins gegessen.«

Mister Roy MacClure warf einen Blick auf seine Uhr. »Wir müssen uns beeilen. Die Techniker richten schon alles her. Sie muß jeden Augenblick kommen.«

»Techniker?«

»Hatte ich das nicht schon gesagt? Mistreß Murgatroyd wird uns mit Pidgie-Widgie auf dem Schoß interviewen. Eine wunderbare Reklame für das Ministerium!«

»Nein!«

»Wie? Mister Kiku, habe ich Sie recht verstanden?«

»Herr Minister«, sagte Kiku steif, »das können Sie mir nicht antun. Sie wissen, daß ich an Lampenfieber leide.«

»Das ist doch unmöglich! Denken Sie an die Dreierkonferenz, die Sie mir eröffnen halfen. Sie sprachen eine halbe Stunde lang ohne Konzept.«

»Das ist etwas anderes. Ein Gespräch unter Gleichgesinnten und Geschäftspartnern!«

Der Minister runzelte die Stirn. »Es täte mir leid, darauf bestehen zu müssen, wenn es Sie wirklich so nervös macht. Aber Mistreß Murgatroyd hat ausgerechnet nach Ihnen gefragt ...« MacClure wirkte ein wenig verlegen.

»Sie müssen wissen, Pidgie-Widgie setzt sich immer für Toleranz und Rassengleichheit ein – Dinge, die wir nicht unterschätzen dürfen, wenn sie sich auch in der Praxis als unmöglich erweisen.«

»Ich sage dennoch nein.«

»Nun hören Sie doch auf. Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen etwas befehle?«

»Herr Minister«, antwortete Mister Kiku ruhig, »Sie wissen, daß in meinem Posten nicht die Aufgaben eines Fernsehclowns enthalten sind. Wenn Sie mir einen schriftlichen Befehl erteilen, werde ich ihn der Rechtsabteilung zur Überprüfung vorlegen und Ihnen dann schriftlich Antwort erteilen.«

»Henry, Sie können sturer als ein Maulesel sein. Ich frage mich nur, wie Sie sich so hocharbeiten konnten.«

Mister Kiku gab keine Antwort. MacClure fuhr fort: »Sie brauchen mir nicht mit dem Bürokratismus zu kommen. Ich bin ein alter Hase auf diesem Gebiet. Obwohl ich sagen muß, daß ich das nicht von Ihnen erwartet habe.«

»Tut mir leid, Sir, daß Sie eine falsche Meinung von mir hatten.«

»Aber Sie müssen doch verstehen. Beulah Murgatroyd ist die treibende Kraft hinter der Gruppe ›Die Freunde von Lummo‹. Deshalb ...«

»›Die Freunde von Lummo‹...?«

»Ich wußte, daß Sie sich die Sache noch einmal überlegen würden. Schließlich haben Sie die Verhandlungen geleitet.«

»Wer, um Himmels willen, sind die ›Freunde von Lummo‹?«

»Nun, Sie haben das erste Interview ja selbst auf Wes Robbins abgeschoben. Und wenn ich nicht zufällig mit Wes beim Mittagessen gewesen wäre, hätten wir die großartige Chance verpaßt.«

»Ah, ich entsinne mich. Eine Routinesache.«

»So dürfen Sie Mistreß Murgatroyd nicht behandeln. Das versuche ich Ihnen doch schon die ganze Zeit klarzumachen. Sie haben den Kontakt mit den Menschen verloren, mein Lieber. Auf diese Weise werden Sie nie an die Spitze kommen.«

»Ich habe gar nicht den Ehrgeiz«, deutete Kiku sanft an.

»Wie?« Der Minister schien sich nicht recht wohl zu fühlen. »Ich meine, nur eingefleischte Politiker wie ich, die dauernd mitten im Gesellschaftsleben stehen, können sich halten ... obwohl ich natürlich nicht Ihre Sonderausbildung besitze. Sie verstehen?«

»Es gibt Arbeit genug für uns beide, Sir. Aber zur Sache. Vielleicht habe ich diesmal wirklich etwas zu langsam geschaltet. Die Bitte der ›Freunde von Lummo‹ kam hier durch, bevor mir der Name überhaupt etwas sagte.«

»Wahrscheinlich. Ich wollte Sie auch nicht kritisieren, Henry. Sie arbeiten viel zuviel und meinen immer, das Universum liefe nicht ohne Sie. Leider ist dieser Urteilspruch, Lummo zu töten, *unser* Urteilsspruch. Übrigens, Henry, haben Sie den verantwortlichen Mann gemäßregelt?«

»Nein, Sir.«

»Und warum nicht?«

»Weil er es nicht verdient. Nach dem, was er vorfand, handelte er völlig richtig.«

»Ich sehe die Sache mit anderen Augen an. Vielleicht schicken Sie mir einmal seine Personalakte ins Büro.«

»Sir«, fragte Kiku sanft, »Denken Sie daran, einen administrativen Beschluß von mir rückgängig zu machen?«

»Wie? Ich möchte mir die Sache noch einmal überlegen.«

»Wenn Sie daran gedacht haben sollten, Sir, dann kann ich Ihnen gleich mein Rücktrittsgesuch in die Hand drücken.«

»Henry, nun seien Sie doch nicht widerborstig.« Der Minister trommelte mit den Fingern auf die Schreibtischplatte. »Seien wir offen. Ich weiß, daß ihr Karriereleute es einem gewählten Beamten wie mir verdammt heißmachen könnt. Schließlich bin ich nicht von gestern. Aber solange ich hier an der Spitze stehe, lasse ich mich nicht herumschieben. Mein gutes Recht, nicht wahr?«

»Ja ... Ihr gutes Recht.«

»Und meine Pflicht. Vielleicht haben Sie wirklich recht, was diesen Mann betrifft. Aber im allgemeinen bitte *ich* um den Rücktritt eines Untergebenen.«

»Gut, ich war vielleicht etwas vorschnell. Sie können die Personalakte des Mannes haben.«

»Aber nein, so wichtig ist die Sache auch nicht. Wenn Sie einen Ihrer Schützlinge ...«

»Ich habe keine Schützlinge, Mister MacClure. Insgeheim mag ich keinen der Burschen.«

»Manchmal habe ich den Eindruck, Sie können sich

selbst nicht leiden. Aber wo war ich stehengeblieben? Ach ja – als damals der Wirbel um LummoX entstand, sah Mistreß Murgatroyd, daß sie vielleicht ein gutes Werk vollbringen könnte, Ja, sicher, ich weiß, daß sie in erster Linie an die Zugkraft ihres Programms dachte, aber das steht jetzt nicht zur Debatte. Pidgie-Widgie erzählte also all seinen kleinen Freunden von dieser schrecklichen Sache und bat sie, sich der Liga anzuschließen. Innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden liefen drei Millionen Unterschriften ein. Inzwischen haben sich wohl die Kinder aller Kontinente zusammengeschlossen, um für LummoX zu bitten. Ich glaube, wenn wir ihn wirklich getötet hätten ...«

»Sie«, verbesserte Kiku.

»Was?«

»Entschuldigung. »Sie« ist vielleicht auch nicht richtig. Denn bei den Hroshii gibt es insgesamt sechs Geschlechter. Aber das ist ja auch egal.«

»Ja. Wenn wir sie oder ihn also wirklich getötet hätten, wäre eine Revolution der Kinder erfolgt. Auf alle Fälle muß sich unser Ministerium reinwaschen. Wenn uns nun Mistreß Murgatroyd interviewt, beantworte ich die allgemeinen Fragen, und Sie helfen mir bei den Einzelheiten. Dann wird Pidgie-Widgie wissen wollen, was aus LummoX geworden ist, und wir können sagen, daß er – oder sie – eigentlich eine Prinzessin ist. Ein Knüller, was?«

Und als sich Mister Kikus Gesicht nicht aufhellte, fügte er hinzu: »Ich Sorge dafür, daß in Ihrer Schale keine Hunkies sind.«

»Nein.«

»Henry ... also gut, Sie müssen nicht einmal so tun, als würden Sie Hunkies essen.«

»Ich sagte nein.«

»Henry, Sie sind unmöglich. Wie können Sie sich weigern, im Zeitalter der Völkergemeinschaft Ihre Mithilfe bei der Kindererziehung zu versagen? Die Kleinen müssen doch auf ihre Verantwortlichkeiten aufmerksam gemacht werden.«

»Ich finde, das ist Aufgabe der Eltern und Lehrer. Wir haben hier im Ministerium mehr als genug zu tun.« Ingeheim fügte er hinzu: Und für Hunkies tue ich es schon überhaupt nicht.

»Hm, eine kurzsichtige Einstellung, Henry. Sie wissen genau, in welcher Lage wir uns befinden. Von uns ging das Todesurteil aus. Sie müssen sich nicht mit den Leuten von allen möglichen Vereinigungen herumschlagen – das nehme *ich* Ihnen ab.«

»Tut mir leid, Sir. Aber Sie sollten Ihre kostbare Zeit nicht mit ihnen verschwenden. Dafür haben wir die Public-Relations-Leute.«

»Was bin ich denn anderes als ein Public-Relations-Mann«, klagte MacClure. »Wenn ich auch Orden umhängen habe ...«

»Das stimmt nicht, Sir. Sie haben die Verantwortung für die Politik, die ich ausführen muß.«

Mister Kikus Privatsekretär meldete sich. »Mister Kiku, befindet sich der Minister bei Ihnen? Eine Mistreß Beulah Murgatroyd erwartet ihn.«

»Sofort«, rief MacClure.

Kiku fügte ruhig hinzu: »Sorgen Sie dafür, daß sie gut

unterhalten wird. Es dauert noch eine kleine Weile.«

»Ja, Sir.«

»Was dauert noch?« fragte der Minister. »Wenn Sie nicht wollen, kann man eben nichts machen – obwohl ich schon sagen muß, daß Sie mich enttäuschen.«

»Setzen Sie sich, Herr Minister.«

»Wie? Ich kann doch die Dame nicht warten lassen!«

»Setzen Sie sich, Sir. Selbst die mächtige Mistreß Murgatroyd wird einmal ein bißchen warten müssen. Es ist eine Schwierigkeit aufgetaucht, die vielleicht sogar in einer Sondersitzung beraten werden muß.«

»Was? Und warum sagen Sie das nicht gleich?«

»Ich wollte gerade einen kleinen Bericht zusammenstellen, als Sie hereinkamen. Und während der letzten fünf Minuten versuchte ich Ihnen vergeblich beizubringen, daß das Ministerium wichtigere Dinge zu tun hat als Hunkies zu verkaufen.«

Der Minister sah ihn an und drückte auf den Kommunikatorknopf. »Mildred? Bitten Sie Murthi, kurz einmal vorbeizuschauen und Mistreß Murgatroyd zu unterhalten. Bei uns ist eine kleine Verzögerung eingetreten.«

»Gut, Herr Minister.«

McClure wandte sich Kiku zu. »Nun hören Sie schon auf, mir Lektionen zu erteilen, und erzählen Sie, was los ist.«

Mister Kiku gab einen ausführlichen Bericht der Hroshii-Krise. Gerade als Mister Kiku von seiner Antwort auf das Ultimatum berichtete, summte der Kommunikator. »Chef? Hier ist Murthi. Mistreß Murgatroyd hat noch eine andere Verabredung.«

»Hören Sie zu, Jack, ich bin in ein paar Minuten bei ihr. Tun Sie, was Sie können.«

»Aber ...«

»Versprechen Sie ihr meinetwegen die Ehe oder sonst etwas. Und jetzt verschwinden Sie. Ich bin beschäftigt.« Er wandte sich an Mister Kiku. »Henry, Sie haben mich wieder einmal übergangen«, meinte er grollend. »Ich kann nichts tun, als Ihr Spiel mitspielen.«

»Darf ich fragen, was Sie in meiner Lage getan hätten, Herr Minister?«

»Ich? Nun, vermutlich das gleiche – nur in schärferem Ton natürlich. Ich gebe sogar zu, daß ich vielleicht nicht daran gedacht hätte, durch diesen LummoX in diplomatische Beziehungen mit ihnen zu treten. Das war gerissen.«

»Gut, Sir. Was hätten Sie für Vorsichtsmaßnahmen getroffen, da es sich schließlich um die Zurückweisung eines Ultimatums handelte? Ich wollte vermeiden, daß der Rat Kampfbereitschaft verkündet.«

»Aber weshalb denn das? Völlig unnötig. Ich hätte die Raumwehr zusammengetrommelt und das Schiffchen in Atome zersprengen lassen. Schließlich befinden sie sich in unserem inneren Verteidigungsring und stoßen Drohungen aus – völlig klare Notwehr auf unserer Seite.«

So etwas dachte ich mir, lag Mister Kiku auf der Zunge. Doch laut sagte er: »Und wenn es uns nicht möglich gewesen wäre, ihr Schiff zu zerstören? Wenn sie selbst uns angegriffen hätten?«

»Das ist doch absurd.«

»Mister MacClure, ich befasse mich seit vierzig Jahren mit Extraterrestriern und weiß, daß man sie niemals

unterschätzen sollte.«

»Nun ... Henry, Sie glaubten doch nicht im Ernst, daß sie uns etwas antun könnten?« Er versuchte in Kikus Zügen zu lesen. »Haben Sie noch nicht alles gesagt? Gibt es eine Möglichkeit, daß sie ihre Drohung wahrmachen könnten?«

»Nein, Sir.«

»Nun?«

»Mister MacClure, in meiner Heimat lebte vor knapp dreihundert Jahren ein Stamm, der sehr tapfer war. Eine kleine Gruppe Europäer stellte ihm gewisse Forderungen – Steuern, wie sie es nannten. Der Häuptling war ein tapferer Mann, und seine Krieger waren zahlreich und gut trainiert. Sie wußten, daß die Fremden Gewehre hatten. Aber sie verließen sich auf ihre zahlenmäßige Überlegenheit und ihren Mut. Durch kluges Planen konnten sie den Feind in einem Cañon festhalten – dachten sie.«

»Und?«

»Sie hatten noch nie etwas von Maschinengewehren gehört. Sie lernten sie kennen, denn sie waren tapfer und griffen immer wieder an. Der Stamm wurde völlig ausgerottet.«

»Sie versuchen, mir Angst einzujagen. Aber schließlich sind wir keine Wilden.«

»Vielleicht. Jedenfalls stellte damals das Maschinengewehr nur eine kleine Verbesserung gegenüber den normalen Gewehren dar. Wir haben zwar Waffen, neben denen ein Maschinengewehr wie ein Taschenmesser aussieht ...«

»Sie wollen damit sagen, daß die Hroshii Waffen ha-

ben könnten, die unsere neuesten Entwicklungen zu Keulen degradieren würden. Ehrlich gesagt, das kann ich nicht glauben. Die Kraft des Atoms ist die ultimate Kraft des Universums. Das wissen Sie ebenso gut wie ich. Und wir kennen diese Kraft. Darüber hinaus sind wir den Fremden zahlenmäßig weit überlegen.«

»So sagte auch der Stammeshäuptling.«

»Sie ziehen doch hoffentlich keine Vergleiche?«

»Aber nein.« Kiku seufzte. »Ich frage mich nur, ob es nicht eine winzige Verbesserung geben könnte, an die wir vielleicht noch nicht gedacht haben. Natürlich verstehe ich zu wenig von den Dingen.«

»Ich auch, aber lassen Sie sich versichern, Henry ... Also, ich werde die Polizeiaktion durchführen lassen.«

»Jawohl, Sir.«

»Sitzen Sie nicht so steif da, und sagen Sie nicht ›Jawohl, Sir‹. Sie wissen es doch auch nicht, oder? Und warum sollte ich es nicht tun?«

»Ich sagte ja nichts dagegen. Wollen Sie das Kommando direkt durchgeben, oder möchten Sie lieber den Truppenkommandanten hierherkommen lassen?«

»Henry, Sie bringen mich noch in Wut. Ich fragte Sie, warum ich es *nicht* tun sollte!«

»Ich weiß auch keinen Grund, Sir. Ich kann Ihnen nur sagen, weshalb ich es Ihnen nicht empfahl.«

»Nun?«

»Weil ich es nicht wußte. Ich möchte nicht russisches Roulette spielen, wenn unser Planet dabei auf dem Spiel steht. Deshalb beschloß ich, so lange wie möglich mit Worten zu kämpfen. Wollen Sie jetzt den Befehl geben,

Sir? Oder soll ich mich um die Einzelheiten kümmern?«

»Hören Sie auf, mich zu drängen.« Er sah seinen Staatssekretär mit rotem Gesicht an. »Als nächstes kommen Sie mir vermutlich wieder mit einem Rücktrittsangebot?«

Mister Kiku zwang sich ein winziges Lächeln ab. »Mister MacClure, ich würde nie an einem Tag zwei Rücktrittsangebote machen.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich warte, bis Sie Ihre Militäraktion durchgeführt haben. Sollten wir danach beide noch am Leben sein, habe ich die Lage völlig falsch eingeschätzt. Und dann haben Sie einen triftigen Grund, mich zu entlassen. Darf ich noch hinzufügen, Sir, daß es mich freuen würde, wenn Sie recht behielten? Denn was habe ich davon, wenn mir posthum recht gegeben wird?«

MacClures Gesichtsmuskeln arbeiteten. Ruhig fuhr Mister Kiku fort: »Darf ich dem Herrn Minister einen Vorschlag unterbreiten?«

»Wie? Aber natürlich! Dazu sind Sie doch verpflichtet.«

»Starten wir den Angriff in den nächsten paar Minuten. Vielleicht erreichen wir durch Hast, was durch Verzögerung ausgeschlossen erscheint. Die Astro-Abteilung kann uns die Daten des feindlichen Schiffes jederzeit angeben.« Er beugte sich über den Kommunikator.

Noch bevor er sprechen konnte, meldete sich eine Stimme: »Chef? Hier spricht Murthi. Ich habe mein Möglichstes getan, aber ...«

»Sagen Sie ihr, sie soll sich zum Teufel scheren.«

»Sir?«

»Umschreiben Sie es natürlich. Dazu sind Sie doch da. Und jetzt lassen Sie mich in Ruhe. Ich habe zu tun.«

»O. K. Sir.«

Mister Kiku rief die Astro-Abteilung an. »Ich muß sofort mit dem Chefballistiker sprechen ... Ah, Cartier, meine Botschaft kommt verschlüsselt ...«

MacClure streckte den Arm aus und unterbrach die Verbindung. »Schon gut«, sagte er heiser, »Sie sind der bessere Bluffer.«

»Ich habe nicht geblufft, Sir.«

»Schon gut, schon gut, Sie haben mich überzeugt, daß Sie einen klugen Kopf auf den Schultern sitzen haben. Ich kann das Leben von fünf Milliarden Menschen nicht aufs Spiel setzen. Soll ich mich jetzt vor Ihnen verbeugen?«

»Nein, danke, Sir. Ich bin sehr erleichtert.«

»*Sie* sind erleichtert? Denken Sie lieber an mich. Wie wollen Sie das Spiel weiterspielen? Ich tappe immer noch im dunkeln.«

»Schön, Herr Minister. Erstens habe ich nach dem Stuart-Jungen geschickt ...«

»Weshalb?«

»Um ihn zum Gehen zu überreden. Ich brauche seine Einwilligung.«

Der Minister sah ihn an, als traue er seinen Ohren nicht. »Verstehe ich recht, Mister Kiku, daß Sie nach Ablehnung des Ultimatums doch kapitulieren wollen?«

»So möchte ich es nicht nennen.«

»Es ist mir egal, in welche diplomatischen Phrasen Sie die nackten Tatsachen kleiden. Ich wollte kein blindes

Risiko eingehen, aber das hier ist etwas anderes. Kein menschliches Wesen wird ausgeliefert, wie groß auch der Druck sein mag – und der Rat wird mir recht geben. Es gibt etwas wie die Menschenwürde. Und ich muß gestehen, daß ich erstaunt und entsetzt bin.«

»Darf ich fortfahren, Sir?«

»Tun Sie das.«

»Ich hatte nie die Absicht, den Jungen auszuliefern. Deshalb fühle ich mich von Ihrer Abscheu nicht getroffen.«

»Aber Sie sagten ...«

»Ich weiß, was ich sagte. Ich schickte nach dem Jungen, weil ich etwas über seine eigenen Wünsche erfahren wollte. Nach dem, was ich von ihm gehört habe, wird er mit Begeisterung zustimmen.«

MacClure schüttelte den Kopf. »Selbst wenn der junge verrückt genug wäre, könnten wir es nicht zulassen. Neunhundert Lichtjahre von der Erde entfernt. Ebensogut könnte ich ihm einen Löffel Gift anbieten.«

»Ich war immer noch nicht am Ende, Sir.«

»Nun?«

»Wenn ich seine Einwilligung besitze, kann ich während der Verhandlungen ein As mehr ausspielen. Und glauben Sie mir, es werden noch viele Verhandlungen nötig sein.«

»Wie zum Beispiel?«

»Über ihre Wissenschaft. Ihren Handel. Ein ganz neues Buch in der Geschichte der Raumfahrt. Noch sind alle Möglichkeiten offen.«

MacClure bewegte sich unruhig. »Ich bin immer noch

nicht überzeugt, daß die Attacke nicht doch besser gewesen wäre. Wenn Menschen Menschen bleiben sollen, müssen wir eben gewisse Risiken auf uns nehmen. Mit diesen Biestern zu verhandeln, die uns drohen, gefällt mir nicht.«

»Herr Minister, wenn meine Pläne versagen, dann werde ich auch dafür stimmen, daß wir kämpfen. Aber vorher müssen wir verhandeln.«

»Gut. Dann erklären Sie mir Ihre Pläne.«

13

Mrs. Kiku ließ ihren Mann am nächsten Morgen ausschlafen. Sie war der Ansicht, daß keine Krise so bedeutend war, um einem Menschen die dringend nötige Ruhe zu rauben. Als er endlich in sein Büro kam, fand er Wesley Robbins, Leiter des Public-Relations-Büros, schlafend in seinem Stuhl. »Morgen, Wes«, weckte ihn Mister Kiku sanft. »Feiner Morgen.« Robbins knallte ein Exemplar der *Capital Times* auf den Tisch. »Schon gelesen?«

»Nein.« Mister Kiku entfaltete die Zeitung.

»Da bin ich dreiundzwanzig Jahre in der Zeitungsbranche tätig, aber so etwas ist mir noch nie vorgekommen.« Mister Kiku las:

FREMDE EINDRINGLINGE DROHEN MIT KRIEG!

Geiseln verlangt

Der Minister für Weltraumangelegenheiten, Mister MacClure, berichtete gestern, daß die fremden Besucher, die sich ›Hroshii‹ nennen, unter Androhung eines Krieges

verlangen ...

Kiku las weiter. Er sah, daß seine Antwort an die Hroshii vom Minister verzerrt wiedergegeben wurde – in einer Weise, die jede friedliche Lösung des Konflikts außer acht ließ.

»Schöner Mist, was?« stellte Robbins fest.

Kiku nickte.

»Und was sollen wir dagegen tun? Das war ein Schlag auf nüchternen Magen. Warum werde ich von solchen Dingen nicht verständigt?«

»Einen Augenblick.« Mister Kiku beugte sich über seinen Kommunikator. »Sicherheitsdienst. O'Neill? Verteilen Sie noch mehr Truppen um das Schiff der Hroshii.«

»Noch einmal, Boß – warum werde ich von solchen Dingen nicht verständigt?«

»Eine vernünftige Frage. O'Neill, es darf keinerlei Zusammenstöße geben. Mischen Sie Spezialpersonal unter die aufgeregte Menge. Und achten Sie besonders auf fremdenfeindliche Organisationen. Hatten Sie bisher schon Schwierigkeiten?«

»Wir sind damit fertig geworden. Aber für die nächsten Stunden kann ich nichts versprechen. Man müßte so was schließlich vorher erfahren ...«

»Sicher. Bleiben Sie in Verbindung mit mir.« Kiku wandte sich an Robbins. »Weißt du, wie es zu diesem Interview kam?«

»Sehe ich so aus. Er ging zum Essen der Dreierkonferenz. Harmlose Sache. Ich hatte seine Rede gelesen und

korrigiert und die Kopien an die Zeitungsfrützen verteilt. Soweit alles in Ordnung. Und dann dies hier vor dem Frühstück. Weißt du jemanden, der meinen Job haben will? Ich möchte in Pension gehen.«

»Wes, hör zu. Ich wollte die Sache geheimhalten, bis wir Näheres wußten, aber jetzt ...« Er erzählte in kurzen Zügen von der neuen Hroshii-Krise.

Robbins nickte. »Und unsere Nummer eins hat dir den Teppich unter den Füßen weggezogen. Ein netter Spielgefährte.«

»Wir gehen am besten zu ihm.«

»Soll ich ihn halten, während du ihm eine verpaßt? Oder umgekehrt?«

»Wie du willst. Gehen wir gleich?«

Der Minister war in seinem Büro, und sie wurden vorgelassen. Sie setzten sich. Robbins wartete, bis Kiku sprechen würde. Aber Kiku schwieg. Seine Züge wirkten wie die einer geschnitzten Ebenholzmaske.

MacClure wurde nervös. »Nun, was gibt es, Henry? Ich bin heute sehr beschäftigt. Man kommt überhaupt nicht mehr zur Ruhe.«

»Ich dachte, Sie würden uns informieren wollen, Herr Minister.«

»Worüber?«

»Haben Sie schon die Morgenzeitung gelesen?«

»Ja ...«

»Die Richtlinien scheinen sich geändert zu haben. Robbins und ich erwarten neue Direktiven.«

»Was für Direktiven?«

»Über Ihre Politik betreffs der Hroshii, Herr Minister.

Oder stimmt das nicht, was in den Zeitungen steht?«

»Nun, nicht genau natürlich. Maßlos übertrieben. Aber im Grunde bleibt die Politik, wie sie ist. Ich informierte nur das Volk über die Dinge, die es unbedingt wissen muß.«

»Aha.« Mister Kiku legte die Fingerspitzen gegeneinander. »In einer Demokratie muß man das Volk informieren. Schön. Ein alter Bürofuchs wie ich verliert manchmal die Übersicht über die elementaren Dinge. Danke, daß Sie mich daran erinnern.« Einen Augenblick schien er völlig in Gedanken verloren. »Ich glaube, ich muß die Sache wiedergutmachen. Ich werde dem Volk alles erzählen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Nun, die ganze Geschichte, Herr Minister. Wie wir in unserer Dummheit und Unachtsamkeit ein Mitglied einer fremden zivilisierten Rasse raubten. Wie durch ein unwahrscheinliches Glück dieses Wesen am Leben blieb. Wie uns dennoch die Vernichtung droht – denn Doktor Ftäml, ein hochintelligentes Wesen einer freundlich gesinnten Rasse, versichert, daß uns die Hroshii in der Tat vernichten können. Außerdem müßten wir dem Volk natürlich mitteilen, daß wir gestern nahe daran waren, die fremde Rasse anzugreifen – daß wir aber die Nerven verloren und uns statt dessen auf Verhandlungen verlegten. Ja, das müssen wir alles dem Volk erzählen.«

Der Mund des Ministers stand weit offen. »Mein Gott, Henry – Sie werden doch keine Revolution entfesseln wollen?«

»Sir? Ich habe alles getan, um eine Revolution zu

vermeiden. Sie wissen, wie schnell die Fremdenfeindlichkeit immer wieder aufflammt.« Er deutete auf die Zeitung. »Das hier kann einen Aufruhr auslösen. Aber lassen Sie sich nicht abhalten. Wir Bürokraten sind vielleicht ein wenig altmodisch. Wir sind immer der Meinung, daß man zuerst handeln und dann reden soll. Aber das ist nicht so wichtig. Herr Minister, wissen Sie eigentlich, daß Sie nicht nur der Nordamerikanischen Union, sondern auch den Völkern der Erde und den Regierungen der Föderation verantwortlich sind?«

»Was hat denn das damit zu tun? Schließlich sind wir die führende Macht.«

»Wen meinen Sie mit ›wir‹? Doch hoffentlich nicht mein kleines Land? Nein, ich glaubte, daß der Rat die Führungsmacht wählt. Und sind Sie sicher, daß beispielsweise die Leute von Mars uns wählen würden, wenn sie wissen, daß wir wahrscheinlich in einen interstellaren Krieg verwickelt sind? Ich glaube nicht.«

Der Minister erhob sich und ging unruhig auf und ab. Kiku blieb sitzen. Wes Robbins säuberte seine Fingernägel mit einem Taschenmesser.

MacClure blieb vor Kiku stehen. »Henry, ich lasse mich nicht von Ihnen bedrohen.«

»Wer bedroht Sie denn, Herr Minister?«

»Sie drehen die Dinge immer so, wie es für Sie am günstigsten ist. Aber ich bin auch nicht von gestern. Sie wissen, daß die ganze Konföderation kopfstehen wird, wenn wir diesen Unsinn veröffentlichen. Wenn das keine Drohung ist! Nach einer solchen Bekanntgabe hätte der terranische Block keinerlei Chancen mehr. Und das gera-

de jetzt, am Höhepunkt der Dreierkonferenz. Es wäre nicht auszudenken.« MacClure rang nach Luft. »Aber ich werde Ihnen den Mund stopfen. Sie sind entlassen. Sofort.«

»Schön, Herr Minister.« Kiku ging gleichgültig auf die Tür zu.

Mitten in der Stille schnappte Wes Robbins Taschenmesser zu. Er stand auf. »Warte, Henry. Mac ...«

MacClure funkelte ihn an. »Sie können mich doch während der Dienstzeit nicht Mac nennen! Schließlich bin immer noch *ich* der Minister – was ich Mister Kiku vergeblich klarzumachen versuchte.«

»Sicher, aber nicht mehr lange.«

»Wes, Sie zwingen mich, Sie ebenfalls zu entlassen.« Er sah, daß Kiku dem Gespräch interessiert zuhörte. »Mister Kiku, was stehen Sie hier noch herum?«

»Bleib da, Henry. Und du, Mac, hörst jetzt zu brüllen auf. Du kannst mich gar nicht entlassen, weil ich vor einer halben Stunde meine Pensionierung beantragt habe. Denke daran, daß ich dich noch von der Zeit her kenne, als du ein kleiner ehrgeiziger Senator warst und um jede Zeile in der Klatschspalte kämpfen mußtest. Damals mochte ich dich, denn du schienst den Arbeitseifer zu besitzen, den man hier so selten findet. Heute möchtest du mich absägen. Mac, um der alten Zeiten willen, erkläre mir eines: Warum bist du so unbedingt darauf bedacht, dir selbst eine Grube zu schaufeln?«

»Ich – mir? Nein, mein Lieber. Und du bist auch nicht der rechte Mann dazu.«

Robbins schüttelte langsam den Kopf. »Mac, du verlierst. Willst du nicht lieber Henrys Zunge herauschnei-

den, bevor ihn die Zeitungsfrtzen ausquetschen? Hier, ich kann dir mein Messer leihen.«

MacClure sah ihn verblüfft an. Er drehte sich um und fauchte Kiku an: »Mister Kiku, Sie werden nicht mit den Leuten der Presse sprechen. Das ist ein Befehl.«

Robbins schüttelte den Kopf. »Mac, bist du denn völlig verrückt geworden? Du kannst ihn doch nicht entlassen und ihm gleichzeitig Befehle erteilen!«

»Geheimnisse des Ministeriums ...«

»Du könntest ihm höchstens eine Geldstrafe wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses aufbrummen, aber das wird ihn nicht vom Sprechen abhalten. Henry hat weder Angst noch Hoffnungen noch Illusionen. Du kannst ihm nichts anhaben.«

»Darf ich auch etwas sagen?« fragte der Mittelpunkt der Debatte.

»Wie? Schießen Sie los, Mister Kiku.«

»Danke, Herr Minister. Ich hatte nicht die Absicht, die Presse über die verzwickteren Punkte dieser Affäre zu unterrichten. Ich wollte nur Ihre Logik ad absurdum führen. Wenn man alles der Öffentlichkeit erzählen wollte ... mein Gott. Sie waren indiskret, Sir. Und ich hoffte, Sie durch meine Vorhaltungen vor weiteren Indiskretionen zu bewahren. Vielleicht gelingt es uns dann noch, die Sache wieder einzurenken.«

MacClure versuchte in seinen Zügen zu lesen. »Meinen Sie das im Ernst, Henry?«

»Ich meine immer, was ich sage.«

MacClure sah Robbins an. »Siehst du, Wes? Du hast den falschen Baum angebellt. Henry ist ein ehrenwerter

Mann, auch wenn wir ab und zu Differenzen haben. Henry, es tut mir leid, ich war vorschnell. Ich dachte ehrlich, Sie wollten mich bedrohen. Vergessen Sie meine Worte über die Entlassung.«

»Nein, Sir.«

»Wie? Aber nun seien Sie doch nicht kleinlich. Ich war wütend und beging einen Fehler. Ich entschuldige mich hiermit. Schließlich geht es um das Wohl der Öffentlichkeit.«

Robbins hustete und verschluckte sich. »Nein, Herr Minister«, antwortete Mister Kiku mild, »es hätte keinen Sinn. Ein Diplomat muß zu jeder Zeit das vollste Vertrauen seiner Vorgesetzten genießen – das ist manchmal seine letzte Waffe.«

»Hm ... ich kann nur immer wieder sagen, daß es mir leid tut.«

»Ich glaube Ihnen, Sir. Darf ich noch einen letzten Vorschlag machen?«

»Aber natürlich, Henry.«

»Kämpf wäre der geeignete Mann, um die Dinge im Laufen zu halten, bis Sie Ihre neue Mannschaft zusammengestellt haben.«

»Ja, sicher, wenn Sie meinen, wird es schon stimmen. Aber, Henry ... wir lassen ihn nur vorübergehend an Ihrer Stelle arbeiten, und Sie überlegen sich die Sache noch einmal.«

»Nein«, sagte Mister Kiku kühl und ging auf die Tür zu.

»Wir sind noch nicht fertig«, sagte plötzlich Wes Robbins laut und deutlich. Er wandte sich an MacClure. »Du sagtest, daß Henry ein ehrenwerter Mann sei. Aber

du hast eines vergessen.«

»Und das wäre?«

»Ich bin keiner.«

Robbins fuhr fort »Henry würde nie unsportlich handeln. Aber ich wurde in den Vierteln am Fluß geboren und mußte mich mit allen möglichen Mitteln durchboxen. Ich werde die Leute von der Presse verständigen. Sie sollen wissen, wie der Hase läuft.«

MacClure funkelte ihn an. »Ein einziges nichtgenehmigtes Interview, und du erhältst nie wieder eine Stelle in der Verwaltung.«

»Du kannst mir nicht drohen, du überreife Tomate. Nach meinem Interview nehme ich eine Stelle bei der *Capital Upside Down* an und schreibe Fortsetzungsberichte über mein Leben im Ministerium.«

MacClure starrte ihn nur an. »Du hast überhaupt kein Treuegefühl.«

»Wirklich, Mac, aus deinem Mund klingt das komisch. Wem hältst du eigentlich die Treue? Außer deiner eigenen Haut?«

Mister Kiku mischte sich ein. »Sei nicht ungerecht, Wes. Schließlich wollte er auf keinen Fall den Stuart-Jungen preisgeben.«

Robbins nickte. »O. K. Mac, das gebe ich zu. Aber du wolltest Henry nach vierzig Dienstjahren feuern, um dein häßliches Gesicht zu wahren. Ganz abgesehen davon, daß du mich völlig übergehst, nur um dein Konterfei neben einem tollen Leitartikel zu sehen. Mac, wir Zeitungsleute hassen nichts mehr als diese Gier nach Schlagzeilen. Ich will dich nicht umkrepeln. Und ich kann dir versi-

chern, daß dein Name in nächster Zeit Schlagzeilen machen wird – allerdings zum letztenmal. Wenn wir nicht...«

»Was meinst du mit ›wenn wir nicht‹?«

»Wenn wir nicht zu einer gemeinsamen Lösung kommen.«

»Aber sieh mal, Wes, ich bin doch bereit, alles menschenmögliche zu tun.«

»Natürlich.« Robbins runzelte die Stirn. »Du wirst der Presse Henrys Kopf servieren. Er gab dir den schlechten Rat. Du hast ihn entlassen, und nun ist wieder alles in Butter.«

Mister Kiku nickte. »So habe ich es mir auch gedacht. Ich mache gern mit ... wenn ich noch mein Mitspracherecht bei Erledigung der Hroshii-Affäre behalte.«

»Du brauchst nicht so auszumatmen, Mac«, grollte Robbins. »Eine klare Lösung ... weil Henry höheren Idealen treu ist. Aber so einfach machen wir es uns nicht.«

»Wenn aber Henry einverstanden ist, wäre es in aller Interesse das beste ...«

»Nein. Wir werden nicht Henrys Kopf servieren – sondern deinen.«

Einen Augenblick sahen sich die beiden Männer fest an. Schließlich meinte MacClure: »Wenn du das vorhattest, Wes, dann vergiß es wieder. Ich nehme den Kampf gern auf. Und die erste Story, die in der Presse erscheint, wird den Fall behandeln, in dem ein Minister zwei seiner Mitarbeiter wegen Treulosigkeit und Inkompetenz entlassen mußte.«

Robbins grinste. »Wenn du es so machst, ist es um so besser für mich. Aber willst du dir nicht auch meinen

Plan anhören?«

»Bitte.«

»Wir können es einfach oder schwer machen. Erledigt bist du auf alle Fälle. Ich bin zwar kein Experte im Umgang mit fremden Zivilisationen, aber selbst ich kann sehen, daß wir uns deine Kommunalpolitik nicht leisten können. Die Frage ist nur die: Willst du kämpfen? Oder willst du noch mit einem winzig kleinen Glorienschein in die Geschichtsbücher eingehen?«

MacClure schwieg. »Wenn du mich zum Reden zwingst, können zwei Dinge geschehen: Erstens, der Ministerpräsident dreht dich durch den Fleischwolf, oder er unterstützt dich und riskiert eine Wahlniederlage im Rat. Und das wäre genau das, worauf Mars und Venus gewartet haben.

Du brauchst nur den ersten Stein wegzuziehen. Dann fällt das Gebäude von selbst ein – und begräbt dich unter sich.

Und nun zu dem einfacheren Weg. Du trittst zurück und wir veröffentlichen dein Rücktrittsgesuch erst vierzehn Tage später. Henry, glaubst du, daß vierzehn Tage reichen werden?«

»Bestimmt.«

»Während dieser Zeit darfst du dir ohne Henrys Erlaubnis nicht einmal die Nase putzen. Ich werde persönlich jedes deiner Worte zensieren. Du kannst die Erledigung der Hroshii-Affäre als Krönung deiner Karriere nehmen. Vielleicht finden wir sogar einen Repräsentationsposten für dich ... wenn du dich gut benimmst. Nicht wahr, Henry?«

Mister Kiku nickte.

MacClure sah von Kikus verschlossenem Gesicht zu Robbins' spöttischer Miene. »Ihr beide seid euch ja einig«, meinte er bitter. »Wahrscheinlich sollte ich euch zum Teufel schicken.«

Robbins gähnte. »Glaub mir, das würde dir nicht viel nützen. Du könntest höchstens einen Aufschub von drei Tagen erwirken. Aber dann wäre es schon schwerer, dich reinzuwaschen. Stimmt es, Henry?«

»Ja. Aber ich bin dafür, daß man die schmutzige Wäsche im Schrank läßt.«

MacClure nagte an seiner Unterlippe. »Ich werde darüber nachdenken.«

»Gut. Und ich warte hier, bis du zu einem Ergebnis gekommen bist. Henry, warum gehst du eigentlich nicht in dein Büro? Ich kann mir vorstellen, daß dein Schreibtisch im Lichterglanz geradezu erstrahlt.«

»Schön.« Mister Kiku verließ den Raum. – Sein Schreibtisch funkelte ihm tatsächlich wie ein Feuerwerk entgegen. Er erledigte die drei roten Lichter, wimmelte die gelben an andere Leute ab und begann seinen Eingangskorb zu lichten.

Er war gerade dabei, einem Professor die Ausreisegenehmigung zu verweigern – das letztemal war der Idiot in einen Tempel eingebrochen und hatte Aufnahmen gemacht –, als Robbins hereinkam und ein Blatt auf seinen Tisch legte. »Hier ist sein Rücktrittsgesuch. Am besten gehst du gleich zum Ministerpräsidenten.«

»Gut.« Mister Kiku nahm das Blatt an sich.

»Ich wollte dich nicht bei mir haben, als ich ihn er-

preßte. Du verstehst?«

»Ja.«

»Ich mußte ihm die Sache mit Kondor ins Gedächtnis rufen, die wir damals für ihn deckten.«

»Bedauerlich.«

»Vergieße nur keine Tränen. Ich muß jetzt die Rede schreiben, die er vor dem Rat hält. Danach werde ich mich mit den Zeitungsleuten beschäftigen, die uns gestern die Sache einbrockten. Vermutlich wird es ihnen nicht passen, daß ich ihre geheiligten Rechte der Redefreiheit einschränken werde.«

»Hm.«

»Aber sie werden schon mitmachen. Schließlich müssen wir Menschen von Terra zusammenhalten.«

»Ich danke dir, Wes.«

»Keine Ursache. Nur eines sagte ich ihm nicht ...«

»Und das wäre?«

»Daß der Junge John Thomas Stuart heißt. Wahrscheinlich hätten uns nämlich die Marsianer unterstützt, wenn sie den Namen gehört hätten.«

Kiku nickte. »Mir schien es auch nicht ratsam, es zu erwähnen.«

»Worüber lachst du?«

»Daß die Hroshii unsere Zeitungen nicht lesen. Ein Glück für uns, nicht wahr?«

14

Mrs. Stuart las die Zeitungen. Greenberg hatte seine ganze Überredungskunst gebraucht, um ihr die Reise in die

Hauptstadt schmackhaft zu machen. Endlich hatte er sie soweit.

Doch als er nun am nächsten Morgen kam, um sie abzuholen, mußte er erkennen, daß er zur *persona non grata* erklärt worden war. Sie bebte vor Wut und drückte ihm wortlos die Zeitung in die Hand.

»Ach, das. Ich habe ein Exemplar im Hotel. Natürlich glatter Unsinn.«

»Das versuchte ich Mutter schon die ganze Zeit über beizubringen«, fiel John Thomas ein. »Aber sie hört nicht auf mich.«

»John Thomas, du hältst den Mund. Nun, Mister Greenberg? Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen?«

Greenberg wußte keine überzeugende Antwort. Er hatte versucht, Mister Kiku zu erreichen, aber Mildred erklärte ihm, daß der Boß bei einer Besprechung sei und nicht gestört werden dürfe.

»Mistreß Stuart, Sie wissen doch, wie verzerrt in den Zeitungen die Interviews wiedergegeben werden. Von Geiseln war überhaupt nicht die Rede.«

»Und weshalb steht es dann da? In einem Interview mit dem Minister selbst! Wer hat mehr zu sagen? Sie oder der Minister?«

Darüber hatte Greenberg seine eigene Meinung, aber er wagte nicht, sie auszusprechen. »Bitte, Mistreß Stuart. Zeitungsnachrichten dürfen nicht als bare Münze genommen werden. Dieser Artikel hat mit dem Fall überhaupt nichts zu tun. Ich bitte Sie doch nur, mit mir in die Hauptstadt zu kommen und sich dort mit dem Staatsse-

kretär zu unterhalten.«

»Nein. Wenn der Staatssekretär mich sprechen will, soll er hierherkommen.«

»Madam, wenn es nicht anders geht, wird er das. Mister Kiku ist ein Gentleman der alten Schule, der einer Dame gewiß keine unnötigen Strapazen zumuten möchte. Aber Sie wissen doch, daß eine interplanetarische Konferenz im Gange ist.«

»Ich habe es mir zur Regel gemacht, mich nicht um Politik zu kümmern.«

Er seufzte. »Aber einige Leute müssen es tun. Mister Kiku kann heute wegen eben dieser Konferenz nicht kommen. Wir hatten gehofft, daß Sie seiner Privateinladung folgen würden.«

»Mister Greenberg, ich gab nur zögernd meine Zustimmung. Und jetzt sehe ich, daß Sie mich täuschen wollten. Woher soll ich wissen, daß es sich nicht um einen Trick handelt? Eine Verschwörung, um meinen Sohn diesen *Monstren* zu übergeben?«

»Madam, bei meiner Ehre als Diplomat der Föderation versichere ich Ihnen ...«

»Strengen Sie sich nicht an, Mister Greenberg. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen ...«

»Bitte, Mistreß Stuart. Wenn Sie nur ...«

»Mister Greenberg, zwingen Sie mich nicht, unhöflich zu einem Gast zu sein. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.«

Greenberg ging. Er dachte daran, den Jungen allein zu erwischen und ihn zu überreden, aber John Thomas war still hinausgegangen.

Auf dem Landedach des Hotels erwartete ihn ein Reporter. »Augenblick, Mister Greenberg. Mein Name ist Hovey.« Er hielt ihm ein Mikrophon unter die Nase. »Was sagen Sie zu Mister MacClures Interview?«

»Kein Kommentar.«

»Mit anderen Worten, Sie sind einverstanden?«

»Kein Kommentar.«

»Dann sind Sie nicht einverstanden?«

»Kein Kommentar. Ich habe es eilig.« Das stimmte. Er mußte unbedingt herausfinden, welcher Esel für das Interview verantwortlich war.

»Nur eine Sekunde ... ich würde gern einmal meinen Kollegen von den großen Zeitungen zuvorkommen.«

Greenberg zuckte die Achseln. Der junge Mann konnte ja nichts dafür. »Gut, aber machen Sie es kurz.«

»Es heißt, daß Sie hier sind, um John Thomas Stuart in die Hauptstadt zu bringen und ihn dort den Hroshii zu übergeben. Stimmt das?«

»Kein Kom ... Nein, schreiben Sie folgendes: Kein Bürger der Föderation wurde je irgendeiner Macht als Geisel ausgeliefert.«

»Ist das amtlich?«

»Ja«, erklärte Greenberg fest.

»Was tun Sie aber hier? Sie sollen doch den jungen Stuart und seine Mutter in die Hauptstadt bringen? Die Hauptstadt untersteht nicht der Staatspolizei. Unsere Beamten könnten ihn also dort nicht schützen?«

Greenberg schüttelte ärgerlich den Kopf. »Jeder Bürger genießt in der Regierungsenklave die gleichen Rechte wie an seinem Heimatort.«

»Warum wollen Sie den Jungen in die Hauptstadt holen?«

Greenberg log schnell und fließend. »John Thomas Stuart kennt die Psychologie der Hroshii wie kein anderer. Er muß uns bei den Verhandlungen helfen.«

»Das sieht schon besser aus. ›Junger Bürger von Westville als diplomatischer Assistent berufen‹. Wie wäre das? Eine hübsche Schlagzeile.«

Greenberg nickte. »Sind Sie jetzt fertig? Ich habe es eilig.«

»Sicher«, meinte Hovey. »Ich bringe das Ganze schon auf ein paar tausend Worte. Danke, Sir. Bis später.«

Greenberg ging in sein Zimmer, schloß sich ein und wandte sich an die Teleleitung, um im Ministerium anzurufen. Doch in diesem Augenblick summte es. Polizeichef Dreiser erschien am Bildschirm. »Mister Greenberg?«

»Hallo, Mister Dreiser. Wie geht's?«

»Danke, danke. Aber Mister Greenberg – Mistreß Stuart hat mich soeben angerufen.«

»Ja?« Greenberg spürte ein plötzliches Verlangen nach den kleinen weißen Pillen, die der Boß immer schluckte.

»Mister Greenberg, wir arbeiten immer mit den Herren des Ministeriums zusammen.«

Greenberg gestattete sich eine sarkastische Zwischenbemerkung, worauf Dreiser rot anlief.

»Was gibt es denn?«

»Mistreß Stuart vermißt ihren Sohn. Sie glaubt, daß er sich bei Ihnen aufhalten könnte.«

»Da ist sie im Irrtum. Ich habe keine Ahnung, wo er ist.«

»Wirklich?«

»Mister Dreiser, ich kann es nicht leiden, wenn mich jemand einen Lügner nennt.«

Dreiser gab nicht nach. »Entschuldigung. Aber eines muß ich noch hinzufügen. Mistreß Stuart möchte nicht, daß ihr Sohn die Stadt verläßt. Die Polizei unterstützt sie voll und ganz.«

»Aber natürlich.«

»Damit wir uns nicht mißverstehen, Sir – Sie sind zwar ein bedeutender Beamter des Ministeriums, aber ich werde mich nicht scheuen, Sie zu verhaften, falls Sie gegen die Gesetze verstoßen. Ich habe von der Sache in der Zeitung gelesen und muß sagen, daß sie mir nicht besonders gefällt.«

»Sir, wenn Sie zu dem Entschluß kommen, daß ich etwas Illegales tue, dann bitte ich Sie sogar darum, mich zu verhaften.«

Greenberg unterbrach die Verbindung. Sollte er Mister Kiku lieber doch nicht anrufen? Er wußte, daß der Boß es nicht mochte, wenn seine Leute wegen jeder Kleinigkeit zu ihm gelaufen kamen. In diesem Augenblick summt das Telefon von neuem. Er meldete sich und sah sich einer lächelnden Betty Sorensen gegenüber. »Hier ist Miß Smith.«

»Hmm ... wie geht es denn, Miß Smith?«

»Danke. Ich bin zur Zeit etwas beschäftigt. Ich rufe Sie wegen meines Klienten, Mister Brown, an. Er muß dringend eine Reise unternehmen und einen Freund be-

suchen. Glauben Sie, daß sein Freund ihn empfangen wird?»

Greenberg überlegte schnell. Es war gefährlich, denn die anderen Hroshii umschwirrten Lummo wie die Fliegen. Und Mister Kiku hatte bestimmt nicht an eine Begegnung gedacht.

Nun, die Polizei konnte im Notfall ein Lähmungsfeld über den ganzen Raumhafen ziehen. Übermenschen waren die Hroshii auch nicht. »Sagen Sie Mister Brown, daß sein Freund ihn erwarten wird.«

»Danke. Wo könnte uns Ihr Pilot aufnehmen, Mister Jones?«

Greenberg zögerte. »Es wäre vielleicht besser, wenn Mister Brown die Handelslinie benutzt. Einen Augenblick.« Greenberg studierte den Fahrplan, der in praktisch jedem Hotelzimmer auflag. »Das nächste Schiff fliegt in einer Stunde in Stateport ab. Könnte Mister Brown noch einen Platz bekommen?«

»Hm, vielleicht. Nur die finanzielle Regelung ...«

»Und wenn ich Ihnen persönlich eine kleine Summe zur Verfügung stelle?«

Sie lächelte. »Das wäre sehr liebenswürdig von Ihnen.«

»Wie kann ich Ihnen die Summe zukommen lassen?«

Betty nannte eine kleine Imbißstube namens *Chocolate Bar* gegenüber dem Schulkomplex. Ein paar Minuten später saß er auf einem Barhocker und schlürfte ein Gemisch aus Milch und Schokolade. Betty kreuzte auf, er überreichte ihr einen Umschlag, und sie ging wieder. Er blieb, bis er den Inhalt seines Glases nicht mehr sehen

konnte. Dann schlenderte er ins Hotel zurück.

Nach zwei weiteren Stunden rief er Mrs. Stuart an. »Ich erfuhr soeben, daß Ihr Sohn auf eigene Faust in die Hauptstadt flog.«

Er wartete, bis sie sich beruhigt hatte und fuhr dann fort: »Mistreß Stuart, ich befinde mich im Augenblick noch in Westville, muß aber in Kürze in die Hauptstadt aufbrechen. Dürfte ich Sie mitnehmen?«

Eine halbe Stunde später brachen sie in Richtung Hauptstadt auf.

*

Mister Kiku sah John Thomas Stuart zum erstenmal. Obwohl er Johnnies Großvater hätte sein können, behandelte er ihn wie einen Gleichaltrigen. Er dankte ihm für sein Kommen und bot ihm Erfrischungen an. Dann erklärte er in kurzen Worten, daß LummoX nicht heimfliegen wolle, wenn ihr Freund John Thomas nicht mitkäme. »Es ist für die Hroshii von außerordentlicher Wichtigkeit, daß LummoX mit ihnen fliegt. Auch für uns ist es wichtig, wenn auch aus anderen Gründen.«

»Sie wollen sagen«, fragte John Thomas direkt, »daß sie uns angreifen werden, wenn ich nicht nachgebe? So stellen es jedenfalls die Zeitungen hin.«

Mister Kiku zögerte einen Augenblick. »Vielleicht. Aber deshalb habe ich Sie nicht hierhergebeten. Ich zweifle, daß die Hroshii etwas ohne die Einwilligung von LummoX täten – und LummoX würde nicht zulassen, daß man Terra zerstört.«

»Das glaube ich auch – wenn es stimmt, daß LummoX etwas zu sagen hat. Ist er denn von königlicher Abstammung?«

»Vielleicht. Wir kennen ihre Sitten nicht. Auf alle Fälle sind Lummies Wünsche wichtig.«

John Thomas schüttelte verwundert den Kopf. »Das klingt komisch. Wenn ich daran denke, wie ich mit ihm umgesprungen bin.«

»Auf alle Fälle verlange ich nicht von Ihnen, daß Sie sich für die Erde opfern. Ich habe Sie hierhergebeten, um Ihre eigene Meinung über die Sache zu hören. Wenn es Ihnen möglich wäre, mit LummoX auf seinen Heimatplaneten – Hroshiud heißt er – zu gehen, würden Sie zustimmen? Sie müssen meine Frage selbstverständlich nicht sofort beantworten.«

»Was gibt es da zu überlegen? Selbstverständlich würde ich mitgehen.«

»Handeln Sie nicht voreilig.«

»Gewiß nicht. LummoX braucht mich. Er fühlte sich unter Fremden nie wohl. Und Sie können mir glauben, daß ich ihn nicht im Stich lassen werde.«

»Denken Sie daran, daß es sich um eine Entfernung von fast tausend Lichtjahren handelt.«

John Thomas zuckte die Achseln. »Mein Urgroßvater war auch dort.«

»Hm – ich vergaß Ihre Vorfahren. Aber interessiert es Sie gar nicht, welche andere Lebewesen Sie begleiten werden?«

»Ach, das sind doch Nebensächlichkeiten. Wann darf ich LummoX besuchen, Sir?«

Mister Kiku preßte die Lippen zusammen. »Nicht sofort. Ich habe noch einige Dinge vorher zu erledigen. Inzwischen können Sie sich die Stadt ein bißchen ansehen. Ich schicke Ihnen einen Begleiter, der für Ihre Ausgaben aufkommen wird.«

»Einen Anstandswauwau? Ich bin erwachsen.«

»Gewiß. Aber das hat einen anderen Grund. Ich möchte nicht, daß Sie von Reportern überfallen werden. Nur wenn es Ihnen recht ist, natürlich. Zwingen will ich Sie keineswegs.«

John Thomas nickte zustimmend.

Während Mister Kiku John Thomas an seinem Schreibtisch empfangen hatte, empfing er seine Mutter in einem verschwenderisch ausgestatteten Klubraum, der von den Psychologen eigens entworfen worden war, um Besucher zu beeindrucken. Mister Kiku wußte, was ihm bevorstand.

Er traktierte Mrs. Stuart mit Tee und höflicher Aufmerksamkeit und hielt das Gespräch in einem leichten Plauderton. »Wirklich reizend, Madam, daß Sie sich die Mühe gemacht haben, persönlich hierherzukommen. Zucker? Zitrone?«

»Nein danke. Mister Kiku, ich wollte nur von Anfang an klarstellen ...«

»Versuchen Sie doch diese Windbeutel. Hat Mister Greenberg Sie bequem untergebracht?«

»Wie? O ja, eine hübsche kleine Suite mit Blick auf die Himmelsärten. Aber, Mister Kiku ...«

»Es war für mich untröstlich, daß ich Ihnen diese Reise zumuten mußte. Aber ich bin ein Gefangener meines

Berufs. Sie verstehen. Manchmal kann ich einfach nicht fort.«

»Das ist verständlich. Nun kommen wir ...«

»Ich danke Ihnen für Ihr Einsehen. Sie sind unser Gast, solange Sie es wünschen. Selbst wenn man schon oft in der Hauptstadt war, lohnt sich ein Besuch immer wieder. Soviel ich von meiner Frau weiß, kann man hier herrlich einkaufen.«

»Nun ja, ich muß gestehen, daß mir einige der Läden sehr verlockend erschienen.«

»Dann nützen Sie die Gelegenheit aus, gnädige Frau. Man soll das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Was mich zu unserem eigentlichen Thema bringt, Madam. Ich habe mit Ihrem Sohn gesprochen ...«

»Mister Kiku ...«

»Wenn Sie gestatten – ich fasse mich kurz. Wir sind im Begriff, zur Anknüpfung von Beziehungen mit den Hroshii einen größeren wissenschaftlichen Stab zum Heimatplaneten der Hroshii zu schicken. Ich möchte Ihren Sohn als Sonderberater mitschicken. Er war einverstanden.« Mister Kiku wartete auf die Explosion.

»Völlig undenkbar. Das kommt nicht in Frage.«

»Weshalb, Mistreß Stuart?«

»Mister Kiku, was für ein Ungeheuer sind Sie eigentlich? Ich weiß, was Sie vorhaben! Sie wollen meinen Sohn, meinen einzigen Sohn, diesen Bestien als Geisel ausliefern. Unerhört!«

Er schüttelte den Kopf. »Madam, Sie haben sich von einer unrichtigen Zeitungsmeldung irreführen lassen. Haben Sie die Berichtigung nicht gelesen?«

»Nein, aber ...«

»Ich werde Ihnen ein Exemplar beschaffen. Es erklärt, wie es dazu kommen konnte, daß so ein Unsinn gedruckt wurde. Sie kennen das Prinzip der Föderation: Alle für einen – wenn es sein muß, gegen die ganze Galaxis. In diesem Fall ist Ihr Sohn der ›eine‹. Hinter ihm stehen viele Planeten. Aber es wird zu keiner Auseinandersetzung kommen. Ihr Sohn schließt sich einer Forschergruppe an, die dazu beitragen wird, eine kulturelle Brücke zwischen zwei zivilisierten Rassen zu schlagen.«

»Hmmm. In den Zeitungen steht, daß die Hroshii meinen Sohn verlangen. Erklären Sie mir *das*, wenn Sie können!«

»Ein Übersetzungsfehler. Sie fragten nach Ihrem Sohn, aber im Namen der Hroshia, die viele Jahre zu Ihrem Haushalt gehörte. Weil LummoX sehr an Ihrem Sohn hängt. Diese Freundschaft zwischen den beiden verschiedenartigen Wesen ist das höchste Gut, das es gibt. Denn sie überbrückt den Abgrund, der die Völker voneinander trennt. Man ist versucht, John Thomas und LummoX als Sendboten des Allmächtigen anzusehen.«

Mrs. Stuart rümpfte die Nase. »Blödsinn!«

»Sind Sie sicher, Madam?«

»Eines weiß ich sicher: mein Sohn wird *nicht* in die Fremde gehen. In einer Woche beginnt die Universität. Da gehört er hin.«

»Sie sind um seine Erziehung besorgt, Madam?«

»Sein Vater wünscht eine gute Ausbildung. Er hat einen eigenen Ausbildungsfond anlegen lassen. Ich werde dem Wunsch meines verstorbenen Gatten nachkommen.«

»Ich kann Sie beruhigen. Die Begleiter Ihres Sohnes werden Spitzenwissenschaftler sein. Keine Universität kann sich so viele Kapazitäten leisten. Ihr Sohn wird systematisch ausgebildet und erhält seinen Doktorgrad vom Institut für Raumwissenschaften.«

»Dieses Institut hat nicht den Rang einer Universität.«

»Dennoch kann es den Doktorgrad verleihen. Aber das ist doch Nebensache, gnädige Frau. Ihr Sohn wird eine einmalige Erziehung bekommen. Soviel ich weiß, ist es sein Wunsch, Xenologie zu studieren. Nun, etwas Besseres kann er sich nicht wünschen. Denn die meisten Xenologen kommen ihr Leben lang nicht dazu, in den Raum zu fahren und fremde Kulturen an Ort und Stelle zu untersuchen. Wir wissen wenig von den Hroshii. Er wird die Grenzen der Wissenschaft weiter hinausschieben helfen.«

»Er wird *nicht* Xenologie studieren.«

»Wie? Aber das erzählte er doch Mister Greenberg.«

»Ach, ich weiß – aber er soll sich diesen dummen Gedanken nur aus dem Kopf schlagen. Mein Sohn studiert etwas Solides – Recht zum Beispiel.«

Mister Kiku runzelte die Brauen. »Bitte, Mistreß Stuart«, sagte er eindringlich. »Nur das nicht. Ich bin selbst Rechtsanwalt – er könnte so wie ich enden.«

Sie sah ihn scharf an. Er fuhr fort: »Warum wollen Sie ihn zu einem Beruf zwingen, der ihm nicht gefällt?«

»Das ist meine Sache. Mister Kiku, ich habe das Gefühl, daß unsere Unterredung zwecklos ist.«

»Ich hoffe nicht, gnädige Frau. Darf ich etwas weiter ausholen?« Ohne ihre Zustimmung abzuwarten, fing er

an: »Die Hroshii sind ganz anders als wir. Nur das Denkövermögen haben beide Rassen gemeinsam.

Uns erscheinen sie so fremd, daß wir daran verzweifeln müßten, wäre nicht eine Tatsache zu bedenken.«

»Ja?«

»Die Freundschaft zwischen Ihrem Sohn und Lummo. Sie beweist, daß die beiden Rassen sich verstehen könnten. Aber ich schweife ab. Vor mehr als hundert Jahren traf eine junge Hroshia auf einen Fremden, der ihr sofort gefiel. Ihr Mann wird Ihnen die Geschichte erzählt haben. Doch hören Sie sich einmal an, wie die Sache in den Augen der Hroshii aussah.

Sie brauchten die kleine Hroshia dringend zurück. Bei ihnen gibt es sechs verschiedene Geschlechter, die nach einem unglaublich verwirrendem Schema gekreuzt werden. Schon vor zweitausend Jahren stand fest, welche Rolle Lummo bei dieser Paarung spielen würde. Können Sie das begreifen, Mistreß Stuart? Ich nicht. Aber das kommt vielleicht daher, daß wir zu den kurzlebigsten intelligenten Rassen gehören, die es gibt.

Was würden wir tun, wenn ein Kind mehr als hundert Jahre vermißt wäre? Es hat gar keinen Sinn, diese Frage zu beantworten. Nach ein paar Jahren hätten wir es für tot gehalten. Nicht so die Hroshii. Sie wissen, daß sie nicht so schnell sterben. Sie können auch nicht verhungern. Wissen Sie, warum Lummo so sehr viel größer als seine Artgenossen ist? Weil Sie ihm – oder ihr – zuviel zu fressen gaben.«

»Das sagte ich John Thomas wiederholt.«

»Nun ja, das ist weiter nicht so schlimm. Man läßt die

Arme im Augenblick fasten. Die Hroshii waren anscheinend nicht böse über den Diebstahl oder die Entführung ihrer Kleinen. Sie kannten ihre Abenteuernatur, da sie zu dem Erbgut gehörte, das man dem Kind mitgegeben hatte. Aber sie wollten sie zurück haben und suchten Jahr für Jahr die Galaxis ab – wobei sie nur wußten, wie jene Besucher von der Erde ausgesehen hatten.

Uns hätte diese Suche entmutigt ... nicht aber sie. Ich habe den Eindruck, daß für sie das Jahrhundert der Suche nicht mehr bedeutete, als wenn man bei uns ein paar Monate nach einem Verschollenen forschen würde. Man fand die Vermißte. Wieder war man weder ärgerlich noch dankbar. Wir Menschen zählten einfach nicht.

Die Hroshii hätten unser Land verlassen und wären nie wiedergekommen, hätte Lummox nicht gestreikt. Mit der Hartnäckigkeit eines Kindes verlangte sie, daß man ihr diesen entsetzlichen Freund brächte ... ich spreche vom Standpunkt der Hroshii aus. Denn stellen Sie sich vor, wie ihnen zumute gewesen sein muß. Man brauchte Lummox dringend für dieses Vererbungsschema – und sie weigerte sich. Sie zeigt keinerlei Verantwortungsgefühl für die Gesellschaft – was man von einem Kind auch nicht verlangen kann.« Mister Kiku spreizte die Finger. »Verstehen Sie, in was für einer verzwickten Lage sich die Hroshii befinden?«

Mrs. Stuart preßte die Lippen zusammen. »Es tut mir leid, aber diese Angelegenheit geht mich nichts an.«

»Sicher. Die einfachste Lösung wäre es wohl, Lummox bei Ihnen zu lassen und zu warten, bis er erwachsen genug ist, um die Lage zu verstehen ...«

»Was? Ich werde nicht dulden, daß die Bestie einen einzigen ihrer Füße über meine Schwelle setzt.«

Mister Kiku streichelte sein Kinn. »Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau. Lummo lebt in Ihrem Haus schon über hundert Jahre. Und wenn ich mich recht erinnere, ist er Eigentum Ihres Sohnes.«

»Das hat doch damit nichts zu tun! Sie können mir das nicht antun.«

»Ein Gericht würde wohl entscheiden, daß er Ihrem Sohn gehört. Aber warum wollen Sie es dazu kommen lassen? Ich verstehe einfach nicht, warum Sie sich so sträuben, den Lebenswunsch Ihres Sohnes zu erfüllen.«

Sie saß schweigend da und atmete erregt. Mister Kiku wartete. Schließlich sagte sie: »Mister Kiku, der Welt-raum hat mir meinen Mann genommen. Ich möchte mir nicht auch noch den Sohn nehmen lassen.«

Er schüttelte traurig den Kopf. »Mistress Stuart, Söhne sind von Anfang an verloren.«

Sie nahm ein Taschentuch heraus und tupfte sich die Augen ab. »Ich kann ihn nicht so weit fortlassen. Er ist ja noch ein Kind.«

»Er ist ein Mann, Mistress Stuart. Schon Jüngere sind im Kampf gefallen.«

»Erkennen Sie daran den Mann?«

»Ich wüßte keine bessere Wertskala.«

Er sah sie an und fuhr dann langsam fort: »Sie haben moralisch kein Recht, ihn am Erwachsenwerden zu hindern.«

»Wie können Sie so etwas sagen? Ich versuche lediglich, ihm zu helfen und ihn zu leiten.«

Mister Kiku lächelte grimmig. »Madam, eine Schwäche, die charakteristisch für unsere Rasse ist. Wir verstehen es, eine Begründung für die eigensüchtigsten Handlungen zu finden. Ich wiederhole, daß Sie kein Recht haben, ihn in Ihr Schema zu pressen.«

»Ich habe mehr Rechte als Sie! Noch bin ich seine Mutter.«

»Ist ›Mutter‹ gleich ›Besitzer‹? Ich sehe, es hat keinen Sinn. Wir beide werden uns nie einigen. Aber ich werde Ihrem Sohn dazu verhelfen, daß er seinen Willen durchsetzt.«

»Aus niedrigsten Motiven!«

»Es geht nicht um meine und nicht um Ihre Motive.« Er erhob sich. »Es tut mir leid, daß wir zu keiner Eini-
gung kommen konnten.«

»Ich werde mich wehren. Schließlich ist er noch minderjährig ... Ich habe Rechte.«

»Beschränkte Rechte, Madam. Er könnte sich volljährig erklären lassen.«

Sie keuchte. »Das würde er mir nie antun! Seiner Mutter ...«

»Vielleicht. Aber unsere Jugendgerichte sind oft anderer Meinung. Zwangsausübung bei der Berufswahl ist meist eine klare Sache. Aber Mistreß Stuart, wenn Sie so weit gehen, verlieren Sie ihn ganz.«

Als Mister Kiku in sein Büro zurückkehrte, spürte er, wie seine Magengeschwüre rebellierten. Aber er nahm keine

Pille. Statt dessen beugte er sich über den Kommunikator. »Sergei! Sie können kommen.«

Greenberg trat ein und legte zwei Tonbandspulen auf den Tisch. »Uff! Ich bin froh, daß ich diese Dinger wieder loswerde.«

»Löschen Sie sie und vergessen Sie, daß Sie das Gespräch jemals gehört haben.«

»Mit Vergnügen. Boß, warum haben Sie ihm keine Narkose gegeben?«

Kiku zuckte die Achseln.

»Wes Robbins packte ihn ziemlich brutal an. Ich kam mir wie ein Horcher an der Wand vor. Warum gaben Sie mir die Aufzeichnungen überhaupt? Ich hatte mit der Sache nichts zu tun. Oder doch?«

»Nein. Aber eines Tages werden Sie wissen müssen, wie man mit solchen Dingen fertig wird.«

»Mmmmm ... Boß, wollten Sie wirklich auf sich sitzenlassen, daß er sie feuerte?«

»Ach, stellen Sie doch keine dummen Fragen.«

»Entschuldigung. Wie sind Sie mit der streitbaren Lady zurechtgekommen?«

»Sie läßt ihn nicht gehen.«

»Und was jetzt?«

»Er geht trotzdem.«

»Sie wird aus Rache bei den Zeitungen auspacken.«

»Natürlich.« Mister Kiku beugte sich über seinen Kommunikator. »Wes?«

»Mister Robbins befindet sich mit dem Minister bei der Beerdigung des Außenministers von Venus«, erklärte eine weibliche Stimme.

»Danke, Shizuko. Er soll zu mir kommen, wenn er zurückkehrt.«

»Gut, Sir.«

Kiku wandte sich wieder Greenberg zu. »Sergei, Ihre Ernennung als Diplomat Erster Klasse wurde bestätigt. Sie werden die Papiere auf Ihrem Schreibtisch vorfinden. Allerdings möchte ich die Sache erst in drei Monaten veröffentlichen.«

Greenbergs Gesicht blieb ausdruckslos. »Schön«, stellte er fest. »Aber weshalb? Weil ich mir jeden Abend brav die Zähne putze? Oder weil ich meinen Schreibtisch morgens persönlich abstaube?«

»Sie gehen als Leiter der diplomatischen Mission nach Hroshiud. Mister MacClure wird Botschafter sein, aber ich glaube nicht, daß es ihm gelingt, die Sprache zu lernen ... wodurch die Last der Verhandlungen auf Ihnen ruhen wird. Fangen Sie sofort mit den entsprechenden Sprachstudien an. Verstanden?«

Jawohl, dachte Greenberg. *Ich werde also MacClures Kinderschwester spielen müssen.* »Hm«, meinte er nachdenklich, »und was geschieht, wenn sich der Botschafter Doktor Ftämls bedient? Dann sitze ich hilflos neunhundert Lichtjahre von der guten alten Erde entfernt.«

»So leid es mir tut«, erklärte Kiku, »aber Doktor Ftäml kann ich nicht entbehren. Ich brauche ihn als Dolmetscher für die Hroshii-Mission. Er hat bereits zugesagt.«

»Na, dann kann ich ja anfangen ... ein paar Brocken habe ich schon aufgeschnappt. Seitdem fühlen alle Hunde mütterliche Gefühle für mich. Aber wie haben Sie das

alles arrangiert? Während ich in Westville war?«

»Ich *werde* es arrangieren.«

»Ich bewundere Ihre Zuversicht, Boß. Meiner Meinung nach sind Sie mindestens ebenso stur wie Mistreß Stuart. Übrigens habe ich mit Doktor Ftäml gesprochen, während Sie sie umzustimmen versuchten. Er meint, die Hroshii drängen allmählich. Sollten wir sie nicht ein bißchen beruhigen?«

»Aber nein. Weder sie noch Doktor Ftäml. Sie sollen ruhig noch ein bißchen schmoren.«

Greenberg kaute seinen Daumen. »Boß«, sagte er langsam, »ist das nicht eine Herausforderung? Oder haben Sie noch einen Trumpf im Ärmel?«

»Mein einziger Trumpf ist der junge Stuart.«

»Dachte ich mir. Es liegt mir fern, einen gewissen Herrn zu zitieren, aber sollte man nicht die Öffentlichkeit verständigen, wenn das Risiko so groß ist?«

»Man sollte, aber ich tue es nicht.«

»Was wollen Sie damit nun wieder sagen?«

»Sergei«, sagte Mister Kiku langsam, »wir Politiker sind wie Piloten, die sich auf eine Notlandung vorbereiten müssen. Sie sagen den Passagieren erst nach geglückter Landung, wie gefährlich die Sache war. Und wenn die Landung nicht glückt ... nun ja.«

»Das klingt ganz gut, Sir. Ich hoffe nur, daß Sie recht behalten.«

»Das hoffe ich auch. Ich will morgen vormittag die Konferenz einberufen.«

»Gut. Ich sage Doktor Ftäml Bescheid. Dann bleiben sie wenigstens heute nacht ruhig.«

»Hm, aber wenn sie so drängen, müßten wir sie eigentlich noch einen Tag warten lassen.« Kiku sah nachdenklich vor sich hin. »Ftäml soll ihnen folgendes ausrichten: Unsere Bräuche erfordern es, daß die Partei, die verhandeln möchte, Geschenke schickt. Die Zahl der Geschenke und ihr Wert zeigen, wie wichtig der Partner die Konferenz nimmt.«

Greenberg runzelte die Stirn. »Irgendeinen Schwindel haben Sie vor, aber ich komme Ihnen im Augenblick nicht auf die Schliche. Doktor Ftäml weiß, daß unsere Bräuche nichts dergleichen erfordern.«

»Dann müssen Sie ihn überzeugen, daß es diesen Brauch früher gab und daß er heute nur bei äußerst wichtigen Konferenzen noch gepflegt wird.«

»So könnte es gehen.«

»Wir sind die schwächere Partei, weshalb wir gleich von Anfang an versuchen müssen, Oberwasser zu gewinnen. Ich hoffe, daß das Symbol sie beeindruckt. Der Bittsteller bringt Geschenke ... ein Bild, das auch die Hroshii verstehen müßten.«

Kiku zuckte die Achseln. »Wählen Sie sich Ihre Leute gleich aus. Morgen muß ich eine Liste vorliegen haben.«

Greenberg stöhnte. »Und ich wollte heute früh schlafen gehen.«

»Diesen Wunsch können Sie in meinem Amt streichen. Ach ja ... sobald die Konferenz vorbei ist, schicken Sie einen zuverlässigen Mann auf das Schiff, um zu sehen, welche Änderungen vorgenommen werden müssen, damit menschliche Passagiere befördert werden können.«

»Einen Augenblick, Boß. Ich würde eigene Schiffe

vorziehen. Woher wissen Sie überhaupt, daß sie Platz für uns haben?»

»Unsere Schiffe werden folgen. Aber die Hroshia fährt mit ihnen, und der junge Stuart fährt mit der Hroshia. Deshalb muß die ganze Mission in ihrem Schiff untergebracht werden.«

»Ich verstehe.«

»Es wird Platz sein, denn ein Teil ihrer Leute bleibt als Botschaftspersonal hier. Hundert Hroshii werden beispielsweise durch hundert Menschen ersetzt.«

»In andern Worten«, meinte Greenberg ruhig, »bestehen Sie auf Geiseln.«

»Geisel«, sagte Kiku streng, »ist ein Wort, das ein Diplomat aus seinem Vokabular streichen sollte.«

*

Man hatte den im Erdgeschoß liegenden Saal gewählt, weil seine Tür groß genug und sein Boden stark genug war. Am Raumhafen selbst wäre die Konferenz sicherer gewesen, doch trotz Doktor Ftämls Beschwörungen hatte Mister Kiku auf dem Protokoll bestanden.

Ihre Geschenke waren bereits angekommen.

Sie wurden auf beiden Seiten des großen Saals gestapelt. Ihren Wert kannte man nicht. Die Xenologen waren aufgeregt wie Kinder, die ihr Geburtstagsgeschenk sehen, aber Mister Kiku verstand es, sie in Zaun; zu halten.

Sergei Greenberg befand sich mit Kiku im Erfrischungsraum hinter der Rednerbühne, als die Delegation der Hroshii einzog. Er sah besorgt aus. »Die Sache ge-

fällt mir nicht, Boß.«

»Warum nicht?«

Greenberg warf einen Blick auf die anderen Anwesenden – Mister MacClure und ein Double für den Ministerpräsidenten. Das Double, ein geübter Schauspieler, nickte nur und wandte sich wieder der Rede zu, die er halten mußte. Aber MacClure fragte scharf: »Was ist los, Greenberg? Haben diese Teufel etwas vor?«

»Hoffentlich nicht.« Greenberg wandte sich an Kiku. »Ich sah mir die Sicherheitsvorkehrungen von der Luft aus an. Sie scheinen in Ordnung zu sein. Die Sonnenpromenade ist von hier bis zum Raumhafen abgesperrt. Die Wachtposten genügen, um einem mittleren Kampfstandzuhalten. Die Hroshii selbst setzen jede Viertelmeile Leute ab. Außerdem errichten sie an den wichtigen Verteidigungspunkten seltsame technische Geräte. Vielleicht nur eine Nachrichtenverbindung bis zum Schiff. Aber ich bezweifle es. Eher halte ich die Dinger für Waffen.«

Mister Kiku nickte.

»Sehen Sie, Mister Kiku«, begann der Minister besorgt, »wenn ...«

»Bitte, Mister MacClure. Der Sicherheitschef hat mir schon Bericht erstattet. Er erhielt den Auftrag, nur anzugreifen, wenn die Hroshii versuchen, unsere Absperungen zu überwinden.«

»Wir könnten eine Menge Leute verlieren«, meinte Sergei.

»Gewiß. Aber überlegen Sie doch, Sergei, was Sie tun würden, wenn Sie zum erstenmal das Lager eines Frem-

den betreten? Ihm völlig vertrauen? Oder den Rückzug sichern?«

»Mmm ... natürlich.«

»Ich halte das für das positivste Zeichen, das uns die Fremden bisher gaben. Wenn es sich um Waffen handelt – was ich sehr hoffe – dann zeigen die Hroshii, daß sie uns als Gegner nicht unterschätzen. Gegen Mäuse läßt man keine Artillerie antreten.« Er sah sich um. »Sollen wir gehen? Ich glaube, wir haben sie lange genug warten lassen. Fertig, Arthur?«

»Gewiß.« Das Double legte sein Manuskript beiseite. »Dieser Robbins hat das richtige Fingerspitzengefühl für Reden. Er vermeidet die Zischlaute, unter denen sonst immer die ersten fünf Zuhörerreihen zu leiden haben. Eine feuchte Aussprache verleidet die schönste Rede.«

»Gut.« Sie betraten den Saal, zuerst der Schauspieler, dann der Minister, dann der Staatssekretär mit seinem Assistenten.

Von der langen Reihe der Hroshii, die den Raumhafen verlassen hatten, betraten nur zwölf den Saal. Dennoch schien das Auditorium überfüllt zu sein. Mister Kiku sah die Gäste interessiert an. Es stimmte schon, sie hatten nicht den freundlich-dämlichen Gesichtsausdruck, den er auf allen Fotos von Lummo beobachtet hatte. Eines der Ungeheuer starrte zurück. Ein kalter, selbstbewußter Blick. Mister Kiku lief eine Gänsehaut über den Rücken. Er wollte seine Augen abwenden. Statt dessen blickte er dem Biest fest in die Augen und dachte: Was du kannst, kann mein Psychotherapeut noch besser.

Greenberg pufte ihn am Ärmel. »Sie haben auch hier

im Saal Waffen verteilt«, flüsterte er. »Sehen Sie?«

Leise antwortete Mister Kiku: »Man darf nicht erkennen, daß wir diese Dinger für Waffen halten. Nehmen wir einfach an, es seien Tonbandgeräte.«

Doktor Ftäml stand neben dem ersten Hroshiu. Mister Kiku wandte sich an ihn. »Beschreiben Sie ihnen unseren Ministerpräsidenten. Meinetwegen nennen Sie ihn das Oberhaupt über siebzehn machtvollen Planeten.«

Der Rargyllier zögerte. »Und was ist mit eurem Ratspräsidenten?«

»Der Ministerpräsident vertritt ihn.«

»Gut, Freund.« Der Rargyllier unterhielt sich mit dem Hroshiu in einer Sprache, die an das Wimmern junger Hunde erinnerte. Der Hroshiu wimmerte eine Antwort. Plötzlich schwand Mister Kikus Furcht. Er konnte keinen Respekt vor jemandem haben, dessen Stimme wie die einer Quietschpuppe klang. Aber dann erinnerte er sich, daß man in jeder Sprache tödliche Befehle geben konnte.

Ftäml wandte sich an Mister Kiku. »Neben mir steht...« es folgte eine Reihe von Quietschtönen, »... der Kommandant des Schiffes und Leiter der Expedition. Sie – oder besser er – ist Erbmarschall und ...« Der Rargyllier stockte und sah Kiku ratlos an. »Ich fürchte, bei den Terranern gibt es keinen ähnlichen Rang ...«

»Wie wäre es mit Boß, Doc?« schlug Greenberg vor.

»Ein guter Vorschlag. Sie ... er ist der Boß. Seine gesellschaftliche Stellung ist nicht die höchste, aber seine Autorität ist praktisch grenzenlos.«

»So groß, daß er diese Verhandlung führen kann?« erkundigte sich Kiku.

»Ja, gewiß.«

»Dann fangen wir an.« Er nickte dem Schauspieler zu. Die Mithöranlage für den Ministerpräsidenten und den Sicherheitschef war eingeschaltet.

Der Schauspieler trug die Rede mit viel Würde vor. Man versicherte den Hroshii, daß man sich freue, ihre Bekanntschaft zu machen und daß man glücklich sei, ihnen ihr vermißtes Kind wiedergegeben zu haben. Man sei sicher, daß dieser glückliche Zufall zu einem Austausch diplomatischer Beziehungen führen werde.

Danach setzte sich der Schauspieler und setzte eine gemessene Cäsarenmiene auf. In dieser Pose schloß er mit offenen Augen und hörte kein Wort von dem, was ringsum ihn vorging.

MacClure erhob und wiederholte im großen und ganzen die Worte seines Vorgängers.

»Sollen wir klatschen, Boß?« flüsterte Greenberg.

»Ach, halten Sie den Mund«, erklärte Kiku freundlich. »Doktor Ftäml, wird der Kommandant eine Rede halten?«

»Ich glaube nicht.« Ftäml sprach mit dem Kommandanten und wandte sich dann wieder an Mister Kiku. »Mein Auftraggeber kommentiert die beiden Reden und stellt fest, daß die Hroshii es nicht nötig haben, mit niedrigeren Völkern in Verbindung zu treten. Er ist der Meinung, daß man nun mit den Zeremonien aufhören und zur Verhandlung kommen sollte.«

»Wenn die Hroshii es nicht nötig haben, mit uns in Verbindung zu treten, weshalb kamen sie dann und boten uns ihre Geschenke an?«

»Aber Sie haben doch darauf bestanden, Freund?«

Ftäml war überrascht.

»Danke, Doktor, aber an Ihrem Kommentar liegt mir nichts. Fragen Sie den Kommandanten.«

»Ich werde es versuchen.« Ftäml führte ein kurzes Gespräch mit dem Kommandanten und wandte sich dann wieder an Kiku. »Verzeihung. Er sagte, daß er Ihre kindischen Forderungen als das billigste Mittel ansah, zu seinem Ziel zu kommen. Jetzt möchte er mit Ihnen über die Auslieferung des jungen Stuart sprechen.«

»Sagen Sie ihm bitte, daß dieser Punkt noch nicht auf der Tagesordnung steht. Zuerst muß die Frage der diplomatischen Beziehungen geregelt werden.«

Er redete lange auf den Hroshiu ein. Schließlich übersetzte er: »Der Erbmarschall sagt, daß durch diese Verhandlung diplomatische Beziehungen bestehen. Er möchte jetzt wissen, wo John Thomas Stuart ist.«

»Nicht so schnell. Ein Punkt nach dem anderen. Sie müssen eine Botschaft und eine Mission für kulturelle, wissenschaftliche und Handelsbeziehungen akzeptieren. Sie selbst müssen eine ähnliche Botschaft stellen. Ein Verkehr zwischen den beiden Planeten muß ins Auge gefaßt werden. Erst wenn diese Dinge feststehen, können wir von dem jungen Stuart sprechen.«

»Ich versuche es.« Ftäml redete und redete. Die Antwort war kurz. »Der Boß lehnt alle diese Punkte als nicht in Frage kommend ab. Wo ist John Thomas Stuart?«

»In diesem Fall«, erwiderte ihm Kiku ruhig, »erklären Sie ihm, daß wir nicht mit Barbaren verhandeln. Er soll seinen Plunder – suchen Sie eine ebenso starke Übersetzung – er soll seinen Plunder zusammenpacken und

schnell auf sein Schiff zurückkehren. Notfalls müssen sie eben ihre kostbare Hroshia mit Gewalt in die Heimat verschiffen – denn auf Terra dürfen sie nie wieder landen.«

Wenn Ftäml die Fähigkeit dazu besessen hätte, wäre er jetzt in Tränen ausgebrochen. »Bitte! Reizen Sie sie nicht. Ich dürfte es Ihnen nicht sagen, aber sie könnten in diesem Augenblick die ganze Stadt zerstören.«

»Richten Sie unsere Botschaft aus. Unsere Konferenz ist beendet.« Mister Kiku erhob sich, winkte den anderen und ging auf den Erfrischungsraum zu.

Der Schauspieler schritt würdevoll-beleidigt an der Spitze. MacClure packte Mister Kiku am Arm. »Henry, zugegeben, daß Sie die Konferenz leiten. Aber überlegen Sie doch einmal. Es sind Bestien ...«

»Mister MacClure«, sagte Mister Kiku sanft, »ein bekannter Diplomat sagte einmal, daß man manchen Leuten so lange auf die Füße treten muß, bis *sie* sich entschuldigen.« Er drängte den Minister in den Erfrischungsraum.

»Und wenn sie es nicht tun?«

»Das Risiko müssen wir auf uns nehmen. Bitte, streiten wir nicht in Gegenwart von Fremden.« Er schloß die Tür hinter sich.

Greenberg wandte sich an Kiku. »Hübscher Versuch, Boß. Aber was machen wir jetzt?«

»Warten.«

»O. K.« Greenberg ging an eines der Relais, das die Szene im Verhandlungssaal auffing. Die Hroshii waren nicht gegangen. Sie umringten Doktor Ftäml.

Das Double wandte sich an Mister Kiku. »Bin ich fertig, Sir?«

»Ja, Arthur – Sie haben gute Arbeit geleistet.«

»Danke. Ich muß mich jetzt für die zweite Rolle herichten. Darf ich mich abschminken?«

»Machen Sie es gleich hier. Die Fotografen sind eingeweiht.«

MacClure setzte sich, zündete eine Zigarre an, nahm einen tiefen Zug und legte sie wieder weg. »Henry, Sie sollten den Sicherheitschef verständigen.«

»Er weiß Bescheid. Wir warten.«

Sie warteten. Plötzlich sagte Greenberg: »Da kommt Ftäml.« Er eilte zur Tür und ließ Ftäml ein.

Der Rargyllier schien nervös. »Lieber Mister Kiku, der Kommandant sagt, daß er Ihren seltsamen Wünschen nachkommen will, um eine schnellere Regelung herbeizuführen. Er besteht jetzt darauf, daß Sie den jungen Stuart ausliefern.«

»Sagen Sie ihm bitte, daß er die Art von freundschaftlichen Beziehungen zwischen zivilisierten Völkern völlig mißversteht. Wir tauschen nicht die Freiheit eines unserer Bürger gegen ihre wertlosen Angebote, ebensowenig wie sie die Freiheit ihrer Hroshia verkaufen würden. Sagen Sie ihnen darüber hinaus, daß sie sofort von hier verschwinden mögen.«

»Ich richte Ihre Botschaft nur zögernd aus«, erklärte Doktor Ftäml ernst.

Er kam schnell zurück. »Sie sind mit Ihren Bedingungen einverstanden.«

»Gut. Kommen Sie, Sergei. MacClure, Sie müssen nicht erscheinen, wenn Sie nicht wollen.« Er trat in den Saal, gefolgt von Greenberg und Ftäml.

Der Hroshii-»Boß« erschien Kiku noch herablassender als vorher. Dennoch stimmte er den Einzelheiten bei der Bildung einer Botschaft zu.

Und dann verlangte er die Übergabe von John Thomas Stuart. Ängstlich fügte Ftäml hinzu: »Ich hoffe, Sie haben Vorkehrungen getroffen, Freund? Die Sache gefällt mir nicht. Es ging alles zu glatt.«

Mit einem Gefühl der Befriedigung, das einen Augenblick lang seine Magenschmerzen auslöschte, antwortete Mister Kiku: »Ich sehe keinerlei Schwierigkeiten. Der Junge geht freiwillig, jetzt, da zwischen den beiden Ländern diplomatische Beziehungen bestehen. Machen Sie den Hroshii klar verständlich, daß der Junge als freies Wesen mitkommt. Die Hroshii müssen ihm eines ihrer eigenen Schiffe zur Verfügung stellen, wenn er ihren Planeten wieder verlassen möchte.«

Ftäml übersetzte. »Die Hroshii erklären sich einverstanden – bis auf eine kleine Nebensache. John Thomas Stuart wird als Haushaltsmitglied der Hroshia Lummo geführt. Natürlich – ich übersetze so wörtlich wie möglich – liegt die Entscheidung darüber, ob der Junge zurückkehrt und wann, völlig bei der Hroshia. Sollte sie seiner müde werden, könnte man ihm selbstverständlich ein Schiff zur Verfügung stellen.«

»Nein.«

»Was nein?«

»Wir sagen zu diesen Bedingungen nein. Damit ist der Punkt John Thomas Stuart für uns erledigt.«

Ftäml wandte sich an seine Auftraggeber und gleich darauf wieder an Mister Kiku, »Sie sagen, daß darüber

kein Vertrag bestünde.«

»Ich weiß. Wir unterzeichnen keine Verträge mit ... haben sie ein Wort für Untergebene?«

»Es gibt verschiedene Arten von Dienern.«

»Gut. Dann benutzen Sie das Wort für die niedrigsten Diener.

Sagen Sie ihnen, daß wir keinen Vertrag aufsetzen, weil wir nicht mit Dienern verhandeln.«

Ftäml sah ihn traurig an. »Ich bewundere Sie, mein Freund, aber ich beneide Sie nicht.«

Er übersetzte. Der Hroshiu sah Kiku an und quiekte dann wie ein Hund los, den man getreten hat. Ftäml hatte Mühe zu folgen. »Unübersetzbar, Flüche ... Verachtung ... Gewürm ... würde Sie mit Freuden verspeisen ... dieser ekelhaften Rasse müssen Manieren beigebracht werden. Kidnapper ...« Der Hroshiu und Ftäml schwiegen erschöpft.

Aber Mister Kiku blieb wie ein Stein sitzen. Sie blickten einander in die Augen, das Wesen von »Draußen« und der kleine alte Mann. Niemand regte sich, niemand sprach.

Dann brach im Hintergrund des Saals ein erregtes Gewinsel los. Der Anführer drehte sich um und rief einen scharfen Befehl. Daraufhin jagten die Hroshii mit einer für ihre Plumpheit erstaunlichen Geschwindigkeit auf die Tür zu.

Kiku stand auf und beobachtete sie. Greenberg packte ihn am Arm. »Der Sicherheitschef möchte Sie sprechen.«

Kiku schüttelte ihn ab. »Sagen Sie ihm, er solle nichts übereilen. Wartet unser Auto?«

John Thomas Stuart der Elfte hatte der Konferenz beiwohnen wollen. Nur ein glattes Nein hielt ihn davon ab. Er befand sich in den Räumen des Universal, wo die Regierung für ihn und seine Mutter Unterkunft besorgt hatte. Als Betty Sorensen mit Miß Myra Holtz aufkreuzte, spielte er gerade mit seinem Bewacher eine Partie Schach. Myra Holtz gehörte zur Sicherheitsabteilung des Raum-Ministeriums und verdeckte ihre Tätigkeit als Polizistin unter einem angenehmen Äußeren. »Passen Sie gut auf Betty auf. Sie hat einen Sinn für das Ungewöhnliche«, hatte Mister Kiku gesagt.

Die beiden Bewacher begrüßten einander. »Hallo, Johnnie«, rief Betty, »warum bist du nicht dabei?«

»Ich durfte nicht.«

»Ich auch nicht.« Sie sah sich um. »Wo ist die Mama?«

»Beim Einkaufen. Ich bin immer noch Luft für sie. Aber siebzehn Hüte hat sie inzwischen gekauft. Was ist mit deinem Gesicht?«

Betty sah in den Spiegel. »Gefällt es dir? Der letzte Schrei!«

»Du siehst wie ein verrückt gewordenes Zebra aus.«

»Ach, du Hinterwäldler. Ed, wie gefällt es Ihnen?«

Johnnies Bewacher sah von seinem Schachbrett auf und meinte hastig. »Ich erlaube mir kein Urteil. Meine Frau sagt immer, ich hätte keinen Geschmack.«

»Der fehlt den meisten Männern. Myra und ich wollten euch beide zu einem Spazierflug in die Stadt einladen. Einverstanden?«

»Stimmt das, Myra?« fragte Ed.

»Es war ihre Idee.«

John Thomas wandte sich an Ed Cowens. »Warum denn nicht? Ich kann das Schachbrett schon nicht mehr sehen.«

»Hm ... ich soll mit dem Büro in Verbindung bleiben. Sie brauchen dich vielleicht bald.«

»Pah!« warf Betty ein. »Sie haben ja ein Taschentelefon. Auf alle Fälle besitzt Myra eines.«

Cowen schüttelte den Kopf. »Wir müssen sichergehen.«

»Sind wir denn in Haft?« wollte Betty wissen.

»Mmmm ... in Schutzhaft höchstens.«

»Sie können uns auch unterwegs beschützen. Oder bleiben Sie hier und spielen Sie mit sich allein Schach. Johnnie, komm!«

Cowen sah Miß Holtz an. Sie zuckte die Achseln und meinte zögernd. »Wir können nicht viel machen.«

Sie nahmen ein Lufttaxi, anstatt zu Fuß durch die Straßen zu bummeln.

»Wohin?« fragte der Pilot.

»Ach, kreuzen Sie ein bißchen durch die Gegend und zeigen Sie uns die Sehenswürdigkeiten.«

»Wie Sie wünschen. Nur die Sonnenpromenade ist gesperrt. Schätzungsweise irgendeine Parade.«

»Ich weiß.«

»Bringen Sie uns zum Raumhafen«, verlangte John.

»Nein«, erklärte Cowen, »das kommt nicht in Frage.«

»Warum nicht, Ed? Ich habe LummoX immer noch nicht gesehen. Vielleicht geht es ihm nicht gut.«

»Nein.«

»Ach, streite doch nicht mit dem«, unterbrach ihn Bet-

ty. »Wir nehmen ein anderes Taxi und fliegen, wohin wir wollen. Ich habe Geld genug, Johnnie.«

»Hören Sie mal«, schimpfte der Fahrer, »ich kann Sie meinetwegen nach Timbuktu fliegen, aber über einer Landebahn kann ich nicht stehenbleiben. Sie kennen die Polizisten.«

»Also, zum Raumhafen«, erklärte Cowen resigniert.

Rund um das Gebiet des fremden Schiffes war eine Barrikade errichtet worden, die nur bei der Einmündung in die Sonnenpromenade eine Lücke aufwies. Innerhalb der Umzäunung befand sich das Landeboot der Hroshii, das fast die Größe eines normalen terranischen Sternenschiffs aufwies. Johnnie sah es an und überlegte zum erstenmal, wie er sich auf Hroshiud fühlen würde. Der Gedanke behagte ihm nicht, denn bis jetzt hatte er Betty noch nichts davon gesagt.

Die Hroshii eilten außerhalb ihres Schiffs hin und her und machten sich an komischen Apparaturen zu schaffen. Johnnie gab er, auf, sie zu zählen. Sie erinnerten an einen riesenhaften Ameisenhaufen. Das Taxi kreuzte außerhalb der Polizeiabspernung. Plötzlich schrie Johnnie auf. »Da! Da ist Lummie!«

Betty verrenkte sich fast den Hals. »Wo denn?«

»Am anderen Ende des Schiffs. Da!«

Er wandte sich an den Fahrer. »Sagen Sie, Mister, können Sie uns an der anderen Seite so nahe wie möglich an die Abspernungen heranfliegen?«

Der Fahrer warf einen Blick auf Cowen. Der nickte. Sie flogen auf die andere Seite hinüber. Lummie wurde deutlich sichtbar.

»Wenn ich nur ein Fernglas hätte«, jammerte John Thomas.

»Ich habe eins im Handschuhfach«, erklärte der Fahrer.

Johnnie kramte es heraus. Es war altmodisch und ohne elektronische Vergrößerung, aber LummoX wurde doch viel deutlicher.

»Wie sieht er aus, Johnnie?«

»Mager. Wahrscheinlich geben sie ihm nicht das Richtige zu essen.«

»Mister Greenberg sagte mir, daß er überhaupt nicht gefüttert würde. Ich dachte, Sie wüßten das.«

»Was? Das können sie doch Lummie nicht antun!«

»Wir können es nicht ändern.«

»Hmm ...« John Thomas kurbelte das Fenster herunter, um besser sehen zu können. »Sagen Sie, könnten Sie noch näher heran?«

Cowen schüttelte den Kopf. Der Fahrer schimpfte. »Ich möchte mich nicht von der Polente erwischen lassen.« Aber trotzdem arbeitete er sich bis dicht an den Sperrgürtel heran.

Im gleichen Augenblick hörten sie den Polizeilautsprecher über sich. »He, Sie! Nummer achtundvierzig! Wohin wollen Sie denn mit Ihrer Kiste? Sehen Sie nicht, daß Sie im Sperrgebiet sind?«

Der Fahrer fluchte und wollte umdrehen. »Ooch«, sagte John Thomas enttäuscht. Doch dann fiel ihm etwas ein. »Ob er mich wohl hören kann?« Und im nächsten Augenblick rief er aus Leibeskräften: »Lummiieee!«

Die Hroshia hob den Kopf und sah erregt um sich.

Cowen packte John Thomas am Arm und wollte das

Fenster schließen. Doch Johnnie riß sich los. »Ach Sie, gehen Sie zum Teufel«, rief er wütend. »Man hat mich lange genug herumgestoßen. *Lummox*, Hier bin ich! Komm hier herüber! ...«

Cowen zerrte ihn ins Innere und knallte das Fenster zu. »Ich wußte doch, daß so eine Fahrt nur Unannehmlichkeiten bringen würde. Fahrer, fort von hier.«

»Mit dem größten Vergnügen.«

Man brauchte kein Vergrößerungsglas, um zu sehen, was jetzt geschah. *Lummox* strebte direkt auf die Absperrung zu. Er schüttelte die *Hroshii* links und rechts von sich wie Fliegen ab. Die Mühe, über die Absperrung zu schweben, machte er sich gar nicht. Er ging mittendurch.

»Heiliger Strohsack!« flüsterte Cowen. »Aber das elektrische Feld wird sie aufhalten.«

Die Annahme stellte sich als falsch heraus. *Lummox* wurde langsamer und setzte mühsam einen Fuß vor den anderen. Es sah aus, als sei die geladene Luft ein Sumpf, durch den sie waten müsse. Aber mit der Hartnäckigkeit einer Dampfwalze schob sich *Lummox* vor, bis sie sich unter dem Taxi befand.

Und die anderen *Hroshii* folgten ihr. Sie hatten zwar stärker als sie mit dem elektrischen Feld zu kämpfen, aber sie waren zäh. Dann hatte *Lummox* die elektrische Zone überquert und kam im Galopp auf sie zu.

»Myra, Sie rufen das Militär an und ich das Ministerium!« rief Cowen.

»Nein!« Betty packte ihn am Arm.

»Mister Cowen, hören Sie mir gut zu. Es hat keinen

Sinn, um Hilfe zu rufen. LummoX gehorcht niemandem außer Johnnie – und die Hroshii gehorchen LummoX. Sie wissen das ganz genau. Also, setzen Sie ihn so ab, daß er mit LummoX sprechen kann – sonst geschieht ein Unglück, und Sie sind schuld daran.«

Sicherheitsbeamter Edwin Cowen starrte sie an und dachte an seine Karriere. Seine Zukunftsträume konnte er sich wohl aus dem Kopf schlagen. Doch dann rang er sich zu einer tapferen Entscheidung durch.

»Landen Sie die Kiste«, rief er dem Fahrer zu, »und setzen Sie mich und den Jungen ab.«

Der Fahrer stöhnte. »Aber das kostet extra etwas.« Mit einem Ruck landete das Fahrzeug. Cowen öffnete die Tür. Mit einem Freudenschrei war Johnnie draußen. Myra Holtz versuchte vergeblich, Betty zurückzuhalten.

»Johnnie!« quiekte LummoX und streckte seine Arme aus.

John Thomas rannte auf seinen Freund zu. »Lummie! Geht es dir gut?«

»Klar, Johnnie. Warum nicht? Hallo, Betty!«

»Hallo, Lummie!«

»Nur hungrig bin ich«, meinte LummoX nachdenklich.

»Das werden wir abstellen.«

»Mach dir keine Sorgen. Ich darf nichts essen.«

John Thomas wollte diese außergewöhnliche Antwort gerade näher untersuchen, als er bemerkte, daß Myra Holtz verzweifelt versuchte, einem der Hroshii auszuweichen. Als Ed Cowen gerade seine Pistole zog und sich zwischen Myra und das Biest stellte, rief Johnnie: »LummoX! Das sind meine Freunde. Sage deinen Ge-

fährten, sie sollen sie in Ruhe lassen. Schnell!«

»Wie du willst, Johnnie.« Die Hroshia quiekte ihren Artgenossen etwas zu. Sofort ließen sie von den Sicherheitsbeamten ab.

»Und mach uns einen Sattel. Wir möchten ein bißchen bei dir bleiben und mit dir plaudern.«

»Klar, Johnnie.«

Als LummoX wieder an das elektrische Feld kam, rief er seinen Genossen einen scharfen Befehl zu.

Die Hroshii riefen etwas ins Schiffsinnere hinein. Das elektrische Feld verschwand. Sie kamen ohne Schwierigkeiten von der Stelle.

*

kamen, fanden sie eine Als Mister Kiku, Sergei Greenberg und Doktor Ftäml ann Waffenstillstand vor. Die Hroshii waren da, wo eigentlich das elektrische Abwehrfeld sein sollte. Und statt der terranischen Polizei sah man Kriegsschiffe herumschwirren. Sie schienen bereit, das Gebiet auf Befehl in eine radioaktive Wüste zu verwandeln.

Der Ministerpräsident und der Generalstabschef erwarteten sie bereits. »Ah, Henry. Wir sind geschlagen. Aber es ist nicht deine Schuld.«

Mister Kiku warf einen Blick auf die feindselige Wand der Hroshii. »Vielleicht.«

»Wir könnten sofort angreifen«, meinte der Generalstabschef. »Aber ich weiß nicht, wie wir die beiden jungen Leute herausholen sollen.«

»Das heißt also, wir können nicht angreifen?«

»Ich glaube, Ihnen ist der Ernst der Lage nicht bewußt, Mister Kiku. Sie haben das elektrische Feld einfach vernichtet. Überall.«

Sie näherten sich der unbeweglichen Wand, die sich um LummoX gebildet hatte. Etwa hundert Meter weiter vorn sah er LummoX selbst und auf seinem Rücken die beiden jungen Leute. Kiku blieb stehen. »Sagen Sie ihnen, sie sollen Platz machen. Ich möchte die Hroshia LummoX sprechen.«

Ftäml übersetzte. Nichts geschah, obwohl sich die Hroshii unbehaglich bewegten.

Greenberg formte seine Hände zu einem Trichter und rief: »Johnnie! John Stuart! Sagen Sie LummoX, er soll uns freien Durchgang verschaffen!«

»Verstanden!«

Ein breiter Pfad öffnete sich vor ihnen. Die kleine Prozession marschierte an den Reihen der Hroshii vorbei. Greenberg lief eine Gänsehaut den Rücken hinunter.

»Hallo, Mister Kiku«, rief John Thomas, als die Gruppe vor LummoX stehenblieb. »Sollen wir herunterkommen?«

»Wäre vielleicht besser.«

Johnnie rutschte herunter und fing dann Betty auf. »Tut mir leid, daß wir wieder einmal Verwirrung geschaffen haben.«

»Das steht noch nicht fest. Wollen Sie mich nicht Ihrem Freund vorstellen?«

»LummoX, das ist Mister Kiku, einer meiner besten Freunde.«

»Hallo, Mister Kiku.«

»Hallo, LummoX.« Mister Kiku sah nachdenklich aus.
»Doktor, wo ist denn der Kommandant, der immer so häßlich schielte?«

»Dort drüben, Sir.«

»Fragen Sie ihn, ob er seiner Herrin über die Konferenz Bericht erstattet hat.«

»Gut.« Der Medusoide sprach kurz mit dem Anführer. Dann erklärte er: »Nein, er hat es noch nicht getan.«

»Hm. John Thomas, wir schlossen mit den Hroshii einen Vertrag über all die Dinge ab, die wir vor kurzem besprachen. Plötzlich zogen sie alle Zusagen zurück, als sie erkannten, daß wir Sie nicht ohne Garantien ausliefern wollten. Könnten Sie Ihren Freund fragen, ob das auch in seinem Sinn liegt?«

»LummoX? Natürlich.«

»Schön. Einen Augenblick. Doktor Ftäml, könnten Sie LummoX in Gegenwart des Kommandanten den Hergang der Konferenz erzählen? Oder ist sie noch zu jung für solche Dinge?«

»Keineswegs.« Der Ragyllier sprach in den seltsamen winselnden Tönen zu LummoX. Nur ein oder zweimal stellte LummoX Zwischenfragen. Als Doktor Ftäml geendet hatte, wandte sie sich an den Kommandanten.

»Sie fragt: ›Kann das wahr sein?‹« übersetzte der Ragyllier.

Der Kommandant senkte den Kopf und kam demütig auf LummoX zugekrochen.

»Er sagt, daß es wahr sei, daß sie aber seine Notlage anerkennen solle.«

»Buh, er soll sich ein wenig beeilen. Mir ist kalt.« Mi-

ster Kiku schlotterte am ganzen Körper.

»Sie nimmt die Erklärung nicht an. Ich will Ihnen ihre Rhetorik ersparen – aber ihre Sprache ist einmalig kräftig.«

Plötzlich quiekte LummoX zornig, richtete sich auf ihre Hinterbeine auf und stieß dem unglücklichen Kommandanten mit aller Wucht den Kopf in die Flanke.

Er landete irgendwo in der Menge. Langsam und demütig kroch er wieder vor LummoX.

LummoX begann zu sprechen. Ftäml übersetzte. »Solange die Galaxis existiert, sind Johnnies Freunde ihre Freunde. Sie verlangt im Namen ihrer illustren Vorfahrenschaft, daß ihren Freunden nie ein Härchen gekrümmt werden darf.«

Die Hroshii hatten während der Rede von LummoX demütig die Schnauzen gesenkt. Jetzt rief Lummie etwas im Befehlston.

Ftäml übersetzte. »Sie sagt, sie möchte mit ihren Freunden allein sein.«

»Bitten Sie sie, ihrem Freund LummoX zu versichern, daß ihre Worte bindend sind.«

»Gut.« Während die Hroshii ins Schiffsinnere eilten, sprach Ftäml kurz mit LummoX. Die Hroshia hörte ernst zu und wandte sich dann an John Thomas. Mit ihrer Kleinmädchen-Stimme piepste sie: »O. K. Johnnie. Drei Pfoten aufs Herz.«

John Thomas nickte feierlich. »Darauf können Sie sich verlassen, Mister Kiku.«

»Schicken Sie sie zu mir.«

Mister Kiku setzte sich nervös in Pose, warf noch einen Blick auf das Teetablett und überzeugte sich, daß die gedämpfte Beleuchtung eingeschaltet war.

»Hallo, Mister Kiku«, begrüßte ihn Betty Sorensen und setzte sich damenhaft.

»Wie geht es, Miß Sorensen?«

»Nennen Sie mich ruhig Betty.«

»Danke.« Er zuckte zusammen, als er sie näher ansah. Betty hatte ein neues Streifen-Make-up ausprobiert. Außerdem hatte sie sich offensichtlich in Unkosten gestürzt, um nach dem letzten Schrei gekleidet zu sein. Bei ihr wirkte es wie ein letzter Aufschrei. »Hm ... mein liebes Fräulein, es fällt mir nicht leicht, den Zweck meines Anliegens zu erklären.«

»Lassen Sie sich ruhig Zeit. Ich habe es nicht eilig.«

»Ich hoffe, es hat Ihnen in der Hauptstadt gefallen.«

»Und wie. Bisher mußte ich jeden Cent umdrehen, wenn ich mal Einkäufe machte.«

»Äh, Sie sind Waise?«

»Nur im gesetzlichen Sinn. Ich habe mich aus verschiedenen Gründen von meinen Eltern scheiden lassen. Jetzt lebe ich im Westville-Heim für unabhängige Kinder und habe einen gesetzlichen Vormund.«

»Dann sind Sie noch nicht volljährig?«

»Wie man die Sache betrachtet. Ich halte mich für volljährig. Nur das Gericht sagt nein. Aber Gott sei Dank nicht mehr lange.«

»Hm. Vielleicht sollte ich gestehen, daß ich das alles wußte.«

»Ich wußte auch, daß Sie es wußten. Warum kommen wir nicht zur Sache?«

»Hm. Haben Sie je Kaninchen gehabt? Oder Katzen?«

»Katzen.«

»Lummox macht uns Schwierigkeiten. Nichts Schlimmes – unser Vertrag bleibt bestehen. Hm, aber wenn wir Lummox irgendwie verpflichten könnten ...«

»Gewiß. Wenn ich Ihnen dabei helfen kann, Mister Kiku, gern.«

»Hm. Wir beide wissen, daß Lummox seit langem Johnnies Haustier ist.«

»Klar. Die Überraschung war groß, nicht wahr?«

»Hm, ja. Und vorher war Lummox das Haustier von Johnnies Vater und Großvater.«

»Ja, natürlich. Ich könnte mir auch keinen netteren Kerl vorstellen.«

»Ach, Miß Betty, jedes Ding hat seine zwei Seiten. Stellen Sie sich vor, wie Lummox die Sache ansieht: Sie sagt, daß John Thomas ihr Haustier wäre und daß sie seit Jahrhunderten nichts anderes tue, als junge ›John Thomas‹ zu züchten.«

Bettys Augen wurden rund und groß. Dann lachte sie schallend. »Nein, Mister Kiku, das darf doch nicht wahr sein!«

»Ich scherze nicht.«

»Weiß John Thomas davon?«

»Ich habe es ihm etwas umschrieben.«

»Und Mistreß Stuart?«

»Nein, das wäre zu grausam.«

»Oh, ich möchte es ihr ins Gesicht sagen dürfen.

Lummox züchtet ›John Thomase‹! Nicht auszudenken.«

»Bitte, tun Sie es nicht. Aber kommen wir wieder zum Thema. Lummox war bei dieser Beschäftigung vollkommen glücklich. Deshalb wollte sie auch die Erde nicht verlassen, als sie die Hroshii fanden. Lummox wollte weiterhin ›John Thomase‹ züchten.«

»Weiter, Mister Kiku.«

»Äh, was für Pläne haben Sie eigentlich, Miß Sorensen?«

»Ich? Darüber habe ich noch nie gesprochen.«

»Verzeihung, ich wollte nicht persönlich werden. Sie verstehen, zu jedem Vorgang gehören gewisse Voraussetzungen. Wenn wir nun ein Kaninchen hätten ...« Er wußte nicht weiter.

Sie versuchte, in seinen kummervollen Zügen zu lesen. »Wollen Sie mir erklären, daß man zwei Kaninchen braucht, um junge Kaninchen züchten zu können?«

»Ja, das wollte ich.«

»Na, also. Warum sagen Sie das so umständlich. So was weiß doch jedes Kind. Vermutlich wollen Sie jetzt noch andeuten, daß die gleiche Regel für die Aufzucht von jungen Johnnies gilt.«

Er konnte nur stumm nicken.

»Sie Ärmster, warum haben Sie mir das nicht geschrieben, wenn es Ihnen so schwerfällt, darüber zu sprechen? Ich helfe Ihnen natürlich gern aus, wenn es sein muß.«

»Ich wollte nicht aufdringlich sein, deshalb muß ich erst über Ihre Zukunftspläne Bescheid wissen.«

»Ich soll John Thomas heiraten? Aber ich hatte nie etwas anderes vor.«

Mister Kiku seufzte. »Ich danke Ihnen.«

»Oh, das tue ich nicht, um Ihnen einen Gefallen zu erweisen.«

»Trotzdem danke ich Ihnen.«

»Danken Sie lieber Lummo. Den guten alten Lummo kann John Thomas nicht täuschen.«

»Dann steht die Sache also fest?«

»Hm. Ich habe ihm noch keinen Heiratsantrag gemacht. Aber das kommt noch. Sie wissen ja, wie die Männer sind – nervös und ungeschickt. Wie hat Ihre Frau es angestellt? Hat sie nicht auch gewartet, bis Sie ab-schlußreif waren?«

»Hm, die Sitten meines Volkes sind ein wenig anders. Ihr Vater und mein Vater handelten die Sache aus.«

Betty sah ihn entsetzt an. »Sklaverei!« stellte sie fest.

»Zweifellos. Aber wir waren deshalb nicht unglücklicher als andere Ehepaare.« Er erhob sich. »Ich freue mich, daß wir zu einem Einverständnis gelangt sind.«

»Einen Augenblick, Mister Kiku. Ich habe noch ein paar Fragen. Was tun Sie für John Thomas?«

»Wie?«

»Ich meine, Sie haben doch sicher einen Vertrag mit ihm geschlossen.«

»Ach so. In finanzieller Hinsicht werden wir sehr großzügig sein. Obwohl John Thomas seine Zeit hauptsächlich der Ausbildung widmen wird, habe ich doch daran gedacht, ihm einen Rang in der Botschaft zu geben – nominell natürlich. Sonder-Attaché oder Botschaftssekretär.«

Betty schwieg. »Natürlich könnten wir auch Ihnen einen halboffiziellen Status gewähren. Vielleicht als Son-

derberaterin – mit dem gleichen Gehalt. Davon könnten Sie sich ein hübsches Nest bauen ... wenn Sie zurückkommen.«

Sie schüttelte den Kopf. »John ist nicht ehrgeizig. Aber ich.«

»Ja?«

»Johnnie wird Botschafter der Hroshii.«

Mister Kiku hatte ernstliche Schwierigkeiten weiterzusprechen. Ihm war die Luft weggeblieben. Schließlich erklärte er seufzend: »Aber liebes, junges Fräulein! Völlig unmöglich.«

»Glauben Sie! Mister MacClure bekam kalte Füße und verdrückte sich. Versuchen Sie nicht, es abzuleugnen. Ich habe meine Verbindungen im Ministerium. Deshalb ist seine Stelle offen. Für Johnnie.«

»Aber, meine Liebe ...«, widersprach er schwach. »Das ist doch keine Stelle für einen jungen Mann ohne diplomatische Erfahrung. Nein, so gut ich auch von John Thomas denke ...«

»MacClure sollte doch aufs Abstellgleis geschoben werden, nicht wahr? Das weiß jeder. Johnnie könnte mehr als er. Schließlich versteht er etwas von den Hroshii.«

»Ich gebe ja zu, daß er seine Sonderkenntnisse gut gebrauchen kann. Aber Botschafter? Nein!«

»Ja!«

»Geschäftsträger vielleicht? Das ist schon ein sehr hoher Rang. Doch Sie sehen, ich bin zu Kompromissen bereit. Mister Greenberg wird Botschafter. Wir brauchen einen Mann mit diplomatischen Fähigkeiten.«

»Was sind denn Diplomaten für eine spezielle Rasse?

Oder in anderen Worten, was hatte Mister MacClure Johnnie voraus?«

Er seufzte tief. »Sie nageln mich fest. Ich kann nur sagen, daß es Situationen gibt, die ich akzeptieren muß, obwohl ich weiß, daß diese Entscheidung falsch ist. Andere hingegen brauche ich nicht zu akzeptieren. Wenn Sie meine Tochter wären, würde ich Sie versohlen. Ich bleibe bei meinem Nein.«

Sie grinste ihn an. »Ich glaube, Sie würden nachgeben. Aber darum geht es nicht. Vermutlich verstehen Sie die Lage nicht so ganz.«

»Nein?«

»Nein. Johnnie und ich sind für Sie sehr wichtig, nicht wahr? Besonders Johnnie.«

»Ja, besonders Johnnie. Sie sind nicht so wesentlich, nicht einmal beim ... äh ... Züchten von Johnnies.«

»Wollen Sie es auf eine Probe ankommen lassen. John Thomas setzt keinen Fuß auf das fremde Schiff, wenn ich dagegen bin.«

»Das fürchte ich leider auch.«

*

Lummox wohnte als einzige Hroshia der Trauungszeremonie bei. Mister Kiku führte die Braut. Er stellte fest, daß sie keinerlei Make-up trug, was ihm zu der Hoffnung Anlaß gab, daß Johnnie vielleicht doch nicht ganz unter den Pantoffel geriet.

Sie empfangen Gratulationen und Geschenke, mit denen sie auf Hroshiu größtenteils nichts anfangen konnten.

Mrs. Stuart weinte und ließ sich von Reportern knipsen. Es war ein gelungenes Fest. Selbst Mister Kiku zerdrückte ein paar Tränen, als sie einander das Jawort gaben, aber Mister Kiku war ein sentimentaler Mensch.

Am nächsten Morgen saß er an seinem Schreibtisch und ignorierte die Lichter, die ihm entgegenblitzten. Vor ihm lagen die Broschüren über Kenia, doch er ließ auch sie unbeachtet. Er war gestern noch mit Doktor Ftäml ausgegangen, nachdem man die jungen Leute glücklich verheiratet hatte. Und jetzt brummte sein Schädel – aber die Magenschmerzen waren verschwunden. Er fühlte sich wunderbar.

Er versuchte, die Geschichte noch einmal als Ganzes zu betrachten. All die Aufregung, all die Sorgen – und nur, weil so ein verrückter Raumfahrer ein achtfüßiges Souvenir mitnehmen mußte. Oh, diese Menschen!

Doch dann sagte er sich, daß er keinen Grund hatte, verächtlich auf andere herabzusehen.

Was hatte der gute Ftäml gestern nacht gesagt? Wenn er sich nur erinnern könnte! Irgend etwas, das Kiku überzeugt hatte, daß die Waffen der Hroshii den Terranern niemals hätten gefährlich werden können. Natürlich, ein Rargyllier log niemals ... aber er umging geschickt die Wahrheit, wenn er dadurch eine fast gescheiterte Verhandlung wieder ins rechte Gleis bringen konnte.

Nun, jetzt war alles vorbei.

Vielleicht blufften die nächsten Fremden, die hier aufkreuzten, *nicht*. Ein schrecklicher Gedanke.

Mildreds Stimme riß ihn aus seinen Träumereien. »Mister Kiku, die Delegation von Randavia wartet.«

»Ich komme gleich, östlicher Konferenzraum.«

Er seufzte, entschloß sich, nur eine Pille zu nehmen und ging kampfbereit auf die Tür zu. Seinen ganzen Arm würde er in das Schlangennest stecken.

Er sang vor sich hin, das einzige Lied, dessen Schluß er kannte: »... *die Geschichte hat kein Ende und keinerlei Moral; der Mensch war schlecht, der Mensch ist schlecht – und bleibt es allzumal.*«

In der Zwischenzeit verabschiedete der neue Minister für Weltraumangelegenheiten die edlen Hroshii. Ihre Kaiserliche Hoheit, Infantin der Hroshii, zweihundertdreizehnte Erbin des Matriarchentums über die Sieben Sonnen, zukünftige Herrscherin über neun Milliarden Hroshii, auch ›Lummox‹ genannt, nahm befriedigt ihre beiden Lieblinge an Bord der kaiserlichen Jacht.

– Ende –

Als TERRA-TASCHENBUCH Nr. 115 erscheint:

DIPLOMAT DER GALAXIS

von Keith Laumer

Seine Kollegen vom CDT kämpfen mit Worten – er aber läßt seine Fäuste sprechen, wenn es um den Frieden der Galaxis geht.

In Kürze überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel. DM 2,40.